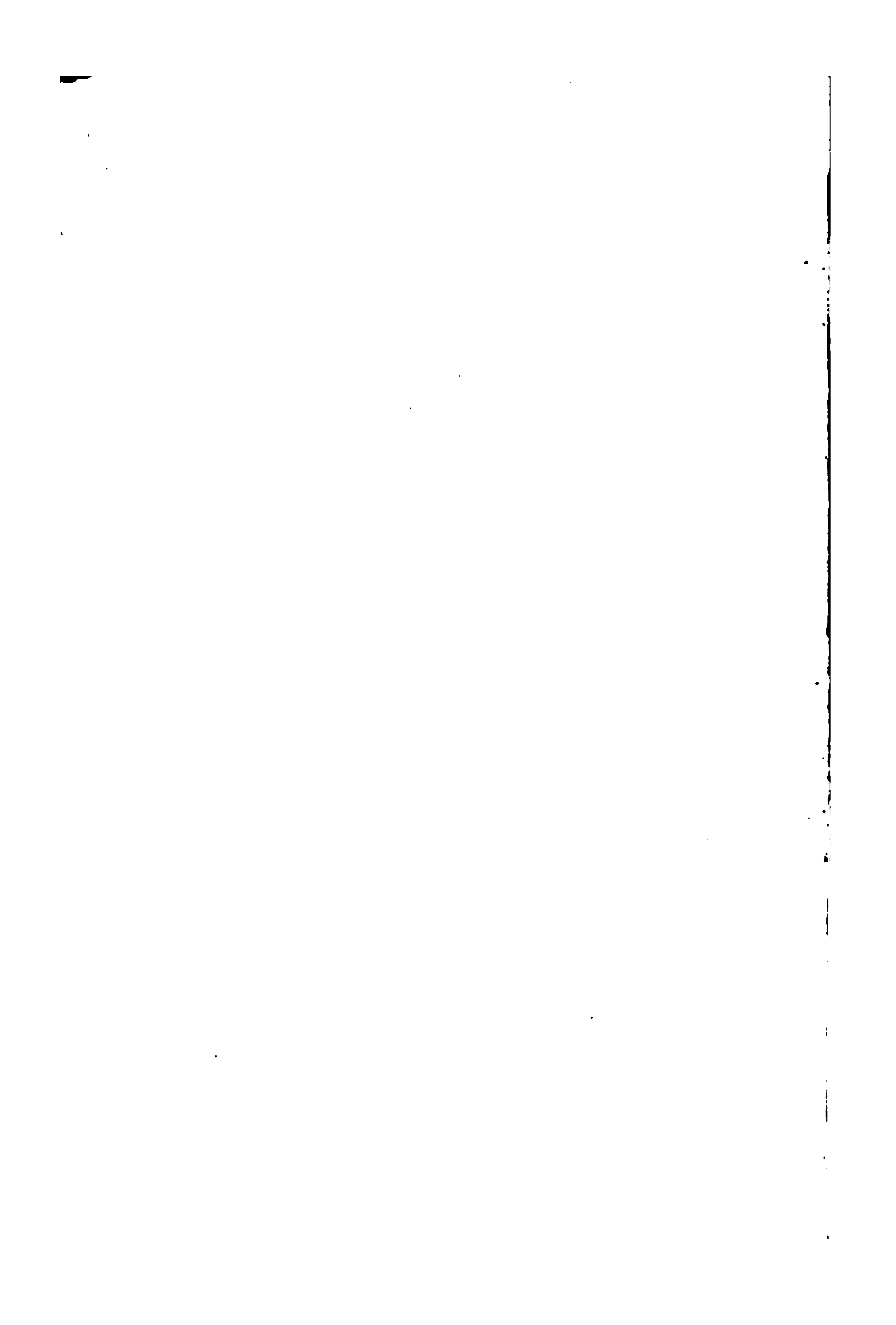
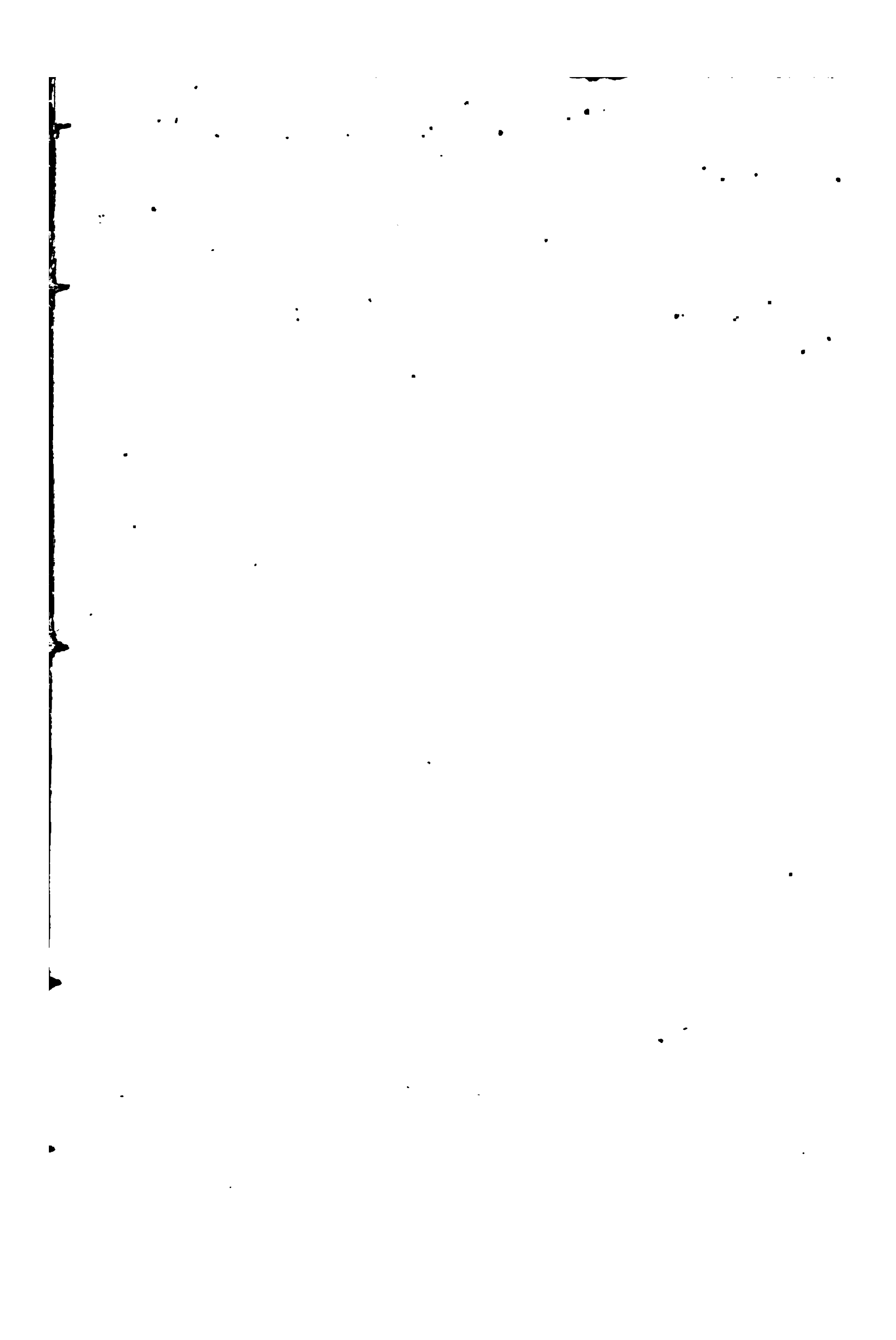






Herrmann Mögling.





Lith Anst v W Menges Stuttgart

Herrmann Mögling.

Ein Missionsleben

in der Mitte des Jahrhunderts

erzählt von

Dr. H. Gundert.

Mit Bildniß.



Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1882.

Vorwort.

Der sel. Mögling ging lange mit dem Gedanken um, ein Andenken an seine Pauline zu schreiben. Wenn er aber die alten Briefe zu lesen anfing, mußte er bald abbrechen. Das Vorhaben blieb unausgeführt. Dagegen stand er im Jahr 1871 mit mir an, das Leben Hebichs zu schreiben*), in welches Manches von seinem eigenen Missionslauf verwoben ist. Und daß auch dieser wohl einmal dürfte erzählt werden, war ihm ein geläufiger Gedanke.

Er schrieb mir 25. November 1861: „Wer weiß, bald könnte auch mein allzuschnelles Herzschlag-Uhrwerklein einmal stille stehen; ich ließe mirs gerne gefallen. In diesem Fall wollte ich dich gebeten haben, meinen Briefnachlaß u. dgl. in die Hand zu nehmen und für die Kinder eine Auswahl zu machen von diesen Resten. Das Andere könntest du gestreng aussuchen und Manches für Brüder drucken lassen, aber notabene ja nicht viel, das Gute wird sehr nahe zusammengehen. Den Rest gib dem Papiermüller, damit nichts umkomme. Schaden kann es nicht, wenn ich dirs schwarz auf weiß

---

*) Samuel Hebich. Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. Von zwei Mitarbeitern des Verewigten. Basel, Missionsbuchhandlung 1872.

gebe, und du läßst dirs doch gefallen, daß ich dich zum Exekutor des Kleeblättleins Gottfried, Pauline und Herrmann mache, nicht wahr? Die Hauptsache ist, daß wir selig werden und ewiges Leben haben. Das hat Seine Gnade über uns gewollt und ausgerichtet.“ Achtzehn Jahre nachher sagte er mir, jetzt habe er selbst aus dem Nachlaß ausgelesen, was etwa der Erhaltung werth scheinen dürfte; daraus möge ich nach seinem Heimgang etwas zusammenstellen über das Kleeblatt. Es war nur wenig, was er so bei Seite gelegt, die ganze übrige Correspondenz hatte er vernichtet.

Lücken auszufüllen, dienten die Briefe, die ich selbst von dem Kleeblatt erhalten hatte, sowie dessen regelmäßige Correspondenz mit dem sel. Dr. Barth. Immerhin bleibt ein Mangel an diesem Lebensbild aus der Mission, sofern die reichhaltige offizielle Correspondenz spärlich zu Rathe gezogen worden ist. Es macht daher keinen Anspruch darauf, ein vollständiges Stück Missionsgeschichte darzustellen. Ein wirkliches Missionsleben zu schildern, reicht aber das benützte Material sicherlich hin. Ob freilich der Bearbeiter den rechten Ton getroffen hat, ist eine andere Frage. Ich bemühte mich wenigstens, das Kleeblatt selbst sprechen zu lassen, mit möglichst sparsamer Zuthat von Eigenem.

Im Januar 1882.

H. G.

Inhalt.

I. Die Vorbereitung.

II. Die Arbeit in Kanara.

III. Arbeit in Kurg.

Anhang.



Erstes Buch.

Die Vorbereitung.

1. Der Missionspapa.

Die Mögling sind eine altwürttembergische Familie, welche ihre Ahnen bis zu einem Wilhelm Mögling, Bürger in Urach, hinaufverfolgen kann, der lange vor 1400 geboren, 120 Jahre alt wurde. Auch sein Sohn Johann, der Waldvogt, soll das hundertste Jahr erlebt haben. Sie dienten dem Vaterland und der Kirche in allerlei Ämtern. Einem „Rechnungsprobator“ in Kirchheim, David Friedrich Mögling, der es zuletzt bis zum Kameralverwalter brachte, wurde 25. Juli 1788 Wilhelm Ludwig Friedrich Mögling geboren, dem wir als dem Missionspapa einige Seiten widmen müssen.

Derselbe hat einmal (1841) angefangen, seine Lebensführung zu beschreiben, ist aber nicht weit damit gekommen. Seine Eltern (getraut am 6. Juli 1787) hatten sich aus dürftigen Umständen herauszuarbeiten. Da hat denn die fromme Mutter Karoline, geb. Krämer, die Ulrich von Hutten unter ihre Ahnen zählte, nicht nur Kleider für die Hofdamen angefertigt, sondern auch ihr poetisches Talent unter Beihilfe der schwäbischen Dichter Schubart und Schlotterbeck so weit verwerthet, daß sie ein Bändchen Gedichte herausgab, welches eine für den Augenblick werthvolle Einnahme erzielte.

Der Vater war ein munterer, witziger, dabei aber strenger Mann, der alle Schularbeiten des lebhaften Sohnes sorgsam überwachte und ihn für Leichtsinnsfehler allwöchentlich züchtigte, damit derselbe um so gewisser in die Klosterschule aufgenommen werde. War doch David selbst eines Klosterprofessors Sohn und darum wohl beschlagen in den alten Sprachen. Kein Fehler entging seinen scharfen Augen. Wie sich nun auch der Friedrich anstrengte, seine lateinischen Stilübungen wimmelten von Fehlern; so mußte er jedesmal seine Schläge haben. Das that ihm besonders leid im Blick auf die zärtliche Mutter. Nun sagte er sich einmal: „wie thöricht, daß du nicht den Heiland anrufst! Der kann ja Alles, Er kann dir also auch dazu helfen, daß du keinen Fehler in deiner Aufgabe machst.“ Als wieder der gefürchtete Tag anbrach, flehte der Knabe inbrünstig zum Herrn und setzte das Gebet unter dem Diktiren und Ausarbeiten fort; und siehe da — zum Staunen des Lehrers war die Stilübung fehlerlos ausgefallen, Friedrich wurde der Erste. Am Abend war dann ein Familienfest, der Knabe sagte aber den Eltern, wie das gelungen sei.

Auch einem lieben Kameraden, der nicht aus den Fehlern herauskommen konnte, theilte er auf dessen Andringen sein Geheimniß mit. Derselbe hatte ihm Geld dafür angeboten, was aber Fritz ausschlug. Dennoch war jener beim Gelingen der ersten Probe so von Freude übernommen, daß er dem Rathgeber ein Geschenk aufnöthigte; daß er dieses angenommen, brannte den jungen Beter lange im Gewissen, es schien ihm Befleckung einer heiligen Sache. Die Thatsache der Gebetserhörung aber blieb ihm fortan unvergeßlich.

Allerhand Ereignisse, wie Lebensrettungen in kritischen Augenblicken, nährten das Flämmlein der Gottesliebe. Machte die Mutter einen Spaziergang mit dem Sohne, so

war gewiß vom Heiland die Rede. Auch der kirchliche Gottesdienst blieb nicht ohne Wirkung; nur wurde diese durch eine Einrichtung des treuen Lehrers mehr beeinträchtigt als gefördert. Derselbe versammelte nämlich seine Klasse nach dem Kirchgang in der Schule und prüfte sie mit Fragen nach dem Inhalt und der Disposition der Predigt. Letztere aufzufassen, wollte Friedrich selten gelingen und das Suchen nach dem Faden brachte ihn zuletzt um allen geistlichen Genuß.

„Ich wollte — und mußte Theolog werden; meine Eltern bezogen nämlich seit meinem 7. Lebensjahr ein Familienstipendium im Betrag von jährlichen 50 fl., das vollständig zurückbezahlt werden mußte, wenn der Kursus durchs niedere und höhere Seminar nicht anstandslos durchlaufen wurde. Ein Glück wars, daß meine Neigung mit dieser Nöthigung zusammentraf, darum fügte ich mich willig darein, außer den 6 Schulstunden noch täglich 2 Privatstunden beim Lehrer zu besuchen. Kam ich dann nach Hause, so entzog sich der Vater seinem Amtsgeschäft, um auch noch das Seinige zu meinem Unterricht beizufügen. Unter dieser Bearbeitung stand ich, bis ich ins Seminar aufgenommen wurde. Kein Wunder, daß mir darüber die Sorge um mein Seelenheil verloren ging.“ Auch die heidnischen Tugendmuster halfen das Selbstgefühl wecken und ließen die Demuth des Glaubens zurücktreten. Als dann einmal eine Freifrau von Gr. den gerühmten Lateiner in religiösen Dingen prüfen wollte, stand er da „wie ein gesottener Krebs“.

Mehrere solche Demüthigungen hielten doch das Wachsthum der Selbstgerechtigkeit auf. Eine derselben hing mit dem ersten „Landexamen“ des 12jährigen Schülers zusammen. Der treue Lehrer gab nämlich seinen Bürschlein, als sie zur Prüfung nach Stuttgart reisten, den strengen Befehl

mit: die aufgegebene Stilübung müsse nicht nur sogleich während des Diktirens ins Lateinische übertragen werden, sondern sie müssen dann eine sogenannte Version ausarbeiten und zur griechischen und hebräischen Stilübung auch noch Verse anfertigen. Nun aber machte Vater Mögling Besuche bei den Mitgliedern der Prüfungskommission und eines von diesen rieth ihm, den Sohn anzuweisen, nur keine Version, keine Verse zu liefern, es sei an dem Uebrigen lange genug. Das galt für einen so gewichtigen Wink, daß Friedrich nicht nur selbst ihn befolgen zu müssen glaubte, sondern auch seinen Mitschülern das Gleiche anrieth. Daß gerade jenes Mitglied nicht viel zu sagen hatte, wußte der Vater nicht. Wie beschämt war nun der Knabe, als er nach wohlvollbrachter Prüfung wieder in die Schule eintrat und von seinem Lehrer mit den bittersten Vorwürfen überhäuft wurde, daß er ihn um die Früchte seiner mehrjährigen sauren Arbeit gebracht habe. Derselbe hatte gehofft, mit seinen Schülern Ehre einzulegen, was für einen armen Landpräceptor von Bedeutung war. „Da blieb nichts übrig, als demüthig um Verzeihung zu bitten; vor allem hätte ich doch meinen Lehrer folgen sollen. Ich nahm mir nun vor, nächstes Jahr bei der zweiten Prüfung meinen großen Fehler wieder gut zu machen.“

Es kam aber anders. Der Vater wurde plötzlich zum Klosterhofmeister in Reuthin ernannt und mußte also mit den Kindern nach Wildberg ziehen, welches keine gute Schule hatte. Da nahm sich aber der alte Dekan des hoffnungsvollen Sohnes an und bereitete ihn in zwei Monaten auf die zweite Prüfung vor. Diese wurde nicht nur (September 1801) ausgezeichnet bestanden, sondern beim großen Mangel an Seminaristen, wie er damals herrschte, auch genügend befunden, für die sonst übliche dritte Prüfung zu gelten. Da nur elf Geprüfte vom Normalalter sich zu-

sammenfanden, wurde ihnen der 13jährige Mögling beigesellt, und Erlaubniß gegeben, ihn privatim zu konfirmiren.

Einen Monat lang wurden nun alle Sprachen bei Seite gelegt, um den Konfirmandenunterricht mit allem Ernst zu betreiben. Der alte Dekan hatte schon einmal einem Einzelnen die Konfirmation in einer Weise ertheilt, die für die Gemeinde sehr erbaulich ausgefallen war. Dem ähnlich sollte auch jetzt verfahren werden. Die 73 Fragen des Konfirmationsbüchleins wurden rasch mit Friedrich durchgesprochen und von ihm auswendig gelernt. Am Sonntag vor seiner Abreise ins Seminar hatte er nach der Predigt vor den Altar zu treten, schon in der schwarzen Seminaristenkleidung (mit „Ueberschlägen" oder Beffchen) und sämtliche 73 Fragen vor versammelter Gemeinde zu beantworten. Unablässig hatte Friedrich den Herrn um seine Hilfe angefleht, weil er sich wohl bewußt war, gerade für Bibelsprüche das schwächste Gedächtniß zu haben. Er brachte es ohne Anstoß fertig — durch lautere Gnade, wie er wohl fühlte, und mit dem tiefen Eindruck dieser Gnade, die einen Zeugen der Wahrheit aus ihm machen werde, trat er nun ins Jünglingsalter ein.

Die Eltern begleiteten ihn nach Blaubeuren; in Tübingen gab ihm eine 83jährige Urgroßmutter ihren feierlichen Segen mit. Zwei Schulkameraden, die er traf, und das freundliche Entgegenkommen der tüchtigen Lehrer, deren einer ein Schüler seines Großvaters gewesen, erleichterten ihm den Abschied von seinen Eltern und Geschwistern. So war er nun ein Seminarist, und zwar ein fleißiger und fröhlicher die zwei Jahre hindurch, welche er in Blaubeuren zubrachte. Er hat sie später als den Stand seiner Unschuld bezeichnet, während er auf den Aufenthalt im Kloster Bebenhausen und auf der Universität Tübingen (1805—9) als einen mit großer Schuld befleckten zurück-

blickte. „Denn wenn eine große Zahl von begabten Jünglingen auf allerlei Abwege geräth, indem sie glauben, Herren zu sein, während sie doch am allerwenigsten über sich selbst Herren sind, wem anders ist die Schuld beizumessen als ihnen selbst? Es wäre vergebliche Mühe, das mit der damaligen glaubenslosen Zeit entschuldigen zu wollen. Kann ich doch auch aus dieser magern Lebensperiode manche Gnadenerweisungen meines Gottes und Heilandes rühmen, die mir im Seminarlauf zu Theil wurden."

Eine schöne Anzahl treuer Freunde (Klumpp, Schmoller, Hochstetter rc.), die freilich noch keine Beter waren, sammelte sich um den muntern Fritz. Sie hatten alle wenig Freude an der Theologie, dachten aber je und je an Mittel und Wege, ein neues Deutschland zu bauen, ob nun an Ort und Stelle oder in der Ferne. Tahiti hatte es ihnen angethan; freilich nicht das Tahiti der Mission, deren Kämpfe damals kaum einen deutschen Studenten interessirten. Vielmehr Naturmenschen, wie Forster sie so reizend schilderte, wollten sie werden, und nach Rousseaus, Pestalozzis und anderer Idealen eine neue lebensvolle Gesellschaft gründen ohne Revolution. Nach irgend einer tropischen oder subtropischen Insel stand daher ihr Sinn. Doch war dies nicht die einzige Form, in welcher sich die jugendliche Schwärmerei erging. Lag nicht die ganze Welt offen vor hellen Köpfen? Fritz hatte einen Oheim in der Umgebung des Königs, den Geheimen Legationsrath von Mögling, welcher, selbst ein früherer Stiftler, an seinem Neffen ein besonderes Wohlgefallen fand und ihm zu einer glänzenderen Stellung als der eines württembergischen Pfarrers verhelfen wollte. Der Onkel konnte sagen: Studire vor der Hand aus, dann komm zu mir. Du gehst zunächst auf Reisen und siehst die Welt, dann will ich dich schon unterbringen. Wie mancher Stiftler ist etwas anderes ge-

worden, als man ihm an seiner Wiege gesungen. Mit Freuden stimmte Fritz bei und träumte im Stillen bereits von künftiger Herrlichkeit.

Allein es sollte anders gehen. „Im Stift zu Tübingen ward mir meine eigene Unordnung, sowie die Unordnung des Studentenlebens überhaupt, so zum Ueberdruß, daß ich sobald als möglich aus solchem Leben hinauszukommen trachtete. Damals boten sich zwei Wege dar sein Glück schnell zu machen, der eine war der Soldaten- der andere der Schreiberstand. Den einen oder den andern wollte ich einschlagen; aber mein Vater hielt mich — es sei ihm noch in der Ewigkeit gedankt! — in meinem „heiligen Berufe," wofür er das Predigtamt hielt, fest. Doch blieb mir noch ein Ausweg, mit welchem auch mein Vater sich einverstanden erklärte, nämlich der, das Lehrfach an einer gelehrten Schule zu ergreifen. So ließ ich mich denn auf ein Präceptorat examiniren und erhielt auch sogleich ein solches Amt; 21 Jahre alt wurde ich Präceptor in Güglingen."

Schon im nächsten Jahre trat Fritz in den Ehestand, und volle 22 Jahre ließ er sichs sauer werden, Schüler und Kostgänger heranzubilden für den Dienst des Staats und der Kirche. „Durch seine jugendliche Frische, seine Lebendigkeit in der Mittheilung, durch empfänglichen Sinn für alles Wahre, Schöne und Gute, durch seinen fröhlichen und liebewarmen Sinn war er zu diesem Geschäft höherer Jugendbildung vorzüglich ausgerüstet und gewann unter steter Uebung und treuer Hingebung das Vertrauen so vieler Eltern und der Behörden, daß er von einer Lehranstalt zur anderen vorrückte und den Ruf eines der geachtetsten Lehrer im Lande genoß."

Dennoch war es ein Dienst „im Vorhof der Heiden." Eine Reihe von inneren Erlebnissen uud äußeren Bedrängnissen bewog Fritz, 1831 sein Professorat am Lyceum in

Tübingen aufzugeben und sich dem Pfarramt zu widmen. Noch 23 Jahre hat er mit zunehmender Erleuchtung und Freudigkeit den Namen des Herrn Jesu verkündigt, hat 4 seiner Kinder in den Dienst der Mission gegeben und selbst noch die Erziehung von 6 indischen Enkeln übernommen, ehe er am 12. Juli 1854 (in Süßen) zur Freude seines Herrn einging.

2. Mutter Rike.

Wir kehren ins Jahr 1809 zurück, um zu hören wie der jugendliche Präceptor zu einer Frau kam. Wie er selbst seine besten Jugendeindrücke von seiner frommen Mutter herleitete, so sollte auch sein Erstgeborener den Segen einer ausgezeichneten Mutter genießen.

Der nächste Kollege des Klosterhofmeisters in Reuthin war der Kameralverwalter Romig in Herrenberg. Ein heftiger, fast harter Mann, dessen Hauptsorge neben seinem Amt die Zukunft seiner zahlreichen Familie ausmachte. Die Frau aber war ein stilles, sinniges, inniges Gemüth, das sich in Lauffen an den edlen Dekan Harttmann angeschlossen hatte und nun in Herrenberg an dem trefflichen Dekan Zeller einen Ersatz fand. Bald erkannte sie in Karoline Mögling eine verwandte Seele und auch zwischen den heranwachsenden Söhnen und Töchtern der beiden Familien gab sich nachbarliche Bekanntschaft wie von selbst. An Sonntag Nachmittagen ließen die beiden Herren einspannen und fuhren nach Sindlingen, wo sie in dem guten Gasthof bei Kaffee, Wein und Karten ein paar Stunden im Nebenkabinet zubrachten, während die Mütter mit Familien im größeren Zimmer traulich beisammen saßen.

Romig hatte 5 Töchter und 3 Söhne. Um die älteste warb ein schüchterner älterer Schulmann, der schnell ver-

witwet, eine Mutter für sein einziges Kind suchte. Der Vater schlug ein und Mine wurde Frau Kollaborator. Die zweite Tochter, Rike (geb. 28. Jan. 1789), war des Vaters Liebling*); aber als ein habsüchtiger reicher Mann ihre Hand begehrte, half alles Grauen der Tochter, alle Einrede der Mutter nichts, sie sollte unter die Haube kommen. Die sanfte Frau wagte noch einen Anlauf. Darauf wurde ihr der Bescheid: „die Reihe ist einmal an der Rike; du schaffst ihr doch keinen Mann!“ — Wer weiß? erwiderte die Mutter. „Nun Du hast Zeit bis Montag; am Montag schreibe ich dem N.“ war des Vaters letztes Wort. Die Sache stand bänglich, doch warum verzagen?

Am Sonntag Nachmittag kamen die beiden Familien wieder in Sindlingen zusammen. Sobald sie konnte, nahm Mutter Romig die Freundin bei Seite und schüttete ihr Herz aus. Beide weinten. „Also soll Dein liebes Kind dem N. in die Hände fallen!“ seufzte Mutter Mögling. „Nein! das kann nicht sein. Mir kommt ein Gedanke: Gebt sie unserm Fritz! Wie glücklich wäre ich mit einer so lieben Schwiegertochter! Er hat immer ein besonderes Wohlgefallen an Deiner stillen Friederike gehabt.“ Das war ein Hoffnungsstrahl. „Aber,“ seufzte Mutter Romig, „Dein Fritz muß ja noch ein Jahr auf der Universität bleiben. Mein Mann gibt kein Verlöbniß mit einem Studenten zu.“ Allein Karoline ließ sich nicht irre machen: „ich sehe eine Führung Gottes in dieser Sache, meinem Fritz zum Heil. Er kann schon im Herbst absolviren; kann auch, wenn er Präceptor wird, sogleich eine Anstellung haben. Ich sehe schon, wie Alles kommen wird. Gott Lob und Dank! Geh

*) Am schweren Abschiedstag, 9. December 1808, schrieb Rike „ihrer einziggeliebten Mine“ ins Stammbuch: „Dulde muthig! harre aus mit Stärke! Erst jenseits wirst Du das große Warum Deines Schicksals erfahren. Frohe Ewigkeit!“

jetzt nur hinein zu den Herren. Ich lasse mir meinen Mann rufen und bespreche alles schnell mit ihm; ein solches Kleinod zu gewinnen, leuchtet ihm gewiß ein." Mutter Romig meinte zu träumen, ging aber hinein zu den beiden Herren, welche sich mit einem Brettspiel unterhielten.

Nach ein paar Minuten rief der Kellner Herrn Mögling, es wünsche ihn Jemand zu sprechen. Dieser erstaunte, als ihm draußen seine Frau in ein geöffnetes Zimmer winkte, und noch mehr, als er Alles gehört hatte. „Du hast ganz recht, Karoline," sagte er, „da darf man sich nicht lange besinnen. Gott gebe, daß unsere Gedanken in Erfüllung gehen. Die liebe Rike! Aber Fritz?" — „Für den stehe ich ein; nur keine Zeit verlieren!" meinte die Mutter. „Du mußt die Laufgräben eröffnen, lieber Mann. Wir Frauen lassen Euch allein. Wenn Du's gewonnen hast, rufe laut: Wo ist meine Frau? Dann kommen wir herbei."

Mögling eilte zu seinem Kollegen, entschuldigte sich und spielte weiter. Die Würfel fielen ihm beständig nach Wunsch. Seine Steine waren aufgebeigt neben dem Brettspiel, ehe Romig einen einzigen ausgespielt hatte. „Gewonnen hätte ich es diesmal, aber statt des Einsatzes begehre ich heute einen besonderen Preis und hoffe, theurer Herr Kollega, Sie werden mir keine abschlägige Antwort geben." — Was wollen Sie von mir? — „Nichts Geringeres, als Ihre werthe Tochter Friederike für unsern Fritz." — Narrenpossen! brummte Romig, die soll den N. heirathen. — „Eben deßwegen komme ich heute schon mit meinem Antrag. Sonst hätten wir vielleicht noch Jahr und Tag gewartet." — Ihr Fritz? der ist ja noch im Stift. — „Er kann in wenig Monaten absolviren und, ehe das Jahr um ist, wohlbestallter Präceptor sein." — Da steckt meine Frau dahinter, das sind Weiberstreiche, hab's schon gemerkt. Wird nichts daraus. Ich will nicht noch einen solchen Hungerleider von Präceptor

zum Schwiegersohn. — „Aber, lieber Herr Nachbar, Sie werden doch Ihre Friederike nicht unglücklich machen wollen. Das würde sie gewiß an der Seite eines solchen Mannes wie N.“ Romig stutzte. „Ueberrumpeln laß ich mich nicht. Solche Dinge brauchen Bedenkzeit. Herr Ochsenwirth, lassen Sie einspannen.“

„Wo ist meine Frau?“ rief Mögling laut. Plötzlich erschienen die beiden Frauen. „Vater,“ rief Mutter Romig, „willst du schon aufbrechen?“ — „Ja, sogleich gehen wir,“ erhielt sie zur Antwort, „rufe die Mädchen!“ — „Lieber Herr Nachbar,“ begann Mutter Mögling, „mein Mann hat Ihnen, hoffe ich, unsern Herzenswunsch vorgelegt. Sie geben uns gewiß geneigtes Gehör.“ — „Lassen Sie mich doch in Ruhe; so etwas bricht sich nicht übers Knie ab.“ — Mutter Mögling wollte zum Angriff zurückkehren. Aber ihr Mann winkte abwehrend und sie schwieg. Man verabschiedete sich schnell. Die Töchter waren herbeigeeilt. Rasch stieg Alles in die zwei Wagen, welche in entgegengesetzten Richtungen abfuhren.

Wird Fritz gegen den liebevollen Plan kein Aber vorbringen? Sofort von der Mutter benachrichtigt, ritt er schnell von Tübingen nach Reuthin. Die Eltern legten ihm ihren Plan vor. Also schnell absolviren, um Friederike werben, Präceptor werden, allen hohen Träumen Valet sagen?! Das war für den Studenten eine neue Welt — klein, eng, nieder —; aber das Bild der lieblichen Friederike hatte unbewußt eine Macht gewonnen. Fritz sagte Ja, zur Freude seiner Eltern.

Romig hatte auf der Heimfahrt kein Wort gesprochen; auch den ganzen Abend schwieg er und sah finster drein. Niemand wagte zu reden. Am andern Morgen sprach er: „Weib, der Fritz Mögling soll Präceptor hier in Herrenberg werden. Dann kann er die Rike haben.“

Was sagt aber die Rike dazu? Nun sie betet. „Sie war merkwürdiger Weise in Michael Hahns Stunden gekommen, weiß selbst nicht wie (schreibt ihr Erstgeborener nach langen Jahren). Die erste Seele aus einem zahlreichen Haus, welche der Herr zu sich gezogen hat. Doch denke ich mir, daß ihr Vater als Kameralverwalter mit den Verwaltern des Hofs der Herzogin Franziska in Sindlingen in Berührung kommen mußte. Sie fühlte sich innig zu den Brüdern gezogen und hat sich viel mit Missionsgedanken beschäftigt; es soll mich nicht wundern, wenn sie mich im Gebet oft dem Herrn übergeben hat zum Dienst unter den Heiden.“ Gewiß haben auch die Brüder viel für sie gebetet.

Fritz bestand im Herbst 1809 sein Examen und zog als Präceptor in Güglingen, einem Landstädtchen des Zabergäus, ein. Er war der glückliche Bräutigam der stillen Friederike, welche ihre Verlobung mit dem allezeit fröhlichen Jüngling als eine Errettung von einer verabscheuten Verbindung dankbar aus Gottes Hand annahm. Nach Herrenberg war er nicht berufen worden, weil Romig sich in den Herren vom Stadtrath verrechnet hatte. Sie sollten freilich für das vakant gewordene Präceptorat ihrer Stadt den künftigen Schwiegersohn des Kameralverwalters vorschlagen. Aber warum sich immer von den Beamten kommandiren lassen? Die Wahl fiel auf einen älteren, gut empfohlenen Bewerber. Romig war aus den Wolken gefallen und stürmte nicht wenig. „Du hättest den Herren gute Worte geben sollen,“ meinte seine Frau. — „Schweig still! Aus der Heirath wird jetzt nichts. Rike soll den Hungerleider nicht haben. Alles muß rückgängig werden.“ Allein die sonst so fügsame Frau erklärte: „das wäre nicht recht, wir haben unser Wort gegeben.“ — Ja, wenn er hier Präceptor werde, solle er meine Rike haben; das

habe ich gesagt. — Die gehorsame Rike antwortete: „ich habe meinem Fritz Treue gelobt.“ — Der Bräutigam berief sich auf sein Recht und meldete sich auf die nächste offene Stelle, — er erhielt sie. Die Eltern Mögling traten kräftig ein für ihren Sohn. Romig mußte sich fügen, grollte aber lange, daß er überlistet worden sei. So ließ sichs der Bräutigam gefallen, daß er der gefürchteten Vormundschaft des Schwiegervaters in Herrenberg, ohne sein Zuthun, entronnen war. Im Sommer sollte die Hochzeit sein. Den Winter verkürzte er sich durch tüchtiges Arbeiten im neuen Amte.

Da drohte neues Unwetter. Napoleon hatte Oestreich niedergeworfen, aber mit bedeutenden Opfern. Daher wurde in den Rheinbundstaaten ein neues Kontingent ausgeschrieben, auch die studirende Jugend, sogar Theologen herbeigezogen. König Friedrich mußte sich fügen. Fritz hielt sich für sicher, weil bereits im Amte stehend, obgleich seine Altersgenossen, Studenten des 5. Jahrs, zur Konscription berufen wurden. Da findet er eines Abends, nach dem Schluß der Schule, ein Dekret auf dem Tisch, mit dem Befehl, Angesichts dieses sich in Tübingen zu stellen. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel.

Doch Fritz ist ein Mann, der in späteren Jahren seinem Sohne sagen konnte, er sei eigentlich nie in Verlegenheit gekommen. Er besinnt sich und bestellt beim Posthalter ein Reitpferd. Die Schule wollte ihm der befreundete Diakonus schon einen Tag besorgen. In der Regennacht ritt Fritz die 9 Stunden nach Stuttgart und stand Morgens 8 Uhr, nothdürftig gereinigt, vor dem freundlichen Oheim, der Alles theilnehmend anhört und dann sagt: „Fritz, da ist periculum in mora. Ich gehe sogleich ins geheime Kabinet. Gestern Abend sind Papiere, welche Deinesgleichen angehen, dahin gekommen. Hat der

König unterschrieben, so ist Alles umsonst; fehlt die Unterschrift noch, dann kann ich helfen. Warte, bis ich komme." Nach einer bangen Stunde kehrt der Oheim zurück und ruft: „Gewonnen, Du bist noch frei. Ich kann Vorstellungen machen. Dem König ist dieses Treibkommando auch zu viel. Geh nur getrost heim und Gott behüte Dich! Ich soll Dich ja doch auch nicht haben." Fritz frühstückte guten Muths, brachte Abends das müde Rößlein dem Posthalter und schlief. Am andern Morgen war er auf seinem Katheder, leichten Herzens. Des Oheims Zusage ging in Erfüllung.

Am 13. August 1810 war die Hochzeit in Herrenberg. Die Hochzeitreise ging ins Zabergäu, den lieblichen Thalgrund zwischen den Zügen des Heuchelbergs und des Strombergs, durch welchen sich die Zaber fast verborgen zwischen Weidenbäumen und Erlenbüschen nach Lauffen hinzieht, wo sie sich in den Neckar ergießt. Hier wars, daß der Erstgeborne, Herrmann Friedrich, am 29. Mai 1811 zur Welt kam. Nicht zwar in Güglingen, das er selbst schon als Kind seinen Geburtsort zu nennen pflegte. Sondern im nahen Brackenheim, dem Oberamtsstädtchen jenes Bezirks, wohin der Präceptor im Frühjahr versetzt worden war. Man hatte sich gerade noch im Präceptoratshaus eingerichtet, als der Knabe seine Erscheinung machte. Herrmann mußte er heißen, wie so manches Kind jener Jahre, im Blick auf die ersehnte Befreiung des Vaterlands vom Fremdenjoch.

An diesem kleinen Hause nun hängen seine ersten Erinnerungen. Die untern Räume bestunden aus Schulzimmern und Speisesaal, nebst geräumiger Hausflur, die bei Regenwetter als nothdürftiger Turnsaal diente, während die oberen Räumlichkeiten bald bienenstockartig von Kindern und einem Haufen Kostgänger besetzt wurden. Offiziere

in grauen Mänteln treten ein und unterhalten sich mit dem Vater bei einem Glase Wein von „Katzbach“ und „Bautzen“, von Blücher und Napoleon, während am Ofen für den nahen Christtag gebacken wird (Dez. 1813). Deutlicher treten ein Jahr später bärtige Russen auf, von denen einer in die Erbsenflinte des Knaben glühende Köhlchen lädt, ihn exerciren und ächtes Feuer schießen läßt. Aber ein anderer, der Bediente des Offiziers, hat der Eltern Porträte aus dem Gastzimmer verschwinden lassen und wird ausfindig gemacht. Gleich liegt er auf einer Bank vor dem Hause festgebunden und erhält eine grausame Züchtigung. Dann schallen Trompeten, Trommeln wirbeln und das Städtchen ist wieder leer und still.

Doch das unauslöschlichste Bild im Herzen Herrmanns ist das seiner Mutter. „Oft bin ich eingeschlafen, die Hand meiner Mutter festhaltend, damit ich sie nicht verliere, wenn der Schlaf über mich komme. Das waren selige Zeiten. Noch meine ich ihre Hand zu spüren, wie sie mit mir in eine Kammer hinaufstieg, um das Gesicht nach dem Fenster gerichtet, mit mir auf den Knien zu beten, Gebete, welche nach einem Zwischenraum von 20 Jahren angefangen haben in Erfüllung zu gehen. Da hat sie mir die kurzen Sprüche eingeprägt: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm. Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit. Ehre sei Gott in der Höhe ꝛc. ꝛc. Der Herr segne uns und behüte uns ꝛc. ꝛc. Der Name des Herrn ist eine feste Burg, der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt.“ Und schön steht sie vor mir im braun seidenen Kleid, wie sie aus der Kirche kommt und ihr Gesangbuch auf das Gesimse des Fensters legt: im Sonnenlichte spielt ein Goldglanz auf den Außenseiten der Falten des Kleids“. —

Im Jahr 1812 begann sie ein Tagebuch zu schreiben,

das anfängt mit den Worten: Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz. Prüfe mich und erfahre, wie ich es meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege. Ps. 139, 23 f.

Pfingstfest 16. Mai. Heute hatte ich einen recht seligen heiligen Tag, wofür Gott in Ewigkeit Dank gesagt sei. Ich habe mich von Neuem mit meinem lieben Vater und Jesu vereinigt, dessen Leib und Blut ich im Glauben empfangen habe. Ach Jesu, gib mir der Schwachen Kraft, daß ich halten möge mein Gelübde, Dir ewig treu zu sein, zu meiden jede sündliche Begierde und zu bekämpfen mit Ernst jede Leidenschaft. In meinem Herzen ist so vieles anders als es sein soll. Ach ich bin oft so heftig, halte meine Zunge nicht genug im Zaum, bin gegen meinen lieben Mann oft so launig, habe die üble Gewohnheit, wenn er allein ausgeht und dann später als erwartet nach Hause kommt, mürrisch und verdrießlich zu sein. Überhaupt muß ich gegen Alle im Haus sanfter und geduldiger werden, gegen alle meine Nebenmenschen liebevoller und verträglicher, sonst kann Christi Geist nicht bei mir einkehren. Dazu hilf mir, barmherziger Gott.

17. Mai. Vormittags war ich recht fromm und vergnügt, und unterdrückte manches Wort, das lieblos über meine Lippen kommen wollte. Nachmittags war ich allein zu Haus, denn mein lieber Mann ging mit einer Gesellschaft in den Wald. Ich zwang mich Abends und überwand meine sonstige böse Laune, was einen vergnügten und ruhigen Abend bereitete.

19. Mai. Herr Doktor sagte Vieles über meine geschwächte Gesundheit. Dies griff mich sehr an. Bin ich denn noch so weit zurück! Fürchte ich das Sterben und hängt mein Herz noch so sehr am Irdischen? Freilich mein Mann und Kind und Eltern und Geschwister! Aber wie

thöricht! Wir finden uns ja Alle (das gebe Gott!) wieder nach dem kurzen Lebenstraum in einer bessern Welt, wo keine Trennung und kein Schmerz ist. Nun es mag früh oder spät sein, gib mir, o Jesu, Kraft, Dir immer ähnlicher zu werden, daß ich einst mit Freuden vor Dein Angesicht komme und bei Dir bleiben darf. Nachmittags waren wir in Güglingen und recht vergnügt. Ich habe mir auch Nichts vorzuwerfen, denn ich war so traurig-freudig gestimmt und so bin ich am Besten. (Der Besuch galt wohl der Frau Kaufmann Lutz, die aus einer Nachbarin eine Herzensfreundin, „die einzige, die ganz mit mir harmonirt," und Herrmanns treue Taufpathin geworden war.)

21. Mai. War so traurig und mißmuthig gestimmt, ich hätte nur immer weinen mögen. Alles ärgerte und betrübte mich, so auch mein lieber Mann, gegen den ich recht widerlich war. Doch kam mir noch bei Zeit mein unrechtes Betragen unter Augen und ich besiegte meinen Unmuth und Unruhe. Abends hatte ich einen Streit mit meinem Mann wegen Herrmann, wo ich Unrecht hatte. Ich sah es nachher ein und bat ihn um Verzeihung mit dem Versprechen, Herrmann nie aus meiner oder der Katharina Aufsicht zu lassen. (Katharina war eine fromme Magd, die den Herrmann noch 1846 bei einem Missionsfest begrüßte).

24. Mai. Hatte wieder eine gute Nacht und war recht fröhlich darüber, denn mein Herrmann ist so selten brav. Heute sorgte ich wieder recht unnöthig; ich habe nicht viel Geld und sollte Kaffee und Zucker kaufen (theure Dinge in den Tagen der Kontinentalsperre). Dies beunruhigte mich nicht wegen meiner, denn ich kann wohl ohne Kaffee sein, aber wegen der vielen Besuche. Und siehe, ich bekam beides geschenkt, daß ich wieder auf einige Zeit habe. O wie gut bist Du, o Gott, daß Du auch meine kleinsten

Bedürfnisse erfüllest. Und ich sollte noch sorgen, da Du im Kleinen so gütig bist?

29. Mai. Heute ist mein lieber Herrmann ein Jahr alt. O Gott, wie danke ich Dir, daß Du dem lieben Kinde durch so manche Übel und Gefahren geholfen hast und hast es so groß und stark und gesund werden lassen. Sei, o Gott, auch in diesem Jahr so gnädig gegen ihn und uns! Hilf mir, mit Sorgfalt und Klugheit das kleine Herz regieren. Gib mir, o Gott, der Du so gerne gibst, dazu Deinen Geist! Gib auch Deinen h. Engeln Befehl, da wo ich nicht kann, ihn zu bewahren und zu versorgen! Du wirst es geben, ich hoffe auf Dich.

30. Mai. Heut hat mir der liebe Gott aus einer rechten Verlegenheit geholfen. Mein lieber Mann sagte mir gestern noch, er wolle heute nach Stuttgart wegen der Kunstausstellung. Ich wollte ihm nichts drein reden, was ihn nur erbittert hätte, und doch hielt ich es gegenwärtig für unnöthig, weil wir so viele Reisen und also auch Geldausgaben vorhaben. Ich ließ Alles gehen und empfahl mein Anliegen dem lieben Gott und siehe, es regnete so arg, daß an kein Gehen zu denken war. So waren wir heute recht vergnügt. Unsere Buben (Kostgänger) waren fort, da konnten wir ruhig bei einander sein.

31. Mai. Wir hatten Besuche und einen recht vergnügten Tag, aber ach, es war Sonntag und für meine Seele that ich so wenig. Ich war so ganz Martha, und das Eine ist doch nur Noth! Hilf mir, lieber Gott, es in dieser Woche hereinbringen.

7. Juni. Ging noch spät mit meinem lieben Mann spazieren. Wir erinnerten uns an Manches aus dem ersten Jahre unserer Ehe und sagten uns, daß wir jetzt viel glücklicher und vergnügter seien.

21. Juni. Ich war krank und hatte betrübte Zeit.

Heute ist es mir besser, aber doch meine ich immer, ich werde nimmer ganz gesund, so entkräftet fühle ich mich. Ach und meine Sehnsucht nach dem Ewigen, nach meinem Heiland, ist so stark, daß ich oft vergehen möchte. Auch ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Wäre ich doch schon würdig, in Gottes Reich einzugehen! Aber mein Herz ist noch zu unrein und verkehrt. O dürfte ich jetzt schon zu Dir, lieber Heiland, wie gerne ginge ich! Soll ich aber wieder gesund werden, o so gib mir Kraft und Deinen Geist, Deiner würdig zu leben und mein Kind zu Deiner Ehre und für Dein Reich zu erziehen!

27. Juni. Heute habe ich eine Badkur angefangen. Gott gebe mir seinen Segen dazu. Herrmann macht uns viele Freude, zeigt aber schon so einen Eigensinn, was mir schon vielen Verdruß von meinem lieben Mann zuzog. Ich habe mir aber vorgenommen, standhaft dagegen zu arbeiten, wozu mir Gott Kraft verleihen möge.

28. Juni. Heute mußte ich mein liebes Kind schlagen. Er war so streitig und so bös. Ach, es that mir so weh, aber ich hielt es für meine Pflicht und Gottlob es that auch gute Wirkung. Er lauft so ordentlich und ist oft recht brav. Nimm Du, lieber Heiland, auch mein Kind in Deine Arme und segne es, und uns schenke Liebe und Kraft, es Dir zu erziehen.

5. Juli. Ich stund heute eine große Angst aus wegen seiner. Er stürzte mir an der Stiege sehr hoch herunter und Niemanden als Dir haben wir es zu danken, daß ihm kein Leid geschah. Wie danke ich Dir, lieber Gott und Vater, für Deinen gnädigen Schutz!

7. Juli. Er ist gar nicht wohl vom Zahnen, daher auch unruhig und böse. Mein lieber Mann glaubte, es sei Eigensinn und machte mir wieder Vorwürfe, daß ich das Kind so verderbe; man sollte ihn schlagen statt gute

Worte zu geben. Wie thun mir diese Reden so weh, oft weine ich darüber, daß mein Mann so gar keine Geduld und Einsicht hat. Das Kind war ja krank, dies sah man auf den ersten Blick. Wenn er eigensinnig ist, schreit er anders, und dann bestrafe ich ihn selber gern und er gibt auch drauf. Schenke uns Eltern doch Deine Weisheit und Deine Kraft zu seiner Erziehung, daß frühe schon das Böse ausgerottet und Gutes gepflanzt werde.

Am 21. Juli gingen wir in die Erntevakanz nach Wildberg und Herrenberg, wo wir recht vergnügt waren, am 11. August kamen wir wieder nach Haus. Es war unruhige Zeit, nie hatte ich eine Stunde für mich allein. Jetzt Gottlob! bin ich wieder zu Haus und gehöre mir wieder an. Und jetzt soll Alles, auch das Tagebuch wieder fortgesetzt werden. Am 13. August ist es 2 Jahre, daß ich für diese und jene Welt mit meinem lieben Mann verbunden wurde. O wie segne ich mir diesen Tag, wohl den wichtigsten in meinem Leben. Dank Dir, treuer Gott, für die gnädige Führung unseres glücklichen Ehestandes. Laß ferner Deine Vatertreue über uns walten und reinige unsere Herzen immer mehr in Deiner Liebe.

16. August. Ein fröhlicher Sonntag. Ich erwachte gestärkt und verrichtete mit meinem lieben Mann gemeinschaftlich mein Morgengebet. Er predigte heute und hielt eine gute Predigt, die mich sehr freute. Besonders freute michs, daß er sie so gut auswendig konnte. — Schon lange sorgten wir für die Zukunft, wie es uns bei so kleinen Einnahmen und großen Ausgaben gehen werde. Siehe da hilft der Herr; am 22. schrieb man uns, daß noch 2 Kostgänger eintreffen werden. Gewiß will ich nimmer so für die Zukunft sorgen, der Herr sorgt ja doch besser. Ich darf Ihm nur vertrauen.

17. Sept. O wie schäme ich mich vor mir selber!

Wie habe ich mich selbst vernachläßigt! Ich vertiefe mich so in die Sorgen und Unruhen meiner Haushaltung und das Eine, was Noth ist, wird mir Nebensache! Großer Gott, wenn Du mich abriefest in einer so zerstreuten, bösen Zeit, wo wäre ich! Und doch habe ich so viele Anmahnung an meinem Leib und in meiner Seele, auf eine baldige Auflösung! Und bin so leichtsinnig! Herr habe Geduld mit mir. Hie bin ich. Leite mich nach Deinem Rath und nimm mich endlich mit Ehren an. Verzeih mir doch meine Sünde und Untugend, und hilf mir durch Deinen h. Geist zu einem reineren Leben und Wandel.

20. Sept. Wir waren recht vergnügt an diesem Sonntag. Wir berechneten auch unsere Kasse und fanden, daß wir schwerlich dieses Vierteljahr noch langen werden; aber fest nahmen wir uns vor, nicht zu borgen, sondern so viel als möglich zu sparen und das Übrige dem Herrn zu befehlen, der schon so oft Großes an uns gethan hat. — In der Kirche fühle ich bei feierlicher Musik am meisten die freundliche Gegenwart Gottes. Wie fühle ich mich so frei, wie los vom Körper und vom Vergänglichen. Ach möchte ein solcher Augenblick einst mein letzter sein!

1. Okt. Diesen Morgen saß Herrmann am Klavier und stürzte vom Stuhl auf das Gesicht. Ich hatte große Angst, doch that ihm der Fall nichts. Nachmittags mußte ich ihn schlagen. Er wollte wieder Honigbrot haben, ich konnte ihm aber keines geben und sagte es ihm gleich. Er forderte aber immer und mit solchem Ungestüm, wollte gar nicht mehr im Bett bleiben und erdachte immer wieder etwas, um herauszukommen. Nachdem ich ihn geschlagen, wurde er ruhig und schlief bald ein. Lieber Gott, schenke mir doch Deine Kraft zur Erziehung Deines und meines Kindes!

22. Okt. hörte ich, daß Feldprediger G. (in Rußland)

gestorben sei. O wie ward mir so traurig. Wie liebte ich ihn einst so herzlich und wie schwer fiel mir die Trennung von ihm, welche seine Eltern erzwangen. Aber wer hat des Herrn Sinn erkannt? Er hat auch mit mir Alles wohlgemacht. Wäre ich jetzt noch seine Braut, wie unglücklich wäre ich! Und jetzt bin ich so glücklich. Lobe den Herrn, meine Seele! G. ist gewiß selig gestorben, er war ja so gut und fromm. Also ist er nur vorangegangen in die ewigen Wohnungen. Ich sehe ihn dort auch wieder. Also stille!

Bei aller Liebe hatten es die jungen Eheleute nicht leicht, sich mit einander ohne Anstoß zu vertragen. Der 24jährige Präceptor, so eifrig er in seiner Schule diente, wie er sie denn durch Aufnahme von Kostgängern stetig vergrößerte und hob, vergaß sich manchmal im Kreise von Universitätsfreunden, die ihn gelegentlich aufsuchten, worüber die fromme Frau sich entsetzte und tief betrübte. In einer bangen Nacht aber fand sie es unerträglich, länger in einer solchen Spannung gegen ihn zu leben. Gott regierte die Herzen, daß sie sich einander entdeckten. Wie tief fand sich da die Sichere gefallen, wie wenig hatte sie doch von der Liebe, die das Wesen des Christenthums ausmachte. „Ach, wenn mich Gott in diesen Tagen abgerufen hätte, wo mein Herz so voll Unmuth und Mißgunst war, wo würde meine Seele sein? Gelobt sei der Herr, der sich wieder über mich erbarmt hat! O Jesu gib mir Kraft, meinen lieben Mann recht herzlich zu lieben, auch Allen zu verzeihen, die mir Übels thaten, und das von Herzen, ohne Heuchelei! — Mein lieber Mann ist so brav und mein Herrmann ist so ein liebes Kind. Erhalte es Du, lieber Heiland, in der Liebe, daß es Dir zur Ehre leben möge!“

1813. Fürs neue Jahr hat Friederike sich viel Gutes vorgenommen und erfährt auch viel Gutes. Sie findet es

je und je arg, eine so große Haushaltung zu haben und oft nicht wissen woher Etwas nehmen. „Schon zagte ich, da erhielten wir unerwartet Geld, welches uns aus großer Verlegenheit riß! Er kann mehr thun als wir bitten und verstehen. Zugleich bekam auch Herrmann einen großen Thaler geschenkt. O wie freute mich das!“ (10. Jan.) „Heute trank ich keinen Kaffee, sondern legte 6 Kr. zurück; Will sehen, ob ich meinem Vorsatz getreu bleiben kann. Wie würde ich mich freuen, wenn ich für ein Nothleidendes etwas ersparen könnte. Nachmittags bekam ich ein Pfund Kaffee geschenkt. Ich hatte fast keinen mehr und hätte auch keinen kaufen können. Trotz des Kriegslärms und trauriger Nachrichten bin ich so fröhlich. Jedes Geschenk sehe ich als von Gott an und muß immer in das Lob Gottes ausbrechen, der mich so wenig im Kleinen als im Großen vergißt. — Jetzt gab uns auch der Vater noch 200 fl., gerade so viel fehlte uns noch! Lobe den Herrn, meine Seele.“

Vielleicht fragt der Leser, wie lange noch diese Auszüge aus dem Tagebuch einer stillen Seele, die der ewigen Heimat zueilt, fortgehen sollen. Sie hat freilich von ferne nicht an Leser gedacht; aber ihr Gatte hat das Heftchen lebenslang als ein Kleinod aufbewahrt und ihrem Erstgeborenen war es ein köstliches Vermächtniß, als er es 1861 in die Hände bekam. Die tiefsten Wurzeln eines künftigen Missionslebens sind darin zu erkennen.

Doch fassen wir uns kürzer. Friederikes nächster Blick richtet sich immer auf ihr Herz. Wie ist es so träg zum Guten, so leicht zerstreut, selbst in der Kirche, so wenig aufs Ewige gerichtet. „Herr, habe Geduld mit mir!“ Es glaubt so gern an menschliche Tugend und fragt sich gelegentlich, ob denn nichts als Täuschung auf Erden zu finden sei? Wie hebt's ihr andererseits den Muth, je und je Menschen zu treffen, die ihres Glaubens leben und mit

Freuden der Erscheinung unseres Herrn warten! Aber immer neue Schäden entdeckt sie an sich selbst. Meint sie einmal in der Besserung weiter geschritten zu sein, so kommt wieder ein Stoß und mit Grauen sieht sie in die Tiefen ihres verderbten Herzens. Da bleibt nur ein Trost: die festen Zusagen des Worts. An den Predigten des Dekans König, der auch der Kinder Taufpathe war, erbaut sie sich oft und wünscht sich wohl, die Predigt die ganze Woche hindurch nicht aus dem Sinn zu verlieren. „Und wenn ich mein Herz zu dir, lieber Heiland, in Thränen erleichtere, wie wohl ist mir dann! Ach mir fehlt noch so viel. Hilf mir doch, mich kennen zu lernen und mich zu reinigen, wie du rein bist!" Nach jahrelanger Selbstprüfung ist sie wohl etwas weiser, aber blutwenig besser geworden. „Und wie viel könnte ich sein! Unzählige Freuden und auch Leiden hast du, lieber himmlischer Vater, mir zu meiner Besserung geschickt; wie viel gethan, mich zu dir zu ziehen! Ach und ich war so schläfrig, oft ein so ungläubiges mürrisches Kind! Mit Thränen sehe ich so viel verlorene Zeit! — Im Leiden halte ich mich so wenig an meinen lieben Heiland und murre, daß ich kein Licht in der Dunkelheit habe. Aber ach, wo ist mein Nachfolgen? Wenn ich wollte, könnte ich ja Sonnenhelle in meiner Seele haben, denn ich kenne ja die Quelle des ewigen Lichts. Herr, Dir traue ich und bin stille. Väterlich liebst Du mich. Es geschehe Dein Wille! Mit Dir, lieber Heiland, werde ich den Sieg davontragen."

Sie steht freilich sehr allein auf dem Kampfplatz. Nicht daß der Gatte lieblos wäre. „Er ist so brav und hat mich recht gerne. O Gott, könnte doch diese Liebe immer bestehen! Gib uns dazu deinen Geist und laß unsere Herzen immer genauer in deiner Liebe vereinigt werden!" Fritz erfreut sie an ihrem Geburtstag mit einem Gedicht und bemüht sich ihr einen vergnügten Tag zu bereiten. Ein=

mal hilft er ihr auch im Garten oder beim Hasenlegen (Ostergeschenk für die Knaben). Aber nun hat sie viel zu leiden und zu kämpfen, sie sieht sich im Traume sterbend und bittet den lieben Mann, sie doch erst am vierten Tage begraben zu lassen, weil sie sich vor dem Lebendigbegrabenwerden fürchte. Allein unter zunehmender Schwäche (Bangigkeit und kurzem Athem) findet sie doch, daß sie es Niemanden klagen darf als ihrem Gott. „Mir mag es noch so übel sein, mein lieber Mann hört und sieht Nichts. Ich nehme es ihm nicht übel; er hat so viel zu thun, daß er mich wohl darüber vergessen kann. „Der Herr hats ihn geheißen," sage ich mir dabei. Mein Herz hängt noch zu sehr an der Welt und muß los werden; denn ich soll ja bald eingehen in die ewigen Wohnungen. Also will ich still tragen und mich loswinden, um bei Jesu einzugehen zu seinen Freuden. Halte ich hier aus im Glauben und in der Liebe, so werde ich dort wieder empfangen — auch Euch, meine zurückgelassenen Lieben."

Am schwersten wird ihr, daß Fritz seine Erholung auch in gemischter Gesellschaft sucht. „Ich kann es kaum ertragen, ihn am Sonntag an einem solchen Ort zu wissen. Es kommt freilich gottlob! wenig vor. Aber auch dies wenige ist mir drückend. Kann es nicht verbessern, wills also getrost ertragen, bis der Herr sein Ohr zu meinem Flehen neigt. O Gott, wie oft hast du mein Flehen erhört in großer Kümmerniß. Auch hierin wirst du mich erhören! — Sah zum erstenmal den Goll und er gefiel mir als ein sehr gescheider, angenehmer Mann. Aber als Pfarrer ist er nicht nach meinem Sinn. Das Eine fehlt, was (derzeit) fast an Allen seines Standes vermißt wird. Ich würde mich freuen, wenn mich diesmal meine Beobachtung trügte. Aber der erste Eindruck ist meist der richtige!" — Dann vertieft sie sich so in die Sorgen und Unruhen der

Haushaltung, daß sie gelegentlich nicht einmal ihr Kapitel lesen kann. Es ist kein Geld im Haus und wieder treten Besuche ein. „Wenn nur nicht so viele Besuche kämen, namentlich an Sonn- und Festtagen! Aber ich habe Ihm aufs neue gelobt, nicht zu klagen, wenn nicht alles nach meinen Einsichten und Wünschen geht, und mit Geduld zu tragen was Gott für gut findet, um mich zu sich zu ziehen. Es wird mir oft schwer, aber ich weiß, daß wenn ich Gott und Jesum liebe, mir Alles zum Besten dient. Wie wird mir oft mein Hauswesen so schwer! Ich möchte es gern ins Kleine ziehen, um mich mehr mir selber widmen zu können. Aber es scheint, mein Wunsch werde nicht erfüllt. Mit Gewalt mag ich nicht darauf dringen, da es meinem lieben Mann sauer geschehen würde. Und ist nicht seine Zufriedenheit auch die meinige? Nun, ich ergebe mich auch in diesem Stück Dir, o Gott. Gib mir Kraft, meine Pflichten in Allem zu erfüllen, daß ich würdig werden möge, aus Deinem Mund, o Jesu, einst die Worte zu hören: Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen".

Ihr Herrmann (sie schreibt den Namen immer mit zwei R) macht ihr unsäglich viel Freude. So wenn sie ihm das erste Paar Hosen macht, ihn anzieht und dem Vater Abends entgegen bringt (20. Merz). Wenn er unwohl ist, wird ihr sehr bange, kaum glaubt sie, daß sie sein Scheiden mit Geduld ertragen könnte. Seine Erziehung für Gottes Reich ist aber ihr Hauptanliegen. „Mit Herrmann hat doch mein lieber Mann meist recht. Ich bin zu gut und gebe oft nach, wo ich streng sein sollte. Auch wo mein lieber Mann nicht ganz recht hat, will ich ihm doch folgen, wenigstens im Augenblick, wo er heftig werden will. Ich kann ihm dann nachher meine Meinung sagen. Und so gerecht ist er ja, daß er, wo ich Recht habe, mir gerne nachgibt. So erspare ich mir und ihm Verdruß und

habe noch den Vortheil, daß Herrmann nicht glauben kann, ich gebe und lasse ihm mehr zu als mein lieber Mann. — Ach lieber Gott, ich vertraue Dir, Du wirst es mit mir und meinem Herrmann gut machen. Sei auch heute bei uns."

Unter zunehmenden Beschwerden freute sich Friederike, an ihrer Schwester Louise eine treue Helferin zu erhalten. Sie gönnt ihr aber auch gern Erholungen, etwa die Lieben in der Ferne zu besuchen, während sie selbst ahnt: „Ach, ich sehe vielleicht keines mehr!" Oft ist sie in solch seliger Fassung des Gemüths, daß auch das Unangenehmste sie nicht stört. „Wie freue ich mich bald daheim zu sein bei dem Herrn und überwunden zu haben alle Trübsal und alle Sünde. Er wird auch mein brünstiges Flehen um ein seliges Ende erhören und mein Herz noch frei machen von allen Banden, die es an die Erde fesseln. Meine zurückgelassenen Lieben wirst Du, o Vater, versorgen und trösten. Ist es ja nur eine kleine Zeit, die ich ihnen vorangehe. O, wie will ich an der Seite meines Heilandes für Alle bitten! Sie einst abzuholen und in den Himmel einzuführen, welche Freude wird es sein! Meine Kinder und meinen so geliebten Mann in Ewigkeit besitzen und uns miteinander der Liebe unseres Heilandes zu erfreuen! — Ist meine Stunde vorhanden, abzuscheiden, so hilf, o Jesu, durch Dein Leiden und Sterben mir, der Armen, in dein ewiges, herrliches Reich, und meines lieben Mannes und meiner lieben Kinder nimm Dich gnädig an."

Der letzte Eintrag ist vom 17. Juni 1813. „Ach, ich bin noch so leichtsinnig und doch ist vielleicht bald meine Stunde nah, wo ich Rechenschaft von meinem Thun und Lassen geben muß. Hätte ich dich nicht, o Jesu, wie würde es mir gehen. Verzweifeln und verzagen würde ich. Aber auf Dich hoffe ich, der Du meine Sünde auf Dich ge-

nommen und den Tod auch für mich überwunden hast." Am 26. Juni kam die gefürchtete Stunde. Sie gebar eine Tochter Emilie, welche 1838 dem Missionär Hörnle nach Indien folgen sollte. Herrmann hatte eine innige Liebe zu diesem Schwesterlein. Oft wiegte er sie zärtlich und sagte dazu: „Emilie, Emilie, weißt au? Ich bin der Herrmann aus dem Zabergäu."

Friederike fand nicht mehr Zeit mit dem Tagebuch fortzufahren, wohl aber, durch ihr Wort und Vorbild die lebendigsten Eindrücke ins Herz ihres Erstgebornen zu schreiben. Mit ganzer Seele schloß er sich ihr an und wußte später gewiß, daß sie mit ihm, dem eigenartigen und oft eigensinnigen Knaben, Alles hätte anfangen und durchsetzen können, was sie hätte wollen. Auch ihr Gatte rühmt, daß sie ihm in jener Zeit des kalten Unglaubens ein Leben in Christo vorgelebt. Sie wies ihn namentlich auf Stillings Schriften hin, über die er zuerst aburtheilte; doch trat er bald darauf mit diesem vermeintlichen „Schwärmer" in einige Verbindung, die für die Folge segensreich war.

Nach einem Jahre nahte abermals ihr Stündlein. Am 2. Dezember 1814 kam ihr Schmerzenssohn Theodor zur Welt, und an den Nachwehen hauchte sie, unter der ungeschickten Behandlung von Hebamme und Arzt, nach zehn Stunden das Leben aus. Sie war nur 25 Jahre alt geworden. Den Herrmann hatte man bei einer Herzensfreundin der Mutter, der Pfarrfrau von Meimsheim, untergebracht. An jenem stürmischen Abend kehrt er unter der Blahe des Botenwagens zurück. „Etwa um 7 Uhr wurde ich in die Schlafstube hineingeführt. Da sah ich die liebe Mutter weiß gekleidet, ganz still auf ihrem Bette liegen. Alles weiß. Draußen im Wohnzimmer der Vater und etliche Freunde. Viele Lichter. Ich darf aber nicht zur Mutter hingehen, sondern man führt mich in die hintere Stube und

zeigt mir das neugeborene Brüderlein, wie es auf zwei Sesseln in Kissen gebettet liegt. (Jetzt liegt er im Zuchthaus von Bruchsal, schreibt Herrmann 1855, und ich rüste mich zu einer kanaresischen Predigt in Kurg. Der Herr wolle uns aber dennoch an Seinem Tage zusammenführen!)"

„Oft stand ich nun auf dem Kirchhof, der mit seiner schönen Kapelle vor Brackenheim liegt, da wo die Straße zwischen hohen Pappeln schnell gegen die Zaber hin abfällt. In zauberhaftem Dämmerlicht erschien mir dann die liebliche Gegend, eingerahmt vom Michelsberg mit seinem weithin scheinenden Kirchlein und vom Heuchelberg, den Reste alter Burgen krönen; und in der Mitte dieser Herrlichkeit hob sich der Grabhügel, der mein Liebstes beschloß."

3. Herrmanns Schuljahre.

a) In Brackenheim.

Nun fing eine neue Zeit an im Präceptoratshause. Auf dem Sterbebette hatte die Mutter, in ihrer Sorge für die drei Kleinen, den Vater gebeten, ihre Schwester Louise (geb. 5. Nov. 1790), die erprobte Helferin, zur zweiten Mutter ihrer Kinder zu machen. Der wachsende Haushalt schon erforderte das; denn aus Hohenlohe und Baden kamen immer mehr Kostgänger zusammen, 30 und darüber, bis man auch in Nachbarhäusern Schlafzimmer miethen mußte. Zwei Mägde und ein Knecht hatten da vollauf zu thun. Am 15. Juni 1815 wurde die zweite Hochzeit gefeiert, natürlich in Brackenheim selbst.

Diese Ehe, den Großeltern erwünscht und vom ganzen Freundeskreise gepriesen, war kaum eine glückliche zu nennen. Weil beide Gatten gottesfürchtige und gewissenhafte Menschen waren, hielten sie treu zusammen, aber die gemüthliche Zusammenstimmung fehlte. Beide waren reizbar

und empfindlich: „So kam es, daß jedes auf seine Weise mit leidenschaftlicher Anstrengung arbeitete, der Vater in der Schule und unter seinen Kostgängern, die Mutter in dem großen Hauswesen, und lieber in rastloser Thätigkeit sich verzehrte, als innige Herzensgemeinschaft und traulichen Verkehr suchte. Dabei kamen wir Kinder zu kurz: wir lebten von Tag zu Tag unter dem Haufen der Kostgänger und blieben den Eltern ziemlich fern. Die nachgebornen Geschwister wuchsen fast vergessen auf unter der Pflege einer Kindsmagd, und bildeten sich — voran die schwachsinnige Friederike — einen eigenen Kinderstubendialekt aus.

„Wie ein verwaistes Kind flüchtete ich mich zu der entschlafenen Mutter. Auch Emilie lernte von mir dieses Heimweh nach der Mutter, von welcher der Vater in seinen besten Stunden mit tiefer Wehmuth erzählte. Oft begleiteten wir ihn an jenes Grab; oft bin ich auch später noch über die niedere Kirchhofmauer gestiegen und habe den Grabhügel in Aug' und Herzen behalten, bis er sich senkte und 1835 unkenntlich geworden war.

„Im Schulhause geboren, lernte ich Lesen und Schreiben sehr frühe. Im fünften Jahr durfte ich das Latein anfangen; der Vater legte mir ein Vokabular an, das ich bald auffagen konnte. Große Freude machte mir der Anfang im Übersetzen aus Nädelin's leo magnanimus 2c. Früh wurde ich auch ein Turner; denn Freund Klumpp, damals Präceptor in Leonberg, begeisterte seine Altersgenossen für den Plan, die heranwachsende Jugend zu deutschen Männern heranzubilden, welche den Aufgaben des freigewordenen Vaterlandes gewachsen wären. Jeder sollte möglichst viele Kostgänger annehmen und durch ihre Leistungen seinen Ruf festgründen; dann könnte man zusammentreten, um eine höhere Erziehungsanstalt zu gründen. Bald waren wir, vielleicht 80—90 Knaben, in ungebleichte

Turnkleidung gehüllt, mit Schärpen, und exerzirten mit hölzernen Flinten; beim Ausmarsch auf den Turnplatz wurde eine schöne Fahne vorangetragen, in welche der Wahlspruch: frisch, frei, fröhlich, fromm gestickt war. Die Turnerschaft hat auch ein, freilich mißliches, Sittengericht geübt. Ein Schüler, der etwas Backwerk entwendet hatte, wurde ausgestoßen; die sittlich entrüsteten Knaben verbrannten die Turnkleidung des Entflohenen, was dem Vater einige Ungelegenheiten bereitete.

„Wiederholt wurden nun Turnfahrten von Brackenheim nach Leonberg, von Leonberg nach Brackenheim veranstaltet, Festzeiten auch für den kleinsten der Turner. Dieser hatte sich einmal das Knie verstaucht, da trat ein anderer Freund des Vaters ein, nahm sich des wehen Fußes mitleidig an, rieb ihm Kampferspiritus ein und streckte ihn mit den Worten: „Ein Turner darf nicht wehlittig sein." Das half. Der lebhafte Mann mit dem hellen freien Gesicht, lang wallendem Haar und offenem Hemdkragen, war Gottlob Hochstetter, vom Hohentwiel her mit dem geistvollen David Spleiß in Schaffhausen bekannt und durch ihn auf neue Wege gelenkt.

„Ich war nun beständig unter den Buben. Wie mir einer derselben von seinem Taschengeld erzählte, erwachte in mir die böse Lust. Ich besann mich auf einen Thaler neben dem Tintenfaß des Vaters, den er ein „schlechtes Stück Geld" genannt hatte, nahm ihn, ließ ihn beim Kaufmann wechseln und bekam einen Haufen Geld. Davon kaufte ich zunächst einen Wachsstock, um auch wie Vater Nachts im Hause herumlaufen zu können. Der Vater begegnet mir aber beim ersten Gang und fragt: woher hast du das? Ich mußte bekennen und das Geld ausliefern, das dem Kaufmann Winter mit Zulage geschickt wurde, um den falschen Thaler zurückzuerbitten. Dann erhielt ich von väterlicher Hand eine Tracht Schläge, die aber weniger

brannten als die erdrückende Beschämung über meine böse That.

„Der Vater achtete doch mehr auf mich, als ich merkte. Eines Tags wollte ich ohne Erlaubniß irgend wohin laufen. Der Vater rief aber ans dem Schulzimmer heraus: Herrmann, wohin? Ich antwortete: „net wohin!“ mußte aber sogleich hereinkommen. An einem schönen Sommermorgen plauderte ich im Hof mit einem Kameraden und sagte: „Wenn nur der Vater heut' krank würde (es sollte ihm aber nichts thun), dann bekämen wir Vakanz.“ „So,“ rief der Vater hinter dem Fenster vor, „das laß dir gut sein, daß es mir nichts thun soll; aber schön ist der Wunsch doch nicht.“

„Glückliche Lichtpunkte in jenem Leben waren Vakanzreisen zu den Großeltern. Dem Erstgebornen ihrer sel. Rike erwies die Großmutter in Herrenberg alle erdenkliche Freundlichkeit. Fleisch und Wein waren ihm verboten, nach des Vaters Diätetik; aber sie wußte sich zu helfen, gab dem Enkel Brot, mit Bratenbrühe gesättigt, und Himbeersaft, was dann Großmamafleisch und Himbeerwein genannt wurde. Noch schöner wars in Neuthin beim lustigen Großpapa; dort lockten die Nagold, die Fische im Springbrunnen, die zwei braunen Kosaken im Pferdestall. Im Jahr 1819 wurde dieser Großvater nach Brackenheim versetzt, wo er sich in einem Flügel des Schlosses einrichtete und uns noch viele Vakanzfreuden bereitete.

„Im Sommer 1818 aber durfte ich mit den Eltern zum erstenmal über die Landesgrenze; da badete ich in Mannheim an einer Schiffbrücke und vergnügte mich in Heidelberg mit einem großen Storch, der meine Kirschen so ernsthaft auflas, während die Eltern mit Buchhändler Winter verhandelten. Sie wurden dort im Gartenhäuschen dem großen Jean Paul Richter vorgestellt, welchen die

Mutter aufs höchste bewunderte. Derselbe erwartete gerade große Aufschlüsse über das Jenseits von einem Somnambulen, der sich am Abend in einem Saale sehen und hören ließ. Auch die Eltern gingen, um diesen Offenbarungen zu lauschen; wie aber die Nacht einbrach und ich weinend nach den Eltern fragte, suchte die liebreiche Wirthin mich vergebens zu trösten. Mich überfiel eine unvergeßliche Angst gänzlicher Verlassenheit im fremden Lande: sie sind fortgereist und haben mich vergessen! Ich war schon zu Bett gebracht worden im hellen Jammer; als ich erwachte, begrüßten sie mich und machten der Trostlosigkeit ein fröhliches Ende.

„Noch ist mir erinnerlich die große Freude, welche ich an heftigen Gewittern hatte. Gewaltige Donnerschläge und im Zickzack dahinfahrende Blitzstrahlen waren mein hohes Ergötzen. Solche Schauspiele sollte ich in Mangalur vor dem Einbruch der Regenzeit noch oft genießen. Merkwürdig bleibt mir ein Traum, der mich sehr erschreckte. Ich sah in mondheller Nacht auf einer weiten Ebene eine kreisförmige niedere Mauer und schwarze Gestalten, welche an derselben beschäftigt, theils in die Tiefe hinabstiegen, theils aus derselben heraufkamen. Ganz dasselbe Bild sah ich 1836 auf der Esplanade in Bombay, aber ohne den Schrecken. Es waren fast nackte Hindus, welche sich spät Abends an einem großen öffentlichen Brunnen ihren Wasserbedarf holten.“

b) In Oehringen.

„Der Vater wurde nun durch Hohenloher Familien veranlaßt, sich um die Präceptoratsstelle in Oehringen zu melden. Empfohlen durch die guten Schüler, welche er fürs Landexamen geliefert hatte, so wie durch seine gute Aussprache des Deutschen, erhielt er von dem Fürsten von

Hohenlohe die Nomination mit der Anwartschaft auf Nachfolge im Rektorat. Mit 6 Kindern und mehr als 30 Kostgängern zog er im Herbst 1819 auf, als Konrektor. Wir Kinder verloren uns hier unter der Menge und hatten kümmerliche Zeit. Weil ich bald in seine Klasse vorrückte und ihm als Schüler Freude machte, so stund ich ihm näher als die jüngeren; doch hatte er nur kurze Augenblicke für mich übrig, außer in Krankheitszeiten. Seine Berufsarbeit nahm den halben Tag in Anspruch, dazu kam die Beaufsichtigung der Zöglinge, unter denen auch räudige Schafe waren, die Korrespondenz mit deren Eltern und die Korrektur der schriftlichen Schularbeiten. An den Abenden aber kostete die „Gesellschaft" der Geistlichen, Lehrer und Beamten, welche besucht werden mußte, eine Stunde und darüber.

„Dann arbeitete der Vater auch eine Fragensammlung über die Bröderſche Grammatik aus, die er bei Winter drucken ließ. Wer das Büchlein gründlich durchgelernt hatte — und wir konntens alle aufsagen — der war im sichern Besitz der ganzen Grammatik. Das wurde nun durch Monitoren eingeübt von Anfang bis zu Ende, bis es auch die Jüngeren inne hatten.

„Unsere gute Mutter war äußerst fleißig, lebte ganz für ihr großes Haus, arbeitete aber übermäßig, weil sie selbst auch spinnen und weben lassen, Seife machen und Lichter ziehen, kurz alles Mögliche selbst herstellen wollte, um Geld zu sparen. Sie hat sich erfolglos müde gearbeitet, trotzdem daß sie von sehr getreuen „Hausjungfern" aufs Beste unterstützt wurde. Vergnügt habe ich sie selten gesehen, gar oft aber in Thränen und seufzend, ohne zu verstehen, worüber sie sich betrübe. Ihre Kinder mochten ihr viel Sorge machen, weil theils unbegabt, theils wohlbegabt, aber kränklich; die lieblichsten lebten nur kurze Zeit.

Gemüthliches Zusammenleben aber war unmöglich in dem immer summenden und sausenden Bienenkorb.

„Von meinem Theodor war ich kaum durch das Alter getrennt, mehr durch die Verschiedenheit der Anlage, sofern er ungern und langsam lernte. Er hatte sich bald den Hohenloher Dialekt angewöhnt, der mir sehr zuwider war, und trieb sich mit einem Häuflein Klassengenossen auf der Gasse herum, wenn er nicht an die Schulzeit gebunden war. Wir sind leider auch später auf der Universität einander nicht näher gekommen. Er erschien mir so oberflächlich, daß ich mich nichts um ihn kümmerte: eine mir im Alter recht schmerzliche Erinnerung.

„So jung und kräftig auch der Vater war, so ging doch die Arbeit, welche er auf seine Schultern genommen hatte, über seine Kräfte. Er fiel 1822 in eine schwere Krankheit, von welcher er sich nur langsam erholte. Die Kostgängerzahl mußte eingeschränkt werden und es wurde stiller im Hause. Doch lebten wir Geschwister uns nie recht zusammen und blieben auch den Eltern ziemlich fern.

„Mir scheint, der liebe Vater hatte zu wenig Sinn für häusliches Leben. Gesellschaft ging ihm nächst seinen Amtsgeschäften über Alles. Auch Bücher hat er sehr wenige gelesen, so hatten wir später gar wenige Berührungspunkte. Noch klein durfte ich einmal beim Vater schlafen. In der Nacht träumte ich und schlug ihn, was er mir am Morgen sagte. Darüber erschrack ich heftig. Aber als ich groß wurde, habe ich es ihm nicht viel besser gemacht. Es war kein Wunder. Da er dem Knaben nichts besseres bieten konnte, als er selbst hatte, so mußte ich verwildern. Daß ich im 10. Jahr eine besondere Freude am Schiller hatte, freute den Vater: er ließ mich drauf los auswendig lernen. Von Bibel war wenig zu sehen und zu hören. Der liebe Vater ging regelmäßig in die Kirche, aber ebenso regel-

mäßig am Sonntag Abend in einen Garten oder ein Dorf; so hätte ich nur durch ein Wunder ausfinden können, daß es noch etwas gebe außer der Welt und dem Leben, das vor Augen lag. Ein Heimweh nach meiner Mutter zog mich oft in die Stille, aber da war kein Licht, das mir den Weg hätte zeigen können. That mir der liebe Vater hie und da Unrecht, so dachte ich: das thut nichts; die liebe Mutter, die ich freilich nicht sehe, die aber gewiß mein nicht vergißt, trägt und fühlt mit mir.

„Ein fremdartiges Element rückte mir näher im Pfarrer Hochstetter, den wir öfters in Cleversulzbach aufsuchten. Einmal hörte ich, im Garten spielend, zu, wie er mit erwachsenen Zöglingen, welche Vater mitgebracht hatte, die Frage verhandelte, ob der Mord eines Tyrannen erlaubt sei (Turner hatten bekanntlich verschiedene Ansichten über Sands Verbrechen). Auffallend war mir, daß sich dieser Pfarrer beständig mit Palästina und Jerusalem beschäftigte, Dinge, welche so ganz außerhalb meines Gesichtskreises lagen. Dann kam er einmal nach Oehringen und sprach Abends mit Vater vom Glauben. „Glaube," sagte er, „ist ein Licht; bald groß, bald klein, wie die Flamme dieser Kerze (man hatte eben ein Licht gebracht); aber immer bleibt er ein Licht." Das ist mir unvergeßlich geblieben.

„Im Sommer 1822 oder 23 wurde ich eines Mittags ins Besuchzimmer gerufen. Da saß ein kleiner lebhafter Mann mit hellem Antlitz, glitzernden Augen und gescheiteltem Haar, sehr ländlich angezogen, auf dem Sopha und winkte mir herbei. Er drückte mir die Hand und redete mich sehr schwyzerisch an: „wie heißt du, mein Sohn?" Ich antwortete etwas selbst bewußt: Herrmann. Er: „ei, das ist ja ein sehr guter Name. Du wirst ein Mann des Herrn, des Herrn werden"; rief David Spleiß, ein Bekannter des Vaters von Tübingen her, der eben auf einer Rückreise

von Freund Schubert in München eingekehrt war. Der 12jährige Primaner war innerlich empört über diese Verketzerung seines altdeutschen Namens und machte sich schnell aus dem Staub, ohne die fernste Ahnung der kindlichen Anhänglichkeit, welche ihn später zu dem geistvollen Professor und Pfarrer zog. War ich doch zu Hause im Teutoburger Wald und hatte mich, dem alten Arnim nach, auch in Rom eingebürgert. Das treue Wort aber erinnerte an die Bibel, für welche ich nie Sinn gehabt hatte, und schmeckte nach einem Geiste, welcher mir ganz und gar zuwider war. Diese Zornflamme hat mir jenen Augenblick so hell im Gedächtniß erhalten.

„Ich war wirklich ein großer Lateiner. Als Pädagogarch (abgeschmackter Name!) Wekherlin unser Lyceum 1823 visitirte, diktirte er uns selbst das deutsche Thema zum Uebersetzen, während mein Vater herumging, uns zu überwachen. Er kam an mir vorbei und sagte: „Du kannst auch das Diktat excipiren“ (er mochte dabei an seinen Kirchheimer Präceptor denken). Sobald der Visitator ausdiktirt hatte, übergab ich ihm meine Uebersetzung, die er fehlerfrei fand, worauf er mit einem mächtigen macte, puer! mich belohnte und dem Vater zu diesen „Petenten“ gratulirte.

„Petent war ich nämlich, als der das Landexamen zum erstenmal machen sollte. Oheim Klumpp lud mich schon 6 Wochen vor dieser Prüfung zu sich ein, nach Stuttgart, um dort auch seine Gymnasiumsklasse zu besuchen. Hier und auf dem Turnplatz habe ich dann eine recht vergnügte Zeit zugebracht. Eine Bibel sah ich auch dort nicht, habe sie freilich auch nicht gesucht, staunte aber eine kolossale Büste von Schiller in Onkels Studirstube an. An einem Sonntag wurde ich ins Theater geschickt, den Freischütz zu hören, an einem andern in Danneckers Werkstätte. Im

Lernen gefördert, mit Freundlichkeiten überhäuft, kehrte ich nach wohlbestandenem Examen heim.

„Doch schon von Ludwigsburg wurde ich nach Brackenheim gerufen, wo ich den Vater an dem Sterbebette des lieben Großvaters fand, der seinen ältesten Enkel noch segnen wollte. Auch unter dem Druck der Wassersucht konnte der liebe Greis noch heiter sein. Er wünschte einmal etwas, mein Vater aber verstand den Wink, auch da er wiederholt wurde, nicht recht. Da lächelte der Kranke: barbarus hic ego sum quia non intelligor ulli. Das blieb mir unvergeßlich. Uns hatte er oft Geschichten und Mährchen erzählt, auch halblateinische Verse vorgesagt, wie: fahrimus in schlittis, schellantibus undique rollis; si ros brav currit, fahrere lustig erit. Ein durchaus wohlwollender Mann, der Achtung vor echter Frömmigkeit hatte, und das Andenken an unsere Mutter hoch in Ehren hielt. Ihr Grab wurde geöffnet, um ihn an ihrer Seite zu bestatten."

Unter des Großvaters Papieren fand sich ein nachgelassenes Schreiben seiner Mutter, einer Tochter des Kanzlers Sartorius, die als unbemittelte Dekanswitwe mit sechs Kindern durch schwere Zeiten sich durchgekämpft hatte. Es lautet: „Liebe Kinder, ich gehe nun bald ein zu meiner Ruhe und werde, wann ihr dieses findet, schon eingegangen sein. Ich scheide von Euch mit der trostvollen Hoffnung, Euch einst vor den Thron Gottes als Begnadigte stellen zu dürfen und freudig zu sagen „hie bin ich, Herr, und die Kinder, die du mir gegeben hast." — Ich wünsche also nichts angelegentlicheres, als daß ihr eurer Religion treu bleibet. Nicht nur mit dem Herzen, sondern auch im Aeußern, was dazu gehört, euren Nebenmenschen mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Sache Christi gewinnt gar viel bei dem Volk, wofür wir von dem Herrn selbst beauftragt sind, das Festglauben an ihn nicht nur im Herzen zu be-

wahren, sondern auch im äußern Gottesdienst zu beweisen; denn wir müssen vor alles am Throne Gottes Rechenschaft ablegen. — Ich glaube zuversichtlich, daß das Innere eurer Herzen mit Christus verbunden ist. Nur wünsche ich auch, daß ihr den Gottesdienst, besonders das h. Abendmahl nicht zurücksetzet, damit auch Alle, die uns anvertraut sind, durch diese gottesdienstlichen Uebungen erbaut werden. — Ich weiß wohl, daß mancher Prediger durch seine Vorträge mißfällt. Er verkündigt uns aber das Wort Gottes, und schon unsere Gegenwart ist für unsere Mitchristen erbaulich und erfreulich. Wer also dadurch Gutes stiftet, ist dem Herrn angenehm und wird im Reiche Gottes Barmherzigkeit erlangen. — Dies gesagt, wünsche ich, daß es bei meinen lieben Kindern und Enkeln in Erfüllung kommen möchte. Unsern Aufenthalt im Erdenleben hat der Herr dazu bestimmt, daß wir viel gute Früchte bringen sollen, um in der großen Ernte viel einsammeln zu dürfen. Die Tage unseres Lebens fliehen so schnell, daß wir wie auf einen entflohenen Traum zurückblicken, aber dann einem Ziel entgegenschreiten, wo alles darauf ankommt, daß wir mit unserm äußern und innern Menschen vor Gott durch Christum bestehen können. — Deßwegen bitte und ermahne ich euch alle, meine Kinder und Enkel, sich durch den Geist Gottes regieren und zu allem, was Gott wohlgefallen kann, führen zu lassen. — Menschliche Schwachheiten zu beseitigen, hat freilich der Mensch nicht Kräfte genug. Dafür tritt aber Christus mit seinem Versöhnopfer uns zur Seite und erfüllt bei seinem Vater, was wir nicht erfüllen können; wenn wir nur im Herzen und Wandel uns bestreben zu beweisen, daß wir ihm vertrauen und seinen Geist in uns aufnehmen und wirken lassen; denn dieser kann mehr thun als wir bitten und verstehen und führt uns auch beim entscheidenden Augenblick zu dem Thron des Mittlers, dessen

Erbarmung und Vollendung wir uns gewiß trösten dürfen. Euch alle, meine Lieben, wird der Herr segnen vor alles, was ihr mir Gutes erwiesen. Euer Lohn wird nicht ausbleiben, denn der Herr vergißt die kleinste Wohlthat nicht zu vergelten. — Lebt nun im Segen und vergeßt nicht den Armen zu trösten und zu unterstützen, bis wir uns auf Ewigkeiten wiedersehen und Alle bei dem Herrn bleiben dürfen, der uns so theuer erlöst hat. Denkt in Liebe an eure bis zum Tod treu besorgte Mutter und Großmutter Mögling."

Wie lange mögen solche Mahnstimmen einer Mutter oder Ahne vergessen sein! Die lärmende Gegenwart beachtet sie kaum. Wirkungslos verschollen sind sie aber darum nicht, hallen vielmehr nach von Geschlecht zu Geschlecht, und was darin aus ewiger Wirklichkeit stammt, behauptet immer wieder sein Recht und arbeitet in aller Stille an den Herzen weiter.

Fritzens mehrjährige Bemühungen wurden mit bestem Erfolg gekrönt: die lateinische Schule in Oehringen ward zum Lyceum erhoben und er selbst 1824 zum Rektor ernannt. Nun war sein Herrmann schon im Konfirmationsunterricht, welchen Dekan Eichhorn ertheilte, der Bruder des Orientalisten. Es gab aber damals kein württembergisches Konfirmationsbüchlein im Hohenlohischen, sondern der weißhaarige Greis lehrte die Kinder seine eigene magere Theologie. „Am Konfirmationstag waren wir Kinder wohl 300, rechts und links vom Altar, 9 Reihen tief aufgestellt zur Prüfung. Herr Dekan beschäftigte uns lange mit den Beweisen fürs Dasein Gottes. Beim kosmologischen Beweis fragte er unter anderem: wo ist die feste Ordnung, welche Gott in der Schöpfung gewählt hat und festhält, aufs Deutlichste zu sehen? Keine Antwort. Auch von uns Lyceisten erfolgt nur peinliches Schweigen. Die deutschen

Schüler werden umsonst angeschaut, ebenso die Mädchen zu seiner Linken. Da ruft er mit schriller Stimme: Im Kalender! Es war in hohem Grade unerbaulich, daher mir die Konfirmation gar keinen Eindruck hinterließ."

Der Vater aber war religiös gestimmt. Er predigte in einer Osterzeit wohl neunmal für den erkrankten Stadtpfarrer Dietzsch in der Stiftskirche. Als er nachher dem genesenen Freund seine sorgfältig geschriebenen und memorirten Predigten zur Durchsicht und Kritik übergab, äußerte dieser, sie seien wirklich lobenswerth, nur etwas zu pietistisch gefärbt. Des Stadtpfarrers eigene Predigten waren freilich von diesem Fehler vollkommen frei. „In der Kinderlehre behandelte er einmal mit uns Lyceisten die Pflichten gegen die Obrigkeit und erhielt richtige Antworten: Der Christ sei seiner Obrigkeit Gehorsam schuldig, weiter Ehrfurcht, Liebe, Treue — aber noch etwas habt ihr vergessen! Was noch ist er ihr schuldig? Wir besannen uns hin und her und brachten die bisherigen Antworten in anderen Ausdrücken vor. Der Herr Stadtpfarrer fing an erzürnt auf- und abzugehen. „Wie unbegreiflich, daß ihr die leichte Antwort, welche euch jedes Kind sagen könnte, nicht findet!?" Einer um den andern wird gefragt. Keiner kann das Räthsel lösen. Da ruft er in höchster Aufregung, ein Scheltwort vorausschickend: „Steuern!" eilt zum Altar zurück, liest das kurze Schlußgebet und schickt uns aus der Kirche. Ganz verblüfft gehen wir hinauf in unsere Klassen; das Lyceum war an die Stiftskirche angebaut. Herr Stadtpfarrer kam nach und beschwerte sich bei meinem Vater über die Dummköpfe der ersten Klasse insbesondere, was uns einen Verweis eintrug, der aber nicht tief ging.

„Diakonus Weizsäcker war dem Vater näher befreundet und von uns Primanern, denen er eine Zeitlang französischen Unterricht gab, sehr geachtet. Da er augenscheinlich

auszehrte, fiel ihm das Heraufsteigen ins Lyceum zu schwer, daher wir zu den französischen Stunden in sein Haus gingen. Wenn ich ihn sah, mußte ich an Lavater denken, dessen Bild ich in einem Kupferstich gesehen hatte und nicht mehr vergessen konnte. Er starb schon 1831, die Mutter aber erzog die talentvollen Söhne, denen ich später wieder begegnete. Wir haben die Freundschaft unserer Eltern nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

„Fürst August hatte eine württembergische Prinzessin geheirathet und lebte auf etwas höherem Fuß als die Fürsten der 7 Linien, von welchen wir in unserem geographischen Katechismus die interessante Stelle auswendig zu lernen hatten: „Was thun die Fürsten zu Hohenlohe? Antwort: Sie theilen sich in 7 Linien.“ Unser Fürst nun brachte den Winter in Stuttgart, den Sommer theils auf seinen schlesischen Gütern, theils in Friedrichsruhe zu. Das war ein schöner Landsitz, eine Stunde von Oehringen gelegen. An den Geburtstagen der heranwachsenden Prinzen Friedrich, Hugo (jetzt Herzog von Ujest) und Felix, wurden die Söhne der Honoratioren zu einem Festmahl und Gartenfest eingeladen, in Hofwagen nach Friedrichsruhe abgeholt und Abends wieder zurückgefahren. Wie schwer fiel uns das „Ihre Durchlaucht“ sagen zu Fürst und Fürstin, welche sich je und je freundlich mit uns unterhielten! Und gar zu den Prinzen, unseren Altersgenossen, Durchlaucht zu sagen, schien uns fast unmöglich. Aber es mußte sein. Mein Bruder Theodor legte sich die Sache auf seine Weise zurecht und redete den Prinz Friedrich, in Erinnerung an die scharfe väterliche Ermahnung, mit „Durchlaucht du Prinz“ an, was nicht geringe Heiterkeit und Verlegenheit drüben und hüben veranlaßte. Nach dem Essen aber, als wir auf dem Balkon beisammen waren, geriethen Prinz Felix und mein Theodor in Streit und balgten sich. Ehe

wir Aelteren uns dreinlegen konnten, hatten sie einander geschlagen und die Kleider zerrissen. Sie wurden jedoch von herbeigeeilten Hoffräulein, welche Nadeln und Faden brachten, in den Stand gesetzt, zum Kaffee im Saal zu erscheinen. Abends wurden wir in 3 oder 4 Hofwagen nach Oehringen zurückgefahren und vor den Wohnungen unserer Eltern abgesetzt. (Wie der Vater unseren Bericht vom Verlauf des Festes aufgenommen, habe ich vergessen. Sind ihm die Schwärmereien von Tahiti wieder eingefallen oder Ahnungen vom künftigen Demokraten der Familie aufgetaucht?)

„Im Herbst meines zweiten Landexamens hörte ich eines Tags, daß Professor Spleiß wieder gekommen sei, diesmal in Begleitung von Professor Schubert. Der neue Hofmeister des Prinzen Friedrich, Herr Strebel, mit welchem Vater vertraut geworden war, holte ihn zu den beiden Herren ab, welche mein Vater dann bis Schwabach weiter begleitete. Schubert kam noch mehrmals, den Vater zu besuchen. Diesen nannte er seinen „Schlosser von Oehringen", weil er ihm unterwegs einen Reisekoffer, dessen Schlüssel verloren gegangen war, zu öffnen verstand.

„Vater stund früh auf, was ich von ihm gelernt habe; in Indien eine der ersten Gesundheitsbedingungen. In diesem Winter nun las er mit mir von 5—6 Uhr Morgens die Oden des Horaz, doch ohne daß ich etwas vom Geiste des Mannes zu verstehen angefangen hätte. Um 6 Uhr kamen Cicero's Briefe und Virgil an die Reihe, aber ohne daß ich in das Verständniß des Alterthums eingeführt worden wäre. Mich fehlerlos Latein schreiben zu lehren und mir gute Kenntniß der lateinischen und griechischen Grammatik beizubringen, war das letzte Ziel seines Bemühens, und dieses hat er erreicht.

„Mit Klopstock, Bürger, Hölty &c. wurde ich durch die

wöchentlichen Deklamationsübungen, welche mein Vater leitete, früh bekannt. Für Schiller war ich sehr begeistert, seine Balladen lernte ich auswendig zur Freude des Vaters. Noch mehr aber zog mich Jean Paul an, welchen Mutter Louise leidenschaftlich bewunderte. Allein während sie manchmal Thränen darüber vergoß, las ich ihn ohne viel Verständniß. Im Klavierspielen wurde ich Abends vom Stadtmusikus unterrichtet, im Zeichnen vom Hofmaler Höring, wohl 5 Jahre lang, ohne viel Gewinn davon zu tragen."

4. Die Seminarjahre.

„Ich hatte früher den Wunsch gehabt, einmal Arzt zu werden, allein mein Vater zog einstweilen den Weg durch das niedere Seminar vor; später, wenn ich noch wolle, könne ich immer noch Medicin studiren. Ich machte keine Einwendung; es blieb aber bei diesem „einstweilen".

„Meine Eltern lieferten mich also am 18. Oktober 1825 ins Seminar ein. Es war eine lange Fahrt über die weite Ebene der rauhen Alb mit ihren steinbesäten Feldern; am späten Abend gings durch eine lange Thalschlucht tiefer und tiefer hinab in das Städtchen Blaubeuren, welches nun 4 Jahre lang meine Heimat werden sollte. Gerichtsnotar Heller, ein Wildberger, hatte uns zu sich eingeladen und er, wie seine Frau, gab sich Mühe mir Freundlichkeit zu erweisen. Mit dem lieben Vater unterhielt ich fortan einen lateinischen Briefwechsel. Der Mutter schrieb ich natürlich deutsch.

„Wir waren 36 Seminaristen und 12 Hospites. Unser Ephorus Reuß, ein guter Lateiner, hatte mit den Professoren Kern und Baur schon zwei Promotionen unterrichtet, die ihren Lehrern Ehre machten. Ludwig Bauer war der Primus der ersten, Gustav Pfizer der der zweiten gewesen; Schüler von bedeutendem Talent waren in mehr als gewöhnlicher Zahl in beiden vereinigt gewesen. Das

war besonders das Verdienst der zwei strebsamen Professoren, von welchen auch wir Lateinschüler zum erstenmal neue Worte hörten, wie objektiv und subjektiv, real und ideal, Weltanschauung, höheres Bewußtsein u. dergl. Wir Jungen fühlten uns durch den Schwung ihrer Gedanken bald ziemlich hinaufgeschraubt. Sie wurden aber schon nach einem Jahre an die Universität berufen, wo dann Baur, frisch hergekommen vom begeisterten Studium griechischer und orientalischer Mythologie und Philosophie, die heiligen Urkunden in ähnlichem Geiste behandelnd, die neuere Kritik begründete. Mit hoher Begeisterung hatte er die alte Geschichte bis auf Alexander den Großen vorgetragen und mit der Erzählung des Brandes von Persepolis geschlossen. Seine letzten Worte waren — und dabei rollte er die großen Augen feucht von innerer Bewegung: „Der Brand von Persepolis war das Zeichen einer neuen Ordnung der Dinge."

„Sein Nachfolger ward 1826 Schmoller, ein Compromotional und Freund meines Vaters. Wie langweilig muthete uns verwöhnte Leute nach den Herbstferien seine Fortsetzung an, da er zuerst Alexanders Charakter und dann alle Personen und Thatsachen der alten Geschichte der moralischen Würdigung unterstellte. Es fehlte dem edeln, in sich gekehrten Mann an geistiger Lebendigkeit, weßhalb er nicht anregend auf jugendliche Geister wirken konnte. Aber mich hat er immer wohlwollend und väterlich behandelt, wenn auch karg mit Worten. Einmal war er im Kolleg unzufrieden mit mir und rief beim Weggehen: Mögling! Wie ich herantrete, sagte er: Komm nachher auf meine Studirstube. Als ich kam, sah er mich einen Augenblick an, dann fragte er: weißt du warum ich dich gerufen habe? Antwort: Ja. — „Dann kannst du wieder gehen und dir selber das Nöthige sagen." Seine Frau war eine

seltene Schönheit; so dachte ich mir die Penelope, nur klüger und rühriger. Er aber sah nicht aus wie der vielgewandte Odysseus, sondern wie ein römischer Senator aus der guten Zeit. Ein ächt römischer Kopf ruhte auf breitesten Schultern. Der große starke Mann soll einmal in Tübingen auf dem Markt im Gedränge einen Reiter samt dem Pferde auf die Seite geworfen haben, was uns sehr glaublich klang. Zum Führer ins Geheimniß der Schrifterkenntniß konnte er uns aber nicht werden; doch nahm er 1846 den indischen Missionar mit väterlichem Wohlwollen auf, und als derselbe seiner Vorbeifahrt an Ithaka erwähnte, allwo er die Geschichte des Odysseus seinem Begleiter Kaundinja erzählt habe, schenkte er ihm seine Ausgabe der Odyssee.

Von seinem Kollegen Wurm, einem guten Hebräer und Mathematiker, hätten wir viel mehr lernen können, als leider geschehen ist. Neben Schmoller nahm sich seine Gestalt dürftig aus; er war schüchtern und schien manchmal vor uns in Verlegenheit zu gerathen, eine Versuchung für die sichere Jugend, sich zu überheben.

„Ueber den Ephorus Reuß hatten sich von unsern Vorgängern her Erzählungen auf uns vererbt, die seine Eigenheiten mit jugendlichem Witz und Muthwillen zeichneten. Sein Gang, sein näselnder Ton, sein leidenschaftliches Schnupfen, seine Art, die großen Sacktücher haushälterisch aufzuwickeln, kurz Alles an dem Manne wurde bemerkt, nachgeahmt, karrikirt. Die Witzköpfe der zweiten Promotion hatten uns Memorabilien hinterlassen, welche wir unsern Nachfolgern reichlich vermehrt hinterließen. Diese Vermehrung betrieben eifrigst seine vielen Hospites, die ihn beständig zu beobachten Gelegenheit hatten. Er war ein vortrefflicher Lateiner, d. h. er übersetzte musterhaft aus dem Deutschen und schrieb ein fließendes Latein. Im

Horaz aber theilte er uns eine metrische Uebersetzung mit, welche das Unglaubliche an Geschmacklosigkeit leistete, so daß wir den römischen Dichter über der deutschen Karrikatur unseres begeisterten Vorstandes oft völlig vergaßen. Noch tönt mir in den Ohren der Hexameter:

> Willig jedoch, wenns müßte sein, würde da leben ich und die Meinen vergessen und mich von den Meinigen lassen vergessen.

„Auch in Gelegenheitsgedichten versuchte er sich bisweilen und theilte sie uns mit ohne eine Ahnung, welche Schätze er dem jugendlichen Humor aufschloß. Erziehenden Einfluß hatte er keinen auf uns, theils weil er leicht sich erzürnen ließ, theils weil er sich durch Taktlosigkeiten Blößen gab. Er meinte es aber ganz gut und väterlich, ohne viel Dank davon zu ernten. An Sonntagen ließ er uns Lieder auswendig lernen; das that ich aber nie recht, sondern überflog den kommenden Vers während des Hersagens des vorangegangenen, so daß ich ihn im Augenblick aufsagen konnte, aber sogleich Alles vergaß.

„Im Frühjahr 1826 griff das Scharlachfieber im Städtchen unter den Kindern um sich. Flugs erhielten wir zu jedem Mittagessen einen halben Schoppen Wein aus dem Keller des Herrn Ephorus. Wir waren erstaunt und meinten zuerst, das sei ein Geschenk. Allein es stellte sich heraus, daß der Wein — übrigens sehr billig — bezahlt und vom sogenannten Weingeld abgezogen werden solle. Gleich sagte einer der Hospites: er will uns nur seinen schlechten Wein anhängen. Der war aber durchaus nicht schlecht. Diese Maßregel währte nicht lange. Reuß schlug vor, die ganze Promotion mit dem einen Repetenten Karl Werner über Pfingsten auf eine Fußreise an den Federsee zu schicken. Eine sehr erwünschte Neuerung trotz anstrengender Märsche, deren Eintönigkeit der noch ziemlich studentisch aufgelegte

Repetent durch allerlei Gesänge verkürzen half. Alles mögliche wurde da gelernt: Freiheit, die ich meine; Was ist des deutschen Vaterland; Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, aber auch: Der Meister hat 'n G'sella g'het; O Reutlingen du gute Stadt u. s. w. Hatte man sich müde gesungen, so sammelten sich die Witzreißer Sch., A. und ich um den guten Repetenten, der sich anstecken ließ, so daß wir am vierten Tage nicht sowohl vom Gehen, sondern vom Lachen ermüdet ins Kloster zurückkehrten."

Manchmal scheint jedoch dem Jüngling das Weinen näher gestanden zu sein als das Lachen. Der Vater schreibt ihm (lateinisch) im Sommer 1826: „Da fällt mir auch der Passus in Deinem früheren Briefe ein, worin Du erwähnst, wie ein Einsamer aus der Höhle hervorgetreten sei und sich der Thränen nicht habe erwehren können, als er die lärmende Menge unten (etwa beim Jahrmarkt) betrachtet habe. So muß ich Dich wohl einen modernen Heraklit (den weinenden Philosophen) nennen; denn wer anders kann der Einsame gewesen sein als Du? Auch hat mir diese Andeutung über Deine Stimmung nicht mißfallen, und mit Freuden merkte ich, daß Dein Wesen von dem meinigen nicht sehr verschieden ist."

„Im Winter bot Werner allen Lusttragenden Unterricht im Englischen an. Er hatte es von einem englischen Sonderling, Greaves, in Tübingen gelernt auf neue Weise. Später hieß mans etwa Hamilton'sche Methode. Greaves ließ eine Sammlung englischer Gedichte drucken und theilte sie seinen Studenten-Schülern aus. Der Lehrer sprach die Worte vor, die Schüler nach. Regeln für Aussprache oder Grammatik gab es nicht. Es wurde so lange vor- und nachgesprochen, bis die Sache ging. Eine wörtliche Uebersetzung wurde mit Leichtigkeit gemacht, aber nicht eingeübt. Man blieb beim Englischen, das im lauten Chor nachge-

sprochen wurde, bis es sich eingeprägt hatte. Im Anfang konnte des Repetenten Zimmer kaum Alle fassen, nach und nach kühlte sich der Eifer ab und wir hatten bequem Platz. Am längsten blieb ich mit Rudolph Kausler, meinem Herzensfreund, denn wir wollten mit einander den Vicar of Wakefield lesen, auf welchen uns Goethe aufmerksam gemacht hatte, und dann den großen Shakespeare angreifen, den wir nur in Uebersetzung hatten. Das wurde auch durchgesetzt, so gut es gehen wollte, weniger im Vicar, ernstlicher im Shakespeare.

„Kausler machte mich auch mit Tieck bekannt, und wir waren bald mit diesem und Novalis so vertraut, als ich früher mit Schiller und Jean Paul. Aber Goethe ging uns über alles. Horaz und Virgil, Homer und Sophokles hatten wir im Kolleg; was davon nicht öffentlich behandelt wurde, las ich für mich ganz. Ich hatte eine rechte Freude an diesen Dichtern. Auch an dem Latein des Cicero, dessen vier Katilinarische Reden ich auswendig lernte, fand ich Geschmack, aber ohne die Geschichte seiner Zeit zu studiren. Ueberhaupt hatten wir keinen Sinn für Geschichte. Ueber jenen Beschäftigungen vergaß ich fast ganz den eigentlichen Zweck unseres Lernens und die Bibel, mit der ich freilich noch gar wenig bekannt war.

„Wir lernten eigentlich nur, was in den Kollegien so zu sagen an uns hängen blieb, und lebten in einer dichterischen Traumwelt, in der wir wünschten und hofften uns künftig einbürgern zu können. G. Oehler, mein Nebensitzer im Kolleg, der sich von Anfang an mit Eifer auf das Hebräische gelegt, ja schon in der Lateinschule unter Anleitung eines Pfarrers das Arabische begonnen hatte, steckte mich nicht im Geringsten an. Ich war ganz zufrieden mit den Aufgaben des Seminarstudienkurses, welche mich keine große Anstrengung kosteten, und muß mich wundern, daß

ich mit G. V. Lechler an der Spitze der Promotion stand, als wir die Universität bezogen.

„Meine Herzensfreundschaft mit Kausler hatte mich vor näherem Verkehr mit einer Sippschaft von Kameraden bewahrt, die in den späteren Seminarjahren zu kneipen und des Nachts aus dem Kloster zu steigen anfingen. Mit der Seminarordnung war ich nie in Streit gerathen, hatte mir wenigstens keine merklichen Unordnungen zu Schulden kommen lassen*). Aber zu dieser Gesetzmäßigkeit war ich durch kein Pflichtgefühl angehalten worden. Ich wollte mich wohl dem Mißfallen des allezeit freundlichen aber ernsten Professors Schmoller und der Unzufriedenheit meines Vaters nicht aussetzen. Das Biertrinken in verbotenen Kneipen hielten wir für etwas Gemeines, auch mochten wir mit den Kneipern, welche für unsere ästhetischen Neigungen keinen Sinn hatten, uns nicht gemein machen. Uebertretungen der Seminarordnung, auf welche wir verpflichtet waren, für Sünde zu achten, hätten wir für lächerlich gehalten. Gottesfurcht hatte keinen Boden in unseren Herzen. Und daß ichs ehrlich sage, von Jugend auf hatte ich auch vor keinem Menschen Scheu, Furcht oder Respekt gehabt.

„Plötzlich aber erwachte hell in mir die Erinnerung an meine liebe Mutter. Es war im Jahr 1827. Bei allem Heimweh nach der Seligen, das ich beständig bewahrte, waren doch die einfachen Gottesworte, die sie mir (S. 15) vorgesagt, während der ganzen Schulzeit aus dem Gedächtniß des Knaben verschwunden. Eines Tags aber standen sie mir, wie in eine Wand eingegraben, vor der Seele, und weckten mich zu häufigem Nachdenken über das Geheimniß des menschlichen Gedächtnisses, jedoch ohne einen erinner=

*) Die Zeugnisse weisen aus, daß etwa ein Duzend kleiner Strafen verfügt wurde, meist wegen Spätkommens oder Wegbleibens beim Morgen= und Abendgebet.

lich gebliebenen Antrieb zum Gebet. Noch gingen mir die Römer und Griechen, und Schiller und Goethe über Alles. Nach etlichen Wochen verschwand diese Schrift wieder, bis sie 7 Jahre später im Frühjahr 1835 wieder plötzlich sichtbar wurde, und mir dann als theures Kleinod und heiliges Vermächtniß galt.

„In den Ferien besuchte ich am liebsten das Kleebronner Pfarrhaus. Dort waltete der feingebildete, geistreiche Goll, ein Mann, der als Hofmeister einer französischen Familie Italien besucht und die große Welt kennen gelernt hatte, liebreich gegen uns, dazu witzig und unterhaltend. Er war mein Pathe, obwohl er die scharfsehende Mutter (S. 25) in der Hauptsache nicht befriedigte. Ich merkte nun bald, daß er die Pietisten, unter ihnen seinen Kompromotionalen, den Missionsinspektor Blumhardt, nur gar nicht liebte, sondern sich lieber auf die Seite von Röhr stellte. Er hielt sie für eine Art protestantischer Jesuiten, was jedoch keinen Eindruck auf mich machte, weil ich mir nicht denken konnte, daß sich diese Menschen mit Herrschaftsplänen tragen sollten. Habe mir auch später kaum erklären können, wie der sonst unbefangene Freund zu solchem Urtheil hat kommen können. In meinen letzten Seminarjahren war es ihm unangenehm, einen maßlosen Bewunderer Goethes in mir zu finden, bei welchem Schiller und Jean Paul, die ihm alles galten, sehr im Werth gesunken waren und Tieck und Novalis mehr und mehr die Oberhand gewannen.“ Hier schließen Herrmanns eigenhändige Aufzeichnungen für seine Kinder.

Ueberschauen wir die Zeugnisse, welche er in den 8 Semestern davon getragen, so bekommen wir den Eindruck eines Musterstudenten. In den 4 Sprachen bringt er es von gut auf sehr gut und recht gut, eben so in der Religion, in Geschichte und Mathematik. Im Deutschen, in Poesie und Philosophie dagegen erhebt er sich nicht über gut, und

in der Deklamation bleibt er sogar unter ziemlich gut. Er hat auch später nur im erregten Zustand gut und leicht gesprochen. Die Gaben werden als gut bezeichnet, mit dem Beisatz „überlegend, im Auffassen und Urtheilen sehr gut.“ Der Fleiß wird als vorzüglich, unermüdet, sehr groß gerühmt, während Anfangs an demselben Unterbrechungen und etwas bequemes Wesen zu Tage getreten waren. Die Sitten wachsen von gut auf recht gut und sehr gut: „verspricht Charakter.“ Allgemein galt er für ein Phlegma.

Er selbst aber findet (1835), daß er zwar den Forderungen seiner Lehrer (einige Anmahnungen gegen das überhandnehmende Aesthetisiren ausgenommen) Genüge geleistet, daß aber sein eifriges Lesen der deutschen und englischen Dichter ihm den Nachtheil gebracht habe, auch die Alten zu lesen wie die deutschen Schriftsteller, d. h. nur nach seinem Geschmack und weil er mit Lust ihren Phantasien nachging, ohne sich an geregelter tüchtiger Arbeit zu üben und zu stärken. „So wurde ich aus einem halben Christen ein ganzer Heide, der das Christenthum in der Einbildung festhielt, um es als eine poetische Fiktion zu preisen. Zu Zeiten innerer Noth mochte ich wohl auch meine Zuflucht dahin nehmen, natürlich ohne Heil darin zu finden. Auf diesem Wege: im Ruf eines guten Kopfes, mit dem Namen eines gutmüthigen Menschen von guten Sitten, innerlich aber von Grund aus verkehrt, kam ich auf die Universität.“

5. Die Universitätszeit.

Vater Mögling fühlte, wie wichtig es wäre, seine beiden Söhne, den strebsamen Herrmann und den leichtlebigen Theodor, während ihrer herannahenden Universitätszeit in seiner Nähe zu haben. Daher bewarb er sich im Jahr 1827 um die erledigte Professur am Lyceum in Tübingen. Im

folgenden Jahr wurde ihm vom Fürsten der älteste Sohn Friedrich nebst einem Vetter, Graf Alfred von Erbach, anvertraut, welche mit ihrem Hofmeister Strebel nach Tübingen nachzogen, um ein Jahr oder zwei, vom Leben des Hofs getrennt, auf der Hochschule zuzubringen.

Herrmann trat Oktober 1829 in das theologische Seminar, das sogenannte Stift ein. Freilich nicht aus Vorliebe für die Theologie; aber er fühlte keinen Zug mehr zur Medicin, sondern Literatur und Aesthetik hatten es ihm angethan und Schiller hatte ihm irgend welches Brotstudium verächtlich gemacht. Der Vater zufrieden damit, daß sein Sohn als einer der ersten seiner Promotion nach Tübingen kam und von andern Seiten zu sehr in Anspruch genommen, ließ ihn ohne Sorgen seine Wege gehen. Für die Kosten des Studiums hatte einer der Ahnen durch ein bedeutendes Stipendium gesorgt.

Der Theologie gewann Herrmann keinen Geschmack ab, freilich den philosophischen Systemen eben so wenig. In beiden Wissenszweigen beschränkte er sich darauf, so viel zu leisten, als die vorgeschriebene Studienordnung forderte, im Uebrigen trieb er sich zwischen ästhetischen und philologischen Beschäftigungen herum. Ein Repetent, der die letzteren zu seinem ausschließlichen Fach erwählt hatte, rieth ihm, das Gleiche zu thun, ohne daß Herrmann zu einem Entschluß gekommen wäre. An geordnete Thätigkeit nicht gewöhnt, wechselte er zwischen kürzeren und selteneren Zeiten angestrengten Studirens und längeren Zwischenräumen eines leichten Lebens in Gesellschaft von Freunden, welche sich, statt in den Hörsälen, in den Wirthshäusern zusammenfanden. So kam es durch Nichtachtung der Seminargesetze je und je zu Ordnungsstrafen, während die Lehrer bedauerten, wie der reichbegabte Jüngling so wenig von stetem Fortschritt erziele.

Das wurde schlimmer, als der Vater im Jahr 1831 Tübingen verließ. Als nämlich die benachbarte Pfarrei Mössingen vakant wurde, regte sich in dem Professor die Lust nach der ruhigeren Thätigkeit des Predigtamts. Mössingen besonders zog ihn an, weil da der treue Zeuge Dann schon im Segen gewirkt hatte; in ähnlicher Weise wollte auch er nun das einfache Evangelium predigen. Er erhielt die Pfarrei und bekannte vor seiner Gemeinde, wie gegenüber seinen früheren Freunden, wie es ihm Bedürfniß sei, dem Glauben an Christum sich rückhaltlos zuzuwenden und sich unverholen an glaubige Christen anzuschließen. Im 43. Lebensjahr stehend hatte er noch so viel Jugendkraft, daß er die Pflege einer Doppel-Gemeinde von 4000 Seelen fast für eine Erholungszeit ansah. Nun konnte er auch seine verwittwete Mutter Karoline zu sich nehmen, die lebendigen Geistes sich noch immer in Gelegenheitsgedichten übte, und sie pflegen bis an ihr nahes Ende. Zum Abschluß seiner 21jährigen pädagogischen Thätigkeit verfaßte Fritz eine Schrift über Pädagogik und Didaktik, welche den Lehrern der neu gegründeten Erziehungsanstalt in Stetten übergeben wurde. Als er sodann zum Wilhelmsdorfer Predigtbuch einen Beitrag lieferte, fing man an zu fragen: Ist Mögling auch unter den Pietisten?

Nachdem der Vater ihm aus den Augen geschwunden war, nahm der Leichtsinn des Erstgeborenen unvermerkt überhand. Wohl bewahrte er sich seine Gutmüthigkeit und enthielt sich gröberer Pflichtverletzungen, suchte auch hie und da die verlorene Zeit durch Überfleiß hereinzubringen. Aber der Beifall seiner Bekannten, denen er sich durch schlagfertigen Witz, allzeit bereiten Humor und verwegenen Jugendübermuth empfahl, ließen ihn doch in eine immer gefährlichere Selbsttäuschung gerathen.

Ein Hauptzug an ihm war Freigebigkeit: er meinte

einmal, was ihm am ehesten zu einer Leidenschaft werden könnte, das wäre das Schenken. Nun hatte er aber wenig zu schenken, so zahlte er wenigstens mit seinem Talent. Als die flüchtigen Polen durch Tübingen kamen, wollte er auch etwas für sie thun. Geschwind saß er mit Freunden in einem Wirthshaus zusammen; da fertigten sie 100 Epigramme auf den großen Kopf eines kleinen Unbekannten. Ein Lithograph war gleich gefunden, der ohne Bezahlung die Karrikaturen dazu machte. Das Büchlein wurde rasch gedruckt und verkauft; der Erlös (immerhin 50 fl.) kam den scheidenden Polen zu gut.

„Ich hatte mich in die Welt der Dichter geflüchtet und von da aus lernte ich dieses Leben als ein bloßes Schauspiel ansehen. Viel beschäftigt mit psychologischem Analysiren, lernte ich mich selber so gut kennen, als es ohne den Ernst der Schrift oder des Gesetzes möglich ist. Ich fand, daß ich eigentlich um nichts besser sei als irgend ein anderer Mensch in der Wirklichkeit oder der phantasirten Welt, hielt aber auch alle Andern für ganz gleich mit mir selbst. Die Unterschiede schrieb ich unseren verschiedenen Geburts-, Zeit-, Erziehungsverhältnissen zu. Der Gedanke an den Tod erweckte in mir eine sonderbare Neugierde. Manchmal war ich fast versucht zu probiren, was denn das Sterben eigentlich sei. Zu Zeiten, wenn mich dennoch mein Gewissen fühlbar strafte, kamen andere Gefühle und Gedanken auf, aber da lagen Novalis'sche Phantasien zu nahe, als daß ein rechter Ernst daraus hätte werden können. So war ich wie verzaubert und hatte weder Liebe zu dem lieben Vater, noch Achtung vor ihm. Er hatte nämlich eine eigenthümliche Weitherzigkeit, die nicht geistlich war; konnte eine ordentliche Freude haben an Leuten und Sachen, die er bei ruhiger Überlegung verdammen mußte, und gegen große Herren hatte er eine

mir unbegreifliche Devotion, auch wenn er Schlimmes von ihnen wußte. Bei mir mochte ein angeborener Stolz mitwirken, daß mir nichts imponirte als Charakter. So fiel, was der liebe Vater an mir versäumt hatte, zu Zeiten als bitterer Schmerz auf ihn zurück. Und doch merkte er kaum, wo es bei uns beiden fehlte: wie groß ist doch Gottes Barmherzigkeit gegen uns gewesen!"

Doch siehe da! das Blatt wendet sich plötzlich. Am 27. Januar 1832 schreibt Herrmann dem Vater: „Die Gnade Gottes hat mich gerettet. Er hat mich zur Selbsterkenntniß geführt. Ja ich habe durch ihn erleuchtet eingesehen, wie ich durch mich allein nichts bin als Trug und Sünde. Hab ich mich für klug gehalten, nun ist die Weisheit zur Narrheit worden. Hielt ich mich für gut, oh die Hülle der Täuschung ist abgefallen und jenes Gute ist zum Bösen worden. Es ist nichts Gutes an mir. Gefehlt hat es mir am wahren Grund alles Lebens; was ich war, was ich that, hatte nur den Schein des Wesens. Ja ich bekenne es: auch dich, Niemand hab ich mehr geliebt. Ich dachte: es wäre dem nicht so: jetzt weiß ichs. Da, als der Geist Gottes in mir erwachte, als seine Stimme zu mir sprach und die Erinnerung an die sel. Mutter neu in mir auftauchte, da habe ich die Nichtigkeit meines vorigen Wesens erkannt, da hab ich mein Leben verloren. Doch wer sein Leben verliert, dem gibt es Gott. Nun kehre ich zu dir zurück, lieber Vater, der verlorene Sohn aus weiter Fremde. Den Reichthum meines Herzens habe ich verschleudert in Leichtsinn, von den Trebern menschlichen Witzes mich genährt, und nun, wie Gott mir seine Liebe wieder geschenkt und mich stündlich tröstet, wie die sel. Mutter wieder liebend und freudig um mich ist, so nimm auch du mich wieder auf. Doch wie ist dies möglich, wenn ich nicht auch vor dir, wie vor Gott, meine Fehler gestehe; und ich thue es ohne Rückhalt.

„Lieber Vater! Auch das letztemal, da ich dir meine Schulden angab, hab ich dich belogen; ich sagte dir aus Ängstlichkeit und Thorheit nicht die Hälfte. Ach du mußt mir 70mal siebenmal vergeben. Im vorigen Sommer habe ich auch manche Bücher verkauft. Ja sogar als ich zuletzt bei dir war, habe ich dich wieder in Geldsachen belogen. Ach lieber Vater, ich kann es kaum sagen, aber wie sollte ich dir jetzt nicht Alles aufdecken. Die Aufzählung alles dessen, was ich noch schuldig bin, will ich dir beilegen.

„O wie danke ich Gott, daß ich nun auch dir alles gesagt habe. Ich bete zu Gott, daß Er dich stärke, wenn du dies liesest. Ich will stündlich darum zu ihm beten. — Laß mich noch drei Gedichte aus meinen letzten Tagen beisetzen."

Als die einzigen Überbleibsel ans jenen Tagen der Poesie mögen diese Gedichte hier eingerückt werden; und wenn der Leser sie mit Theilnahme prüft, mag er erkennen, warum der Umschwung doch keinen Bestand hatte.

„An die selige Mutter.

Warst um mich so lange Jahre, Mutter, ach mit bangem Herzen,
Sahst, wie ich von dir mich wandte, ach in schweren heißen Schmerzen.
Als ich nun dich ganz vergessen, faßtest mich in tiefem Harme;
Als ich nun fast ganz verloren, schlugst um mich die heil-gen Arme.

Doch ich sah dich nicht; mein Auge war von Nacht und Trug umdüstert.
Fühlte dich nicht; denn mein Herz war nur dem Trug der Nacht verschwistert.
Aber du flehst zu dem Vater, daß er nicht im Zorn mich richte,
Daß in meine tiefe Nacht er dringe mit dem Gnadenlichte.

Und sein Blitz hat mich durchzücket, ganz den nächt'gen Wahn zersplittert,
Hat das Herz mir, die Gebeine bis ins tiefste Mark erschüttert.
Ja! Sein Blitz hat mich getroffen. Doch Er will mich nicht vernichten,
Und das Feur, das in mir brennet, will nur meine Nacht mir lichten.

Und so lieg ich neugeboren, Mutter, wieder dir am Herzen,
Thränen quellen dir der Freude, Thränen mir von heilgen Schmerzen.
An der Brust dir liegt dein Kind nun wieder, wohl in tiefem Harme,
Doch mich lassen ewig nimmer los die treuen heil'gen Arme!

An Dich.

O wie lang irrt' ich im Dunkeln, mir erglänzten keine Sterne.
Nacht und Erde war mir nahe, Licht und Himmel ach wie ferne!
Und in trüben Nächten führten irr' mich trügerische Lichter,
Wirrer wurde stets der Weg mir, Finsterniß ward immer dichter.

Aber nun hat Gottes Licht mir mein so trübes Aug' erhellet,
Seine Hand den Fuß, den schwanken, auf den festen Fels gestellet.
Und es stürzt das vor'ge Leben ganz hin vor der neuen Klarheit,
Was einst Weisheit schien, wird Wahnsinn, Einfalt wird zur tiefsten Wahrheit.

War ich stolz einst? O wie liegt nun alle meine Kraft zerbrochen!
Fühlt' ich stark mich? O wie ist mir nun das Herz von Gramm zerstochen.

Spielt' ich einst mit Lüg' und Wahrheit? O wie ist der Wahn bezwungen.
Doch nun ganz ich mich verloren, bin zum Leben ich gedrungen.

Und so mußt du, theurer Vater, ja auch du mich ganz verlieren.
Dann erst wird die heil'ge Hand der Mutter mich zurück dir führen.
Ja! es ist, den du mit schwerem Herzen und in Gram verloren,
Aus dem Feuer des heil'gen Gottes und dem Geist dir neugeboren.

An den Heiland.

Bang, in Ängsten, kämpft ich, doch ich sah das Kreuz nicht in den Höhen.
In der dunkeln Tiefe lag ich, sah nicht auf zu dir, mein Heiland,
Wog' umwälzt mich, es umheulte mich gewalt'gen Sturmes Wehen,
Doch ich sah die heil'ge Rettungs-Flagge nicht auf grünem Eiland.

Und ich lag in schweren Banden, in der Sünde kalten Ketten,
Und am Rand des Abgrundes wollt' ich mich von dir nicht lassen retten.
Ja das Herz war mir verdorrt; doch wollt' ich nicht vom Wasser trinken.
Eh' du aus der Noth mich rissest, wollt' allein ich lieber sinken.

Doch nun hat dein heilig Leben, heiß, o Heiland, mich durchdrungen,
Und von dem versteinten Herzen ist die harte Rind gesprungen.
Nun aus tiefster Brust mir quellen unabläßig heiße Thränen,
Unter Thränen hebt mein Aug' sich zu dem Kreuz in inn'gem Sehnen.

Und das Holz des Kreuzes wird zum grünen Baum
mit einem Male,
Aus den Todeswunden schaut die ew'ge Lieb mit heil'gem
Strahle.
Ja! der ausgestreckten Arme Winken hin zu dir mich ziehet
Und mit deines Herzens Blut ein göttlich Leben mich
durchglühet.

Lebe jetzt wohl, lieber Vater! Gott stärke Dich!"

Es war ein Zug von oben, der einen ernstlichen Anlauf wirkte. Aber die Stimmungen wechseln, das Bild der heiligen Mutter verblaßt und wird nebelhafter, und der Sohn merkt, daß er noch nicht „neugeboren" ist. Die Bezauberung war zu tief, als daß ein solcher Gefühlssturm sie so schnell verweht hätte. Die Freunde klopften wieder an, und, wie sie selbst es in einem lustigen Liede schilderten, „nahmen einander mit." Vergessen war darum diese Stimme des Anklopfenden mit nichten. In bangen Stunden erhob sich wieder und wieder aus der umgetriebenen Seele der laute Ruf: Jesus Christus!

Im Herbst 1832 bezog nun auch Theodor die Hochschule. Er wollte Medicin studiren, trat aber sogleich in die Burschenschaft ein und machte sich durch lärmende Geselligkeit bemerklich. Herrmann bemerkt darüber: „Mir war das Studentengesellschaftswesen gründlich zuwider. Ich lebte mit meinem Herzensfreund Kausler unter den Dichtern und mit einer kleinen Zahl Kompromotionalen und deren Freunden ein lustiges, je und je durch allerlei Witze und Possen gewürztes Studentenleben und sah der bunten Welt um mich her zu, als einem Schauspiel, dessen Räthsel ich zu entdecken suchte, um es etwa künftig selbst künstlerisch darzustellen. (Aus jenen Tagen stammte eine Novelle, die 1835 mit anderen Versuchen verschwand). Ich war ein Träumer, der die Wirklichkeit als Nebelbild beob-

achtete, ohne sich mit Ernst auf künftige Lebensarbeit vorzubereiten. Da erschien mir der Bruder so geistlos, daß ich mich nichts um ihn kümmerte. In einem Gemisch von ganz heidnischem Wesen und einem nur schwach im Gefühl haftenden Christenthum hinlebend, war ich auf dem Gipfel hochmüthiger Verachtung meiner selbst und der anderen Menschen und aller ernsteren Bestrebungen angekommen."

Das „Gemisch", von dem Herrmann redet, konnte er auch als „zwei Lebensläufe" bezeichnen, die in ihm irgendwie neben einander hergelaufen seien. Auf seiner Stube kommt einmal die Rede auf die nöthige Bibelkenntniß. Da geht er eine Wette ein, er wolle in acht Tagen das griechische Evangelium Johannis so auswendig lernen, daß er es nicht nur ganz hersagen, sondern wo man auch anfange, auf der Stelle weiter machen könne. Er gewann die Wette. Im Grunde wurde er doch ernster, wenn auch mit viel skeptischer Resignation.

Dem lieben Vater schrieb er 25. Juli 1834 zu seinem Geburtstag folgende Verse:

Was wir in langen Jahren an Freud und Leid erfahren,
Thut unser Herz bewahren in seinem tiefsten Grund.
Und in geweihten Stunden da thut es seine Wunden,
Die Schätze, die es funden, und alles sein Geheimniß kund.

Was gestern du begonnen, was heute du gewonnen,
Ist morgen dir zerronnen, o armes Menschenkind.
Ach in den ew'gen Kriegen hoffst immer du zu siegen,
Mußt immer unterliegen. Wo ist die Kraft, die überwindt?

Doch, ist das Herz empfänglich —, ein Segen überschwenglich,
Ja Eins ist unvergänglich, Eins muß im Kampf bestehn.
Die *Liebe* laßt uns halten! Sie will den Sieg behalten,
Laßt uns die Hände falten: Um ihre Kraft ist unser Fleh'n!

Was Alles in dem Jüngling gährte, blieb auch den Freunden verborgen. Er erzählte später einmal: „Musik habe ich geliebt, aber selten recht gehört. Ehe ich michs versah, vergaß ich über einem Gesicht eines Musikanten, oder sonst einer mir merkwürdigen Person, alles Uebrige. Ich suchte mich in die Leute hineinzudenken, ihre Geschichte zu errathen 2c. Auch in Wirthshausgesellschaften war ich manchmal ganz taub, wenn fremde Leute in einen Saal kamen. Da konnte denn Sch. einen Zank mit mir anfangen, daß ich ihn und die andern vergesse, um einen Trupp Spießbürger zu beobachten. Hie und da sagte ich: „Euch kann ich auswendig; aber die sind neu und sind auch Menschen so zu sagen.“

Im Sept. 1834 schloß die fünfjährige Studienzeit mit der Prüfung, welche einen glänzenden Verlauf nahm. Herrmann bewarb sich auch um den katechetischen Preis und gewann ihn. Plötzlich aber kam ein Exceß, an welchem er vor ein paar Wochen zufällig sehr geringen Antheil genommen hatte, zur Kenntniß des Konsistorialraths, welcher dem Examen beiwohnte. Ein alter Bekannter, einst von der Hochschule entlaufen, war als Bataillonsadjutant der Fremdenlegion aus Algier zurückgekehrt. Etliche Freunde kneipten mit ihm im nahen Lustnau, verspäteten sich, bestellten dann einen Postwagen und fuhren Nachts mit lustig blasendem Postillon am Stifte vor. Herrmann war auch unter sie gerathen. Der ernste Vertreter der geistlichen Oberbehörde wollte einmal ein Exempel statuiren und schloß die 5 Betheiligten vom Universitätsexamen aus; sie wurden zum Warten auf die folgende Prüfung angewiesen. „Von den Menschen scheinbar ungerecht bestraft, trat ich ziemlich gleichgiltig ins elterliche Haus zurück; daß ich den katechetischen Preis erhalten, bestärkte mich in meinem alten Sinn. Die gnädige Gerechtigkeit des Herrn erkannte ich erst später.“

6. Die Bekehrung.

Herrmann kehrte am 19. September 1834 nach Mössingen zurück und traf die tiefgebeugte Mutter Louise auf dem Sterbelager. Ihr Tod, welcher schon am 25. September erfolgte, ergriff ihn sehr, brachte aber keine Herzensänderung hervor.

„Mein Vater verzieh mir das Vergangene und behielt mich als Gehilfen, dessen er bei seinen vielen Geschäften in zwei Gemeinden bedurfte. Nun stand ich im Predigtamt: fleischlich gesinnt, unglaubig, obgleich gegen die Abgeschmacktheiten fremden Unglaubens ergrimmt; von einer Vorliebe für die Schönheit und tiefe Menschenkenntniß der Schrift angezogen, übrigens die Offenbarungen des göttlichen Geistes für mißverstandene Offenbarung des menschlichen achtend. Das Wort vom Kreuz schien mir eine kräftige, aus menschlichem Bedürfniß erwachsene Fabel. Da ich mich selbst durchschaute, verachtete ich mich und alle Menschen, die ich ohne Ausnahme für meinesgleichen hielt, war aber hierauf als eine seltene Erkenntniß hochmüthig, ein Mensch in der Welt ohne Gott.

„Da ich berechnen konnte, daß ich um unserer häuslichen Verhältnisse willen mehrere Jahre bei Vater und Geschwistern würde bleiben müssen, gab ich früher gehegte Plane auf und beschloß, nun endlich meinem Vater eine geordnete Thätigkeit zu zeigen. Mehr noch verlangte mich, einmal irgend einen Zweck ernstlich zu verfolgen. Der Vater übertrug mir die Besorgung der 1000 Seelen starken Filialgemeinde Belsen. Hier wollte ich nun mit ruhiger Ueberlegung und consequenter Anstrengung die Aufgabe lösen: die Gemeinde durch kräftige und vielseitige Einwirkung zu meiner Erkenntniß des Menschen und der menschlichen Dinge zu führen.“ Der Vater überwachte natürlich das

Wirken des jungen Vikars mit großer Aufmerksamkeit, kritisirte seine Predigten streng und — betete für ihn.

Am 6. November fuhr David Spleiß wieder einmal vor. Er hatte am vorangegangenen Abend Dr. Steudels theologisches Kränzchen besucht und vor Professor und Studenten ein starkes Zeugniß gegen den herrschenden Hegelianismus abgelegte. Wie er nun am Morgen Tübingen verließ, faßten ihn vier pietistische Studenten auf der Neckarbrücke ab. Er stieg willfährig aus dem Einspänner, in welchem seine freundliche Gattin sitzen blieb, und beglückte uns durch einen wunderbar geweihten Morgenspaziergang. Ehe er wieder einstieg und uns entließ, deutete er an, er müsse in Mössingen vorsprechen, wo der Pfarrer viel erlebt habe und wichtiges sich anbahne.

Herrmann erzählt von dem gleichen Morgen: „Spleiß brachte Grüße von Schubert; der liebe Vater aber hatte sich auf eine Predigt vorzubereiten, daher jener einstweilen Theodor und mich ins Gespräch nahm, während Schwester Emilie die Frau Professor empfing. Er sagte viel von der falschen, gefährlichen neuen Philosophie und von finstern Kräften 2c. Ich meinte: man mache zu viel Aufhebens von diesen Philosophen; vielleicht verstehe ich es nicht, aber mir sei's immer vorgekommen, es sei Alles pures Geschwätz, mit dem sich kein Hund aus dem Ofen locken lasse. Spleiß kam aufs Wort Gottes. Ich fuhr fort: ja das sei keine Frage, in der Bibel stehe mehr als nur Geschwätz und Phantasie. Dann erzählte uns der kleine Spleiß, zwischen uns zwei Großen auf- und abgehend, die Bekehrungsgeschichte eines Berner Zeitungsredakteurs, die ihren Anfang genommen habe mit einem lebensgefährlichen Sturz vom Pferde. Diesen Sturz mit „der Finger Gottes warf ihn zu Boden" agirte der liebe Spleiß so sehr nach, daß er über dem Bestreben, Reiter und Gaul vorzustellen, fast

das Uebergewicht verlor. Wir Brüder sahen, weit über seinem Kopf droben, einander an und wußten kaum, ob wir im Stande sein werden, das Lachen zu unterdrücken. Es läutete in die Kirche und Spleiß ging mit dem lieben Vater hinüber. Als sie zurückkamen, war das Mittagessen und dann saßen die Beiden wieder in den alten Einspänner und fuhren weiter, ein Stück Wegs vom lieben Vater begleitet. Später, als sie beide wieder allein waren, fragte Frau Spleiß: Mann, was denkst du von dem jungen Mögling, dem Vikar? Er war eine Weile still, dann sagte er: „Den werden wir bald zu sehen bekommen." Nach 6 Monaten geschah's. Er hatte 11—12 Jahre um mich gebetet; das war's, was ihm Muth gab."

Vierzehn Tage später kamen Betulius und Schreiber dieses an Mössingen vorbei und entschlossen sich, doch auch nach dem Vikar zu sehen. Ich hatte wenig nähere Berührung mit Herrmann gehabt, schätzte ihn aber als eine starke, feine Natur, die sich in seltener Weise, zugleich vornehm und einfältig, von Vorurtheilen freizuhalten suchte. Er war so human, interessirte sich auch für Jüngere, dachte sich in sie hinein, und wenn er eine Ansicht äußerte, war man gewiß, daß er sie nicht andern nachsprach, sondern sie sich selbst gebildet hatte. Was er sich aber vorgesetzt, das wußte er auch durchzusetzen. Als ich im Frühjahr auf Luginsland, die Stube der Pietisten, gezogen war, sah er mich groß an — wir begegneten einander auf der Treppe — und sagte: „Du paßst nicht zu denen." Das hatte damals etwas Wahres, seither aber hatte Gott mich gnädig eingepaßt. Der Vikar lag uns nun am Herzen und er empfing uns freundlich. Gleich erinnerte er sich, daß Spleiß ihm einige Traktätlein aus Oetingers Zeit für uns hinterlassen hatte, und er reichte sie uns lächelnd mit den Worten: „Ihr werdet besser damit zu recht kommen als ich." Das

genügte, uns seinen einstweiligen Standpunkt klar zu machen; hoffnungsvoll war es doch, daß die Bibel auf seinem Tische aufgeschlagen lag. Vater Mögling aber meinte nachher, das sei der erste Studentenbesuch, der ihn gefreut habe.

Von geheimer Unruhe getrieben, fragte Herrmann seinen Vater, ob er nicht, um dem Bedürfnisse seiner Zuhörer besser zu genügen, sich lieber ganz unter das Volk selbst und zwar namentlich unter die Pietisten hinein machen sollte? „Das ist's eben, was ich wünsche," erwiderte der Vater, „da wirst Du Deine Wunder erfahren; wirst aber eine richtigere Anschauung vom christlichen Leben gewinnen." So fing er denn an, im Dezember die „Stunde" in Rapp's Hause zu besuchen, damit er seine Belsener „Menschen" kennen lerne. „Ich that's," erzählt er später, „nach meiner alten, weltklugen, nichts durchaus verwerfenden, nichts treu festhaltenden Weise, nicht ohne den Hintergedanken, ich werde auch hier blos Nullen, etwas anders gefärbte Seifenblasen finden. Dabei lag mir doch an, die einzelnen Gemeindemitglieder, ihre Gewohnheiten und Schwachheiten, ihre Zustände und Bedürfnisse kennen zu lernen. Der alte Rapp that mir dann einen Dienst damit, daß er mich zum Gebet nöthigte, er hatte ein Recht dazu, da ich der Vikar war, und ich hätte von Rechtswegen sollen beten können ohne Buch. Rapp und die andern legten sich sodann im nahen Tübingen an Markttagen auf Kundschaft, und als sie von meinen alten Streichen gehört, fürchteten sie sich vor dem Vikar. Die alten Streiche gingen aber noch fort bis zum Ende des Jahres 1834.

„Doch ist mir der Herr auf meinen untreuen Wegen treulich nachgegangen, bis Er mich gewonnen und mir mit der tiefsten Erkenntniß meines verkehrten Lebens die Gewißheit seiner vergebenden Gnade gewährt hat. Ich lernte für mich selbst beten. Ich begann in das lebendige Wort

einzudringen. Ich wurde überrascht von neuen unläugbaren Erfahrungen der Strafe und Zucht an meinem Herzen, aber auch durch vielfache Beweise der Liebe und Treue des Heilandes gegen den Abtrünnigen, wie durch unwiderlegliches Gewahrwerden der Kraft des heil. Geistes in der Gemeinschaft der Brüder." Daß er bei diesen Brüdern auch Schwächen entdeckte, stieß ihn nun nicht mehr zurück.

Schon am 2. Weihnachtsfeiertage sprach Herrmann in einer Predigt von Sünde und Gnade mit solcher Ueberzeugung, daß der Vater ihn in der Sakristei mit Thränen in die Arme schloß und ausrief: Gottlob! jetzt ists gewonnen. Bald gestand ihm der Sohn, daß seine eingebildete hochmüthige Weisheit von der thörichten Predigt zu nichte gemacht und aus dem verachteten Wort vom Kreuz ein neues Leben in ihm aufgegangen sei. Im Februar wußte er, daß ein lebendiger Gott ist, der Gebet erhört, daß ein Heiland ist, durch dessen Blut wir Vergebung der Sünden haben, daß ein heil. Geist ist, der die wahre Kirche regiert. „Ich kann kaum anders sagen, als daß mich der Herr zum Glauben verführt habe. Jenes lange Jahre verdeckte und unterdrückte, immer mehr verdunkelte Leben, dessen Anfang mit dem Andenken an meine früh vollendete Mutter zusammenfällt, ist durch seine Gnade zur Herrschaft gekommen. Wunderlich genug betete ich dann noch einigemal für Goethe, als einen gefallenen Propheten, auf meinen Gängen aus dem Filial.

„Zugleich mit der Gewißheit der Vergebung — ich weiß nicht wie noch wann — kam mir der Entschluß, als ein Bote des Herrn, der mich erlöst hat, zu den Heiden zu gehen, um ganz sein Eigenthum zu sein. Hier steht ja des Herrn letzter Wille: Gehet aus in alle Welt! Fast niemand geht. Warum stellen sich doch so wenige zum

Amt der Predigt unter den Heiden? Wenn sonst niemand geht, warum nicht ich? Während so viele sich abwenden oder sich besinnen, soll lieber der nächste Beste sich aufmachen. Ein Zug seines Geistes, der meine Trägheit, meinen Unglauben, meine Feigheit überwand, bewirkte, daß ich dem ersten Befehl meines so lang unselig verschmähten, durch grundlose Barmherzigkeit mir geoffenbarten Herrn, Seinen Namen den Heiden zu verkündigen, mich ergab. Meine Bekehrung hat mich ohne weiteres zum Missionar gemacht. Es war eine ganz ruhige und innerliche, aber zugleich unwiderstehliche Gewalt, die mich fortzog."

Zuerst freilich stutzte der Vater. Missionsstunden hatte er schon gehalten, aber nie von fern an Abgeben eines Kindes gedacht. So sehr er Gott dankte, daß Er ihm den Sohn durch die Kraft seines Geistes wiedergeboren hatte, ging es doch gegen alle bisherigen Wünsche, Pläne und Hoffnungen, denselben jetzt schon aus seinem Dienste zu entlassen, und die voraussichtlich nächste Stütze der Familie für immer wegzugeben. Aber nun überwältigte auch ihn die Größe der göttlichen Heimsuchung. Unvermerkt war der Sohn dem Vater vorausgeschritten; demüthig erkannte dieser das neue Leben, das nun erst sich in der Gemeinde regte. Rapp schrieb von Belsen: „Unsere Versammlung war immer schwach, aber seit Weihnachten stellen sich so viele Seelen ein, daß es unsere Stube beinahe nicht mehr fassen kann. Auch in Mössingen kommen viele Seelen in solche Verlegenheit, was thun, um selig zu werden." Der Vater willigte freudig ein, den Sohn zum Befehl des Herrn der Gemeinde zu stellen. Die Schwestern stimmten von Herzen bei; vor allen das sieche Luischen, nachdem es zuerst bitterlich geweint hatte.

Jetzt galt es, das verunglückte Examen in Tübingen zu wiederholen. Zuvor aber wurde der Vikar von seinen

Belsener Brüdern gebeten, eine Konferenz in Metzingen mitzubesuchen, welche der Korntaler H o f f m a n n ausgeschrieben hatte. In aller Einfalt ging er mit. Einen komischen Vorfall auf diesem ersten Ausflug im Brüderkreise hat er später erzählt. „Rapp brachte mich in Reutlingen zu einem frommen Kaufmann Kornbeck, damit ich zuerst von diesem probirt werde, ehe man mich vor dem großen Herr Hoffmann darstelle. Ich merkte nichts von der durchscheinenden Absicht, saß also harmlos eine Stunde unter allerlei Gesprächen bei dem guten Kaufmann und genoß etwas, bis Rapp und die andern gingen. Ehe sie Abschied nahmen, sagte Herr K., sein Glas auf den Tisch setzend: „D e r Wein schmeckt mir." Darüber sah der lange Rapp so vergnügt aus, daß ich merkte, es müsse etwas gesprochen worden sein, dessen Sinn ich nicht verstehe. Später gestund mir Rapp, daß der Kaufmann durch jenes Wort ihm zu verstehen gegeben habe, er halte mich für wahrhaft bekehrt."

Dem Vater schrieb er: „Auf dieser Reise habe ich viel sehen und hören, lernen und erfahren dürfen. Der liebe Gott helfe mir nach und nach von meinen Eitelkeiten. Mit Hoffmann mußte ich in der Stunde an einem Tischchen sitzen. Mir sind bei ihm, weiß nicht ob mit Recht, Männer aus dem alten Bunde eingefallen. Da habe ich erst recht gelernt, wie ein kleines Kind ich noch bin. Doch der liebe Heiland wird mich nähren mit der Kost, die ich gerade brauche, und wird mich groß ziehen."

Er hält sich jetzt natürlich ganz an die h. Schrift. „Als ich an die Bibel kam, sagte ich oft zu mir selber: Du bist nicht besser denn ein Ochs, der in einen botanischen Garten hineinläuft und alles in sich hineinfrißt wie Gras und nichts merkt, als daß eine Pflanze und Blume süßer sei als die andere. Es ist sehr, ach sehr langsam

bei mir gegangen mit Lernen. Uebrigens fühlte ich stark, daß der Schriftsinn gar nicht in gemeine Sprache, fromme oder theologische oder poetische sich auflösen lasse, sondern eine Geistphotographie der unsichtbaren Realitäten gebe. Jetzt verstund ich auch Oetinger und war vorbereitet, von dem lieben Vater Spleiß mir sagen zu lassen. So habe ich mir das allgemein verbreitete unbewußte Uebersetzen von Gottes Wort in Menschenwort beim Lesen abgewöhnt und habe gesucht, recht zu hören und recht zu sehen. Zu diesem lebendigen Verstehen des Wortes wäre ich vielleicht nie recht gekommen ohne meinen leidigen Irrgang bei den Dichtern."

In Tübingen traf er 21. März bei dem alten Dekan Münch ein, der ihn für die 2 Wochen des Examens freundlich aufnahm. „Ich konnte mit ihm ziemlich frei über Pietisten und Missionswesen reden. Der Herr gebe mir besonders hier Weisheit! — Ich besorgte ihm letzthin seine Blumenstöcke, wofür er sehr freundlich war. Er liest mir Predigten vor, gibt auch Gedichte und Aufsätze zu lesen. So erzählte er mir wichtige Dinge über die Redaktion des Gesangbuchs und der Liturgie, welche er (1806) als Hofprediger in Ellwangen zu kritisiren hatte, was er auch unbefangen genug und mit der gehörigen Schärfe, aber ohne Erfolg gethan hat. Dafür schrie man ihn (!) als einen Pietisten aus. — Daß Stundenhalten den Geistlichen verboten ist, hat er mir aus einem Konsistorialbefehl in der K.'schen Sache vorgelesen. Und auch den mürrischen Herren müssen wir unterthan sein. Der Herr ist's auch gewesen: Er hat nicht gelehrt vor dem gesetzlichen 30. Jahre. Hinter Ungehorsam steckt Unglaube. Also kannst du (der Vater ist gemeint) die Stunden nur als Zuhörer besuchen, natürlich nicht als stummer Zeuge. Ihr seid so viele im Haus, daß ihr alle Tage mit einander Stunde halten könnt. Ohne-

dies wird, wenn ihr alle in die Stunde geht, die Sache leicht zur Mode im Ort; allzuviele kommen im äußerlichen Laufen, es gibt Aergerniß. Wer ist dann Schuld? Der liebe Heiland gewiß nicht: ihm könnt ihr's nicht aufladen. Die Welt wird ohnedies aufmerksam. Seid klug wie die Schlangen! steht neben dem Gebot der Taubeneinfalt. Und daran hältst du wohl noch immer fest: daß, wenn ein nicht selbstsüchtiger Grund abhält, man ohne Stunden zu besuchen, ein vollkommener Christ sein kann."

Gar frei verkehrt er jetzt mit dem Vater. „Daß du knieend betest, darfst du gewiß für einen großen Schritt in deinem Leben ansehen. Der Herr selber hat knieend am Oelberg gebetet. Ich könnte, wenn ich allein bin, weder sitzend noch stehend mehr beten. Warum? Das weiß der Herr. — Es freut mich, daß du über einen so hochwichtigen Gegenstand, wie christliche Erziehung, vor Vielen hast reden können. Aber Eines darf man da ja nicht vergessen: daß wenn etwas durch Reden ausgerichtet werden soll, man recht bestimmt reden muß. Entweder so, daß man die allgemeinen Sätze in ihrem Zusammenhang unter sich darstellt und dann die unchristlichen Methoden und Principien scharf aufdeckt, was aber freilich nur nach gründlichen Studien möglich ist; oder daß man sich treu und ehrlich an die Erfahrung hält. Wenn du z. B. während du als alter Pädagog bekannt bist, offen darlegtest, wie verkehrt du selbst, bei allem Wollen des Guten und Rechten, so lange Zeit unterrichtet und erzogen habest, das müßte Jeden überzeugen. Denn er müßte denken: wenn einer, den ich als rechtlichen Mann und belobten Pädagogen kenne, nicht blos einzelne Mißgriffe, sondern den ganzen Sinn und Geist seiner Erziehungsweise, deßwegen weil er nicht der wahrhaft und lebendig christliche gewesen, als verfehlt und verkehrt vor mir beklagt, das muß wohl Wahrheit sein:

wie könnte er sonst sich so demüthigen? Dies erfordert freilich eine tiefe Unterwerfung unter den Herrn, aber sie ist dir gewiß nicht zu schwer."

Die 4 Schwestern liegen ihm sehr am Herzen. „Ich lasse sie bitten, recht fleißig und freundlich zu sein und recht zu beten und in der Bibel zu lesen. Sie könnten's wohl allein versuchen. Ich habe so viele Stunden mit ihnen ach! so verkehrt benützt, habe mich herbeigedrängt, und dann ist die eine kalt oder schläfrig, die andere eigensinnig oder einbildisch gewesen. Da sollten sich in ihren Fehlern nur meine eigenen Verkehrtheiten mir offenbaren. Vielleicht nur zweimal habe ich allein geredet, was mich der liebe Heiland geheißen hat; dazu bedarfs blos unseres ununterbrochenen Gebets. Wenn du dich mit ihnen abgibst, wirst du doch leicht unwillig werden; dann ist nichts gewonnen." — Später: „daß es beim Bibellesen so gut geht, freut mich recht."

Es war besonders das ausgezeichnet begabte Luischen (geb. 16. Januar 1819), das trotz der aufopferndsten Pflege an Skropheln dahinsiechende Kind, welches in der Erkenntniß Christi reißende Fortschritte machte. Sie freute sich hoch darüber, daß ihr ältester Bruder zu den Heiden gehe, und gab ihm zu seiner Reise nach Basel alle ihre Schmucksachen als Geschenk für die Mission mit. Zum Vater konnte sie sagen: „Gelt es ist doch gut, daß wir nicht mehr so in den Tag hineinleben."

Eine besondere Aufgabe Herrmanns war es, alle alten Schulden abzuzahlen („ich danke Gott, daß es geschehen ist, und dir, daß du mir hast aushelfen können"); zu diesen gehörte auch die Auseinandersetzung mit den alten Freunden. „Ich habe ihnen das Nöthige gesagt: sie haben eingewendet, gelacht, sich geärgert ein wenig, aber sich am Ende zufrieden gegeben. Der Herr hat mir recht geholfen, aus dem neuen

Sinn zu reden; ich erklärte, daß ich in kein Wirthshaus mehr gehe als Pietist. Mit Kurz aber habe ich zu viel geschwätzt und bin in großer Unruhe darüber nach Hause gekommen. Der Herr erhalte mich recht im Gebet und im Wachen und gebe mir durch seinen Geist Kraft und Liebe gegen Alle! Es fällt ihnen besonders auf, daß ich fleißig und andächtig in die Kirche gehe. Manche begegnen mir auf der Straße und ich hoffe, der Herr hat mir die rechten Worte gegeben. — Ueber mein Verstehen ist mir manches gelungen, trotz meiner vielfachen Untüchtigkeit. Soviel darf ich gewiß sagen, daß keiner diese Tage mehr wird vergessen können. Grund genug zu Dank und Preis. Ich kann keinen bekehren, habe ja mich auch nicht bekehren können. Der Herr, der die Herzen lenkt, thut sein Werk. Viele kennen mich jetzt wie ich bin, einigen habe ich mehr, anderen weniger sagen können. Der Herr hat mich im Gebet erhalten bei großer Schwachheit. Wo ich hinkomme, ist Zorn und Gehässigkeit wie gebunden. Wessen ist das Werk?"

Zuletzt aber heißt es: „Mit meinen Hoffnungen, es werde durch mich etwas geschehen, habe ich die Demüthigung, daß nun Alles wider ziemlich brach liegt, recht gut verdient. Der Herr wird, hoffe ich, an seinem Werk in mir nicht nachlassen und mich durch Feuer läutern. Und die Andern wird er finden ohne mich; doch wird Er mich treu erhalten, daß ich thue was ich kann. Ueberhaupt möchte ich, wo's möglich wäre, nie mehr meine Wege gehen, möchte auch alle meine Worte in des Herrn Dienst stellen." Er kann jetzt sagen: „Selten beten ist eine gar schwere Sache, aber oft beten ist eine Lust. Hie und da den Eigenwillen brechen, ist eine gar bittere Sache, aber es oft oder in allen Stücken thun, das wäre Seligkeit."

Die Professoren wurden natürlich auch besucht. „Steudel war besonders freundlich, was ich nicht erwartet hatte.

Schmid erwartete von mir eine vorzügliche Predigt und Katechese. Was ich dazu dachte, konnte ich ihm nicht sagen; ich beklagte nur, daß man bei solchen Predigten eben kein Publikum habe, was er nicht bestritt." — „Die schriftlichen Arbeiten sind, wie mir Rep. N. sagte, sehr gut ausgefallen. Beim mündlichen Examen ist es mir schlechter gerathen. Ich meinte, ich dürfe ärgerlich darüber werden, habe es aber doch eingesehen und Manches in mir gefunden, was ich nicht zu finden geglaubt hätte. Jetzt hat mir der Herr über die Traurigkeit weggeholfen. Ach wie viel müssen wir noch an uns selber lernen: das alte Wesen will sich immer wieder hervordrängen! Mit der Kinderlehre wird Schmid zufrieden sein. Ich danke Gott dafür, der mir durchhilft. Mein Predigttext ist Joh. 12, 20—26. Mein Thema: Wer Theil haben will an Christo, muß ihm nachfolgen 1. durch Verleugnung, 2. zur Herrlichkeit."

Am 5. April kam einer der pietistischen Studenten ganz seelenfroh aus der Schloßkirche auf Luginsland und verkündigte, welch ein Zeugniß Mögling dort vor allen seinen Freunden abgelegt habe. Geschlossen habe er die Predigt mit den Worten: „Saget nicht, wenn ihr dies höret, wie das Volk zu Jerusalem: es donnerte! sondern vernehmet die Stimme des Geistes, daß es nicht heiße: sie lernen immerdar und kommen doch nicht zur Erkenntniß der Wahrheit!" Auf Luginsland hatte man von Mögling nichts vernommen als das Gerede: er sei ein arger Philister geworden. Jetzt wußte man, was Gott aus ihm gemacht hatte, und erfuhr zugleich, er gehe schon morgen nach Basel, um sich für den Missionsdienst anzubieten. Da war große Freude. Man redete gerade so viel vom neuen „Leben Jesu." Wenn aber der Herr Jesus noch solche Fische fing und sein Leben ihnen mittheilte, so war ja Strauß schon widerlegt. Er selbst, der gefeierte Repetent, begegnete dem

scheidenden Mögling auf der Straße und fragte ihn: ob er wirklich in die Mission eintreten wolle? Als dieser es bejahte, sagte Strauß: das ist ja ganz erstaunlich! und wünschte ihm glückliche Reise. Herrmann meinte: „Strauß hat vielleicht die Aufgabe, den Beweis hervorzurufen, daß sich unser Glaube mit seinem geschichtlichen Fundament auf die genügendste Weise historisch beweisen läßt."

7. Die Anmeldung in Basel.

Nur eine Woche blieb dem Vikar, um in Basel anzufragen; denn für die Passionswoche mußte er zurücksein, um sich mit dem Vater in die Gottesdienste zu theilen. Daher ging die Reise im Flug vor sich, wenn der damalige Eilwagen so benannt werden kann; zum Briefschreiben blieb jetzt keine Zeit. Die Tübinger Briefe schloß Herrmann mit der Bemerkung: „Ach lieber Vater, all unser Denken und Reden sollte Ein Lob unseres Vaters im Himmel und unseres lieben Heilands sein. Es ist nicht Recht, daß dem nicht so ist. O welche Briefe hat der Apostel Paulus schreiben können!"

Der Schreiber kann sich noch gut in jene Frühlingstage versetzen, da auch an ihn damals ein wichtiger Ruf ergangen war. Am 18. März war nämlich ein Engländer A. N. Groves in Basel angekommen, der sich schon von Kalkutta aus an die Missionskommitee gewandt hatte, mit der Aufforderung, 10—20 junge Männer nach Indien zu senden. Er und Freunde seien bereit, sie zu unterstützen, sie sollten aber dem Herrn allein verantwortlich, Christi Wort ihre einzige Richtschnur sein. In Basel wolle er weiter darüber reden. Inspektor Blumhardt hatte zuerst geäußert, das sei ihm aus der Seele gesprochen. Dann warnten aber Vertreter der englisch-kirchlichen Missions-

gesellschaft vor diesem Mann, weil er den gesegneten Missionar Rhenius in Tinneweli zur Herausgabe einer Schrift vermocht habe, welche zum Bruch mit der kirchlichen Gesellschaft führen mußte. Es wurde also eine Zusammenkunft von Blumhardt und Coates, dem Sekretär der kirchlichen Mission, verabredet, und so war der Inspektor auf dem Sprung, nach Paris zu reisen, als Groves mit seinen Begleitern in Basel eintraf.

Der lebhafte, liebenswürdige Engländer setzte alle seine Ansichten über die beste Missionsmethode für deutsche Arbeiter auseinander. Die Verbindung mit der englisch-kirchlichen Mission bringe viele Uebelstände mit sich. Es sei durchaus nicht nöthig, als wohlbestallter Missionar einer angesehenen englischen Gesellschaft nach Indien zu gehen und sich dort unter die Befehle eines hierarchisch gesinnten Bischofs zu stellen. Tinneweli habe gezeigt, wie schwierig eine solche Stellung für kontinentale Arbeiter werden könne. Wenn Deutsche in ihrer gewohnten Bescheidenheit und Selbstverläugnung das einfache Evangelium in Indien verkündigen wollten, gebe es englische Freunde genug, die sich verbindlich machen würden, 30—40 solcher Missionare mit je 50 Pfd. St. jährlich zu unterstützen. Sie sollten dann aber keiner Kommittee, blos dem Herrn verantwortlich sein. Groves Schwager, der nun wohlbekannte Georg Müller, gab noch weitere Erklärungen über den segensreichen Weg, den der Herr ihn und seine Gesinnungsgenossen führe. Und ein dritter Gast, der edle Richter H. Young aus Dharwar, lenkte die Blicke der Kommittee auf das ihm theuer gewordene Südmahratta-Land, wo einige Missionare höchst erwünscht wären und kräftige Unterstützung von englischen Freunden erwarten dürften.

Die Leiter der Mission hörten mit Interesse zu. Sie billigten einen Theil von Groves Grundsätzen: alles was auf

den Glaubens- und Verläugnungssinn der Missionare sowie auf möglichste Niedrigkeit ihres Auftretens Bezug hatte. Dagegen schien ihnen das Absehen von aller Leitung der Missionare durch Instruktionen und Weisungen ein bedenklicher Punkt.

Für die Lehrer im Missionshaus war es eine anregungsreiche Woche. Einer derselben, Oehler, hörte nicht sobald von Groves Wunsch, einen Theologen nach Indien mitzunehmen, der seine Söhne in den Schriftsprachen unterrichten, daneben aber nach Lust Mission treiben könnte, als er an mich dachte. Am 25. März kam G. Müller nach Tübingen, mich zu prüfen und die Frage durchzusprechen. Mein Vater willigte ein, mich im Herbst ziehen zu lassen. Darauf trat ich am 6. April mit einem Schweizer Freunde eine Fußreise nach Basel (und Vevey) an. Es war derselbe Montag, an welchem Mögling dahin abfuhr.

Der 7. April ist diesem immer unvergeßlich geblieben. Er erzählte später: „Ich trat ins Fulenbürgle, des lieben Spleiß Haus, mit einem Brief vom lieben Vater, der ihm berichtete, daß er mich nach Basel ziehen lasse. Der treue Spleiß war ganz im Jubel und ich hatte ihn unbeschreiblich lieb, jetzt. Nach kurzer Zeit trat ein Anderer ins Zimmer, der liebe Felician Zaremba, und begrüßte mich, als wären wir Kinder Eines Hauses. Und dabei die liebe, stille, scharfblickende, friedensreiche Frau Spleiß. Mir war's, als wäre ich unversehens in ein heimliches Eckelein im Himmel versetzt worden, und konnte nur die Augen und Ohren nicht genug aufthun, um alles auch recht nach Herzenslust zu sehen und zu hören. Und so wie mirs zu Muth war, redete ich, wann ich gefragt wurde. Des andern Morgens gings weiter nach Basel. Gundert kam den zweiten Tag auch zu Spleiß, der ihm von mir erzählte. Gundert freute sich, schien aber verwundert, wie da Bekehrung und Missionsberuf so Knall und Fall zu-

sammenkommen. Spleiß zeigte ihm einen eben ausgeschlüpften Schmetterling, öffnete ein Fenster, durch das derselbe hinausflog, und rief mit seinem strahlenden Gesicht: „das ist der Mögling.“ Von dort an war ich eingebürgert bei den drei lieben Seelen. Ein neugeborenes Kind kann sich nicht mehr wundern und freuen über diese lichte Welt voll Farbenglanz, als ich damals in dem ersten Jüngerkreis, in welchen der Herr mich in Gnaden führte. Ich war das erstemal in Schaffhausen, aber nach dem Rheinfall zu sehen, fiel mir nicht ein. Nicht daß ichs vergessen hätte. Aber ich konnte keine Stunde darum geben und dachte, der Rheinfall werde nicht verschwinden, bis ich wieder komme.“

In Basel angelangt, trat M. (8. April) ins Missionshaus. Sein Kompromotional Oehler begrüßte ihn freundlich und fragte: wohin gehts? — „Zu euch, wenn ihr mich aufnehmt.“ — Ach, spasse nicht, reisest du in die Schweiz? — Nun folgte die Erklärung, die Oehler anfangs kaum glaublich schien. Dann aber theilte er die Freude mit seinen Mitarbeitern Christoph Blumhardt und Staudt. Der Inspektor war leider nicht da, er konferirte eben in Paris. Doch Eile that noth. Also schnell zum Präsidenten der Kommittee, dem alten Pfarrer von Brunn. Ihm überreichte M. den Brief, worin sein Vater den ältesten Sohn empfiehlt, als berufen, sich unter die Zahl derjenigen aufnehmen zu lassen, welche ausgehen in die Heidenwelt, um ihr das Evangelium zu predigen. Er sei mit guten Gaben und dauerhafter Gesundheit ausgerüstet 2c. Dann zu Spittler, dem der Belsener Stundenhälter geschrieben hatte: „Derr Herr Vikar zeigt sich eifrig in der Sache des Herrn. Er hat einen redlichen Grund in sich und hat sich alle Zeit von uns weisen und leiten lassen.“ Auch hier und bei den andern Herren empfahl sich die ebenso stattliche als kindliche Persönlichkeit des Mannes selbst am besten.

M. mußte nun rasch an Oehlers Pult einen kurzen Lebenslauf aufsetzen. „Vom Vater ward ich, wie man sagt und wie es ihm selbst damals dünkte, gut erzogen, bin aber, entblößt vom lebendigen Christenthum, in eigensüchtigem Wesen, welches bei leichter Entwicklung guter geistiger Anlagen sich um so fester gründete, aufgewachsen.“ Dann erzählt er von seinen „zwei Lebensläufen“ (was Alles im Obigen schon eingerückt ist) und endet mit dem Entschluß, den zu verwirklichen er nun hieher gekommen sei. Er sei examinirt, „ohne jedoch auf gründliche theologische Kenntnisse Ansprüche machen zu dürfen.“ Oehler fügte einige Bemerkungen bei: er habe in des Freundes Lebensgang den Schlüssel für Manches gefunden, was er oft ahnte und wahrzunehmen glaubte. „Ein reges Suchen nach Wahrheit, eine Begeisterung für alles Schöne und Große charakterisirte ihn schon lange. Unzweifelhaft sei jetzt seine entschiedene Hingabe an den Heiland, zugleich zeige er sich so frei von aller Ueberspannung, daß man in ihm wohl ein erwähltes Werkzeug der Gnade sehen könne.“ Professor Schmid berichtete zugleich über den Erfolg des Examens, wie er im Praktischen besonders gute Prädikate errungen und in Exegese und Dogmatik viel geleistet habe, weniger in geschichtlicher Theologie und in Moral (Note: II, a).

Mögling tummelte sich, wie nur er konnte, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, um durch eine Nachtfahrt noch einen Tag in Buch, bei Schaffhausen, herauszuschlagen. Er ließ trotz des raschen Abschieds einen überaus wohlthuenden Eindruck im Missionshaus zurück. In Buch wurde er von Spleiß zu einer Nachmittagspredigt aufgefordert. „Nachdem ich geendet, brachte Spleiß mich heraus zu den Gemeindeältesten und stellte mich ihnen vor als einen, den der Herr geholt in seinen Dienst, zum Zeichen, daß die jetzigen Fleischespropheten doch noch nicht Meister geworden

seien auf den hohen Schulen. Nachher stellte er mich vor sich hin, sah mich an und sagte: „Ja deine Predigt! 's wird sich noch machen. Da ist Allerlei beisammen. Hast mich an L. Hofacker erinnert, aber auch viel an unsern Felician." Ich verstund es damals nicht, habe aber wenigstens das herzliche Verlangen, mit Zarembaischer Liebe die Leute zu bitten, daß sie sich wollen versöhnen lassen durch Jesum, mit Hofacker'schem Eifer sie zu beschwören, in der Zeit des Heils den Gekreuzigten zu ergreifen, und mit Spleißischer Plerophorie die unsichtbaren Realitäten und ewigen Mächte zu bezeugen, gegen denen alles dieses Sicht- und Greifbare Staub und Asche ist. Aber meine Wirklichkeit blieb hinter dem, was ich sein und thun möchte, erschrecklich weit zurück."

Zurückgekehrt auf sein Vikariat, schrieb er: „diese Tage, in welchen ich zum erstenmal recht lebendig die überschwengliche Gnade des Herrn, mit welcher er Verlorengewesene überhäuft, erkannt habe, erhalte mir der liebe Heiland stets in frischem Gedächtniß! Es ist für mich die Zeit der Wunder auf dem Weg aus Aegypten ins gelobte Land. Wie oft habe ich vor Freude geweint und für meine Traurigkeit und Freude dem Herrn gedankt! Rapp und Hepp hatten mich mit ihren Gebeten begleitet."

Am 29. April war Kommitteesitzung in Basel, da Inspektor Blumhardt von der glücklich vollendeten Konferenz erzählte. Es wurde sodann beschlossen, daß der Vikar H. F. Mögling auf eine Probe berufen und, soweit es seiner Stellung angemessen sei, als ein Bruder des Hauses behandelt und den Andern gleichgestellt werden solle. Die Anträge von Groves 2c. wurden bei Seite geschoben (sie sollten erst durch Freund Start in Patna und seine Verbindung mit Goßner verwirklicht werden); dagegen hat man die Ausdehnung der in Kanara begonnenen Mission nach Dharwar fortan ernstlich ins Auge gefaßt.

Nach der Osterzeit trat dann ein reger Verkehr ein zwischen Tübingen und Mössingen. Alte und neue Freunde kamen an Sonntagen ins Dorf, die freudigen, gesalbten Zeugnisse des Vikars zu hören, darunter auch ein noch unentschiedener junger Student, der bald Herrmanns Bruder werden sollte: Gottfried Weigle. Einmal begleitete mich auch Hermann Kurz, der Dichter. Er fragte nach der „Novelle“. Sogleich öffnete Mögling eine Schublade, worin allerlei Papiere lagen, und sagte lachend: „Nimm heraus was dir ansteht; das Uebrige wird verbrannt.“ Kurz hat hernach in einem Gedichte der Freunde herzlich gedacht, die übers Meer gegangen seien, eine neue Welt zu bauen.

Die neu gewonnenen Seelen in Belsen schloßen sich überaus innig an den scheidenden Vikar an; es waren gesegnete Wochen für sie, wie für die Inwohner des Pfarrhauses. Sobald die Königliche Erlaubniß eintraf, reiste Herrmann nach Basel ab, 4. Juni, geleitet von Tübinger Freunden und Belsener Bauern. Mit einem Gebet im Walde bei Hechingen nahm er von uns Abschied. „Von meinem halbjährigen Dienst an seinem Wort hat mir der Herr viel zu vergeben und viele Thorheit, ungeistlichen Eifer und fleischliche Trägheit für mich gutzumachen.“

8. Im Missionshaus.

Herrmann hat sich über Pfingsten bei Spleiß in Buch gelabt („der ist mir nun nächst Dir der innigst verbundene Freund; gegen solches Leben im Geiste muß auch was sonst lebendig scheint todt erscheinen. Dürfte ich nicht an diesem Leben theilnehmen, so würde mich diese Offenbarung christlichen Geistes zurückschrecken“). Mit einem 14stündigen Marsch in mondheller Nacht, dann auf Nachen und Bretterfloß den Rhein hinab, traf er am Abend des 9. Juni im

Missionshaus ein. Daß er am nächsten Morgen ohne eine Spur von Müdigkeit aufsteht, zeigt ihm, wie sich der Heiland zu diesem Werk bekennt.

Er trat nun als „Senior“ bei den Brüdern ein, wohnte und schlief mit ihnen in den vollgepfropften Zimmern: als Studien wies ihm der Inspektor Englisch, Arabisch und Sanskrit an, ließ ihn aber auch exegetische Lectionen geben. Bald fühlt Mögling sich heimisch unter ihnen. „Stelle Dir vor: ein wahrhaft brüderliches Verhältniß mit 40 aus verschiedenen Ländern, Ständen, Meinungen, Gewohnheiten heraus von dem Herrn zu seinem besonderen Dienst zusammengeführten Menschen. In solcher Verwicklung ist das einzig zum Ziel führende: Einfalt des Herzens und des Sinnes; fast gerade das Gegentheil von dem was ich habe. Aber der Herr hilft mir so, daß Anstöße überwunden werden, ohne daß die Ungeübten etwas davon merken.“

Die Woche der Jahresfeste zeigt ihm, wie manchfaltige Gaben der Herr hat. „Da ist erstlich Vater Spleiß, dessen Reden immer wieder in die Wirklichkeit der himmlischen Dinge einführen; denn ihm ist die sogenannte andere Welt diese Welt, und was wir sonst dieses Leben nennen, ist ihm ein: jenes Leben. In ihm schenkt mir der Herr außerordentlich viel: welch' tiefe Aufschlüsse über Schrift, Menschen und Natur! — Dann der Gottesmann von Brunn, der durch manche schwere Erfahrung sich mit seinem wilden Temperament durchkämpfen mußte; ein Beter, wie ich sonst keinen kenne, wahrhaft ein Kind, das weiß, daß es sich Alles erbeten muß, aber es auch getrost thut, weil es der Erhörung gewiß ist; übrigens mit einer Stimme, die, wenn er auch nicht erregt ist, einem fernen Donner gleicht. — Inspektor Zeller; ein einzig dastehender Mann, der die Aufsicht über sein Institut — 126 Personen — mit seiner Frau und Töchtern so ruhig und geordnet führt

wie eine kleine gewöhnliche Haushaltung. So eng verbundene Freunde Spleiß und Zeller sind, so gibt es doch nicht leicht verschiedenere Charaktere. Die Beweglichkeit und die prophetische Art des Spleißischen Geistes kennst Du; Zeller, ein Jurist, berechnend wie nicht leicht einer, scharf, beißend, überaus klug und thatkräftig. — Dann Inspektor Blumhardt, ein Diplomatiker, dabei aber ein grundehrlicher Mann; auch seine Behandlung der Glaubenslehre 2c. hat mir, ohne daß ich ihn für einen Gelehrten erklären könnte, die größte Achtung vor ihm als Lehrer eingeflößt. Weiter Hoffmann, Barth, Pf. Passavant, der mich, obgleich viel jünger, unwillkürlich an Stadtpfarrer Dann erinnert, und noch manche andere."

In der Vakanz besuchte Herrmann auf des Inspektors Wunsch die Freunde in Schaffhausen, Zürich und Bern. Gerne predigte er auch, wenn gerufen, in Nachbardörfern, wie in der Stadt selbst. Einmal, im Münster, macht er's zu lang, so daß die Basler, welche auf die Uhr schauen, durch ihr Hinausgehen ihm den Ablauf der Stunde in Erinnerung bringen. v. Brunn übertrug ihm geradezu seine Montagspredigten in der Martinskirche, „was mir einen neuen Sporn zum Eindringen in die Schrift gibt. Der alte Papa sagte mir letzthin, er meine, man solle mich bald aussenden, und freue sich darauf, daß der Herr mich auch bei den Heiden segnen werde, so gern er mich auch noch lange hier behielte. Denn er habe, er dürfe es wohl sagen, eine besondere Liebe zu mir gefaßt. Morgen, 25. September, an seinem siebenzigsten Geburtstag, seien es fünfzig Jahre, seit er das erstemal gepredigt habe, als Student in der Kirche seines Vaters. — Eine Recension meiner Predigten aber habe ich hier noch nie von irgend jemand erhalten; von Pfarrer Passavant, der mich gehört, will ich mir eine erbitten."

Am 14. Oktober wurde von der Kommittee beschlossen, Mögling solle mit Layer und Lösch nach der Westküste von Indien geschickt werden. Ueber den eigentlichen Platz der Niederlassung sollen sie an Ort und Stelle entscheiden (doch scheine Dharwar der empfehlenswertheste), aber daran festhalten, daß sie mit den in Mangalur angesiedelten drei Brüdern in christlich-brüderlicher und kirchlicher Verbindung bleiben. „So hat der Herr innerhalb eines Jahrs mich gesucht und gefunden, mich hiehergebracht, erzogen und schon die Thüre zu den Heiden mir aufgethan. Wie soll ich ihn preisen für seine unendliche Liebe und Barmherzigkeit? Mehr als ein Königreich, mehr als die ganze Welt ist mir meine Berufung zu Seinem Dienst. Was soll ich Ihm geben? Er nehme mich an als ein Opfer zur Ehre seines Namens! — Schon nimmt man mir auch meine wenigen Lectionen ab. Wenn ich wieder lehren werde, geschiehts an Heiden und Heidenkindern.“ Im Hintergrund eröffnet sich bereits der Ausblick auf eine Katechetenanstalt, welche Lehrer für das indische Volk bilden soll.

Um die gleiche Zeit hat auch Joseph Josenhans einen Besuch im Missionshaus gemacht; er erkannte was der Herr aus seinem Kompromotionalen gemacht, und hatte ein Gefühl davon, wie Letzte Erste werden können. Mögling glaubte den Unterschied zwischen ihnen Beiden so bezeichnen zu können, daß er der Heidenchrist sei, dagegen der Pietistensohn den Judenchristen vorstelle. Er bekam aber von diesem Joseph den Eindruck, daß der, wenn Einer, bald ein Mann sein werde. Zwei andere Besuche aus Tübingen, Weigle und der frühere Herzensfreund K. dauerten Mögling mit ihrer Unentschiedenheit und halbem Wesen, doch, hoffte er, werden sie einen nachwirkenden Anstoß und Drang zu ernstlicher Ruhe und Ergreifen des Heils von Basel mit fortgenommen haben. „Da gilt's beten.“ Es wirkte.

Daß die Mission in Transkaukasien durch Ukas des Zaren aufgehoben wurde, kam am 18. Oktober wie ein Schlag auf das ganze Missionshaus, der aber von Blumhardt mit großer Glaubensfreudigkeit aufgenommen wurde, als Anfang einer neuen Periode des Missionswerks. Die Kommittee hatte nun über 12 Missionare anderwärts zu verfügen, was hauptsächlich zum Nutzen Indiens ausschlagen sollte.

Herrmann treibt jetzt eifrig Englisch und Sanskrit mit seinen zwei Brüdern, steht, um die Bibel nicht hintanzusetzen, schon um 3 Uhr auf und hält zugleich genaue Diät. Er fühlt sich wohl bei seiner Fastenkost: „nur darfst Du dich nicht verwundern, wenn ich etwas schmaler heimkomme, als ich von Euch weggegangen bin.“ Er hat immer viele Briefe zu schreiben, besonders an suchende Seelen, und weiß, wenn der Herr einen zu ihm schickt, so schenkt Er auch die dazu nöthige Zeit. Aber diese Vorbereitungszeit wird schnell abgekürzt durch das Verlangen seiner schwerleidenden Schwester, die dem Tode nahe, an ihm noch sich letzen will. Am 11. November eilt er zum Abschiednehmen nach Württemberg zurück. „Soweit hat es nun der Herr gebracht: nur Lob und Dank ist es, was mich beim jetzigen Abschied erfüllt; er wird uns in diesen letzten Wochen, die wir hier auf Erden zusammen sind, mit einander segnen. O, wie fröhlich, ja in Noth und Tod wie selig sind die, welche der Herr gefunden hat!“

9. Mutter Henriette und der Abschied.

Das abgezehrte Luischen erholte sich ein wenig, als sie den zärtlich geliebten Bruder wieder sah. Sie nahm noch herzlichen Antheil an Allem, was das Pfarrhaus in Mössingen bewegte, freute sich aber doch am meisten, bald

den Heiland sehen und ewig bei Ihm bleiben zu dürfen. Als sie am 25. Juni 1836 entschlief, war der Bruder schon auf dem Meere. Scheidend bat sie sich aus, daß die Schwestern keine Trauerkleider anlegen, sondern durch weiße Kleidung bezeugen möchten, daß sie der vorausgehenden Jüngsten ihre Seligkeit gönnen. Sie wurde auf dem Mössinger Kirchhof neben ihrer Mutter und Großmutter zur Ruhe bestattet.

Was das Pfarrhaus in freudige Bewegung setzte, war die dritte Hochzeit des Vaters. Mit diesem hatte Herrmann schon von Basel aus verhandelt, was wohl zur Erleichterung alles Schweren das Rathsamste für ihn wäre. Er faßte sich endlich ein Herz und schrieb: „Findest Du bei ernstlicher Prüfung, daß Du nicht allein unter Deinen Kindern leben kannst, so schreibe an Frau Pfarrer Weigle, sage ihr Deine Verhältnisse und Deine Absicht, ein stilles, ruhiges Leben vor den Augen des Herrn zu führen, und bitte sie um Hilfe in Deinen Arbeiten an der Gemeinde, an Deinen Kindern, an Dir selbst, und versprich, ihren Kindern unter der Gnade des Herrn ein Vater zu sein. Das wird dem Herrn nicht mißfallen, denn ich habe erfahren, daß sie ganz und gar eine Christin ist, was sehr viel und sehr selten ist und jede andere Bedenklichkeit überwiegt."

Erfahren hatte er das von seinem Freund Oehler, welcher ganz unabsichtlich von seinen Besuchen beim kranken Pfarrer Weigle erzählte, für den er von Tübingen aus öfters gepredigt hatte, und nicht müde ward im Lob der ausgezeichneten Pfarrfrau. Eine Tochter des frommen Pfarrer Zeller in Mundelsheim (geb. 1. Dezember 1805), wuchs sie zu einer aufgeweckten, rührigen, gegen alle Leute dienstfertigen Tochter heran, welcher der Denkspruch bei der Konfirmation: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel

hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen! so tief ins Herz sank, daß er sie durch ihr ganzes Leben begleitete. Sie trat 7. Okt. 1824 in die glücklichste Ehe mit einem Pfarrer Wagner, welche aber noch vor Ablauf des ersten Jahrs durch den schnellen Tod des jungen Gatten gelöst wurde. Wieder an einem 7. Okt. (1828) wurde sie die Gattin des Pfarrers Weigle in Aidlingen, eines im Glauben befestigten und durch Leiden bewährten Mannes, und hatte nun neben ihrem Töchterlein, Louise Wagner, drei Weigle'sche Kinder (aus erster Ehe mit Johanna Werner) an ihr Herz zu schließen. Der zweite Gatte endete seinen Leidenslauf im Juli 1834; die Wittwe aber zog mit ihren Kindern zu einem Bruder, der gleichfalls Pfarrer war, nach Nellingen.

Vater Mögling kannte den seligen Weigle näher. Er nahm des Sohnes Brief, einen Wink Gottes darin ahnend, zu Herzen und entschloß sich nach seiner Weise schnell zu einem Besuch und persönlicher Anfrage in Nellingen. „Der vielgeprüften Wittwe kam der plötzliche Antrag so unerwartet und fiel der Gedanke, mit ihren Kindern in ein Hauswesen zu treten, das keine geringen Lasten in Aussicht stellte, so schwer, daß ihre Antwort abschlägig ausfiel. Mein lieber Vater aber war nun seiner Sache gewiß und ließ sich nicht abweisen; die um Rath gefragten Verwandten traten auf seine Seite. Kaum hatte er das Jawort, als er auch ausrief: „Der Herrmann muß uns trauen." So hatte ich am 26. November 1835 die große Freude, die lieben Eltern in der Kirche zu Mössingen zu trauen. Ich predigte über die Tageslosung Ps. 68, 20: Gelobt sei der Herr täglich; Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Da waren wir zehn Kinder, die der Herr aus vier Ehen zusammengebracht hat, fröhlich bei einander." Nun herrschte die Freude im Pfarrhaus

vor, auch die Kinder schlossen sich schnell mit ungetheilter Liebe der neuen Mutter an und fanden sich bald mit ihren neuen Geschwistern verbunden. Herrmann aber glaubt schon seinen lieben Gottfried (Weigle) als künftigen Missionsbruder in Basel ankündigen zu dürfen. „Dreijährige Studien werden einmal einen tüchtigeren Arbeiter aus ihm machen als mich. Gottes Gnade fehlt ihm nicht mehr, weil er demüthig wird. Nun hat er noch Zeit zum Wachsen und Großwerden, damit er nicht als ein solches Kind, wie ich bin, hinaus muß.“

Auf das Erscheinungsfest 1836 war in Tübingen eine seltene bedeutungsvolle Missionsfeier angekündigt; die Kirche war gedrängt voll. Nachdem Mögling kräftig gepredigt und seinen Lebensgang offen dargelegt, wurde er von Dr. Steudel unter Assistenz seines Vaters und des Professors Schrader feierlich eingesegnet. Um Mißverständnisse zu vermeiden, zeichnete er seine Universitätsjahre nur in allgemeinen Zügen, fügte aber bei: „Unter den Anwesenden sind ja viele, welche mich damals genau gekannt haben und welche ich hiemit ermächtige und bitte, jedem Nachfragenden getreuen, unverhohlenen Bericht zu geben. Wen ich aber in dieser langen Zeit durch Beleidigung oder anderes Aergerniß verletzt habe, der vergebe mir meine Schuld, wie ihm der Herr seine Schuld vergeben wolle!“ Wollte jemand fragen, wie er denn seines neuen Berufs gewiß geworden sei, so antwortete er: „Meine Berufung habe ich erkannt als eine göttliche, theils weil sie aus meinen bisherigen Interessen nicht hervorkommen konnte: die Missionssache war mir eine ganz fremde und verachtete Sache und meine Verhältnisse mußten mir gerade eine Entfernung vom väterlichen Hause erschweren; theils weil sie eine unwiderstehliche Gewalt über mich ausgeübt hat. Willst du aber diese meine Ueberzeugung für einen Irrthum halten,

so sage ich fröhlich: ich will lieber in einem Eifer, der etwa den Willen des Herrn sollte mißverstanden haben, aber in wahrhaftigem Gehorsam hinausgehen und die Heiden zu Ihm rufen, denn in lauem Gehorsam hier bleiben. Freilich muß man in der lebendigen Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn Jesu stehen, um Seines Raths und Willens gewiß zu werden. Er lebt und es ist ein Geschenk Seiner Gnade, daß ich von der Gemeinschaft mit Ihm etwas weiß; Er bietets aber Allen an." Ihm war es „ein für Zeit und Ewigkeit wichtiger und überaus gesegneter Tag". Es ist ihm auch die Vollmacht ertheilt worden, Kandidaten für den geistlichen Stand zu ordiniren; doch hat er nie davon Gebrauch gemacht.

Und nun kamen die Abschiede im Lande herum, mit Anreden an allerlei Versammlungen, für die er immer den Herrn um ein „einfältiges Zeugniß" anflehte. Da haben manche Jünglinge gelehrter Schulen das erstemal ein zündendes Wort von der Heidenmission vernommen, in Blaubeuren auch ein Lateinschüler, der später Möglings Mitarbeiter in Indien wurde. „Hoffmann in Kornthal schärfte mir ein, doch ja darauf ein Absehen zu haben, das Missionswesen durch Kolonien zu unterstützen und zu befestigen. Die Heiden müssen an einer, wenn auch kleinen Christengemeinde sehen, was das Evangelium äußerlich und innerlich wirke, müssen in eine bestehende Gemeinschaft eintreten können, die dann auch dem Missionar als Halt und Kontrole diene. Er wolle einmal schon für Kolonisten sorgen." — Ein Konsistorialrath in Stuttgart sagte ihm, als er ihm lächelnd die Hand bot: „Nun es ist doch besser so, als in der früheren Weise!"

Am schwersten ward die Trennung von den Seinigen: Schwester Emilie wäre am liebsten gleich mitgegangen. „Dennoch," schreibt er, „ein fröhlicher Abschied, obgleich ich von mehr Liebe weggehe, als ich vorher denken konnte.

Doch ist uns nur einmal die Trennung von Ihm das Bitterste geworden, bitterer als der Tod, so sind die andern Trennungen in Seiner Kraft überwindbar. Der Heiland hat uns alle noch so lieb, als da wir beisammen waren. Kohlen sind zu Feuer und Funken zu Flammen geworden, und doch spüre ich so wenig von jenem Glauben, der auch für die Ungläubigen glaubt."

Er ist froh, als er sich (27. Jan.) wieder in Basel einfindet. „Gottlob, daß die letzten Monate überstanden sind. Das Aufsehen und Loben so vieler wohlmeinenden Brüder und Freunde, dem ich nicht immer in meinem Herzen widerstanden bin, was mir doch bei unverrückter Erkenntniß meiner selbst hätte leicht werden können, ist mir kein geringer Schade gewesen, von dem mich jetzt der liebe Heiland durch bessere Selbsterkenntniß zu heilen anfängt."

Noch ist eines eigenthümlichen Vorfalls zu gedenken, der beim Abschied in Mössingen das Herz des Sohnes bewegte. Vater Mögling hatte mit einem alten Freunde ausgemacht, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten. Providentieller Weise aber war dieser Verspruch dem Sohne verschwiegen worden, vielleicht weil er für selbstverständlich galt, daher sich Herrmann bei seinem Abgang als völlig frei von jeder Verpflichtung ansehen und aussprechen konnte. Immerhin drückte ihn die unerwartete Mittheilung; daher war es ihm ein Trost, als er später in Indien erfuhr, seine frühere „Braut" sei von einem seiner Schulkameraden heimgeholt worden.

Als vierter Missionar wurde nun zu der Reisegesellschaft der wackere H. Frey hinzugefügt. Am 7. Februar erfolgte die Einsegnung und Verabschiedung in der Martinskirche. Die Instruktion besagte: „Die Brüder sollten nicht ein fixes Gehalt beziehen, sondern auf gemeinschaftliche

Kosten zusammenleben. Es wäre wünschenswerth, wenn auch der Posten in Mangalur auf denselben Fuß könnte eingerichtet werden, falls die Brüder freiwillig von ihrer früheren Stellung zurücktreten wollten. Fürs Lehrerseminar dürfte vielleicht Dharwar sich besser eignen als die Seestadt Mangalur; die Sprachstudien aber mögen in der letzteren angefangen werden."

10. Nach England und Indien.

Am 11. März schied Herrmann vom Vaterhaus.

Die Reise ging den Rhein hinab nach Köln. Von da wurde Barmen besucht, wo das Missionshaus Anregung zu allerhand Vergleichungen gab. „Die lieben Brüder hier sind viel gewandter, beredter, zuversichtlicher als die Basler; sie stellen überhaupt mehr vor, ohne Leerheit, sind auch in Allem etwas vornehmer, behandeln sich gegenseitig mit einer gewissen Würde; und wie die Zöglinge sind auch die Lehrer (Insp. Richter und sein Bruder) oder vielmehr umgekehrt. Das übrige Leben im Wupperthal ist auch interessant genug, da gibts alle mögliche Lehrverschiedenheiten. Missionschristen nennt man die, welche ohne irgend einer bestimmten Partei anzuhängen, sich eifrig für die Mission bemühen, übrigens recht liebe Christen unter allerlei Namen. In der Missionsanstalt trafen wir zwei Württemberger; der eine, Heyer, war schon auf Borneo, mußte Krankheitshalber zurückkommen und soll nun zu den Indianern nach Amerika gehen." Heyer kam später nach Indien, wo er mit Mögling Briefe wechselte.

„In Nymwegen lernten wir einen Schiffslieutenant J. Barclay kennen, der schon den ganzen Tag unsere Kajüte (im dritten Platz) getheilt hatte, ohne daß wir ihn anzureden gewagt hätten, wegen unseres schlechten Englisch.

Von dem ersten Worte an waren wir aber nun gute Freunde, denn er kennt den Herrn und die Schrift, vielleicht besser als ich, und haben einander gegenseitig weiter geholfen.“ (Mögling traf mit ihm wieder auf den blauen Bergen zusammen, wohin Barclay als kirchlicher Missionar 1838 ausgegangen war). „Dann begegneten wir zwei Missionaren, welche Young nach Ostindien schicken wird, Eiferer gegen Missionskommitteen als unglaubige und zu viel berechnende Anstalten, auch strenge Prädestinatianer. Da sie aber den Herrn Jesum kennen und liebhaben, auch sein Werk treiben wollen, freute ich mich über sie als Brüder. Wenn sie auch in Schwachheit predigen, wird es doch der Name unseres Herrn Jesu sein, den sie verkündigen.“ (Diese beiden, Bausum und Sames, zogen nach Singapur und Malakka).

Die Überfahrt nach London wurde durch Gegenwind und Sturm etwas beschwerlich. „Ich war in 5 Minuten fertig mit der Seekrankheit (die auch später mir nie zu schaffen machte) und konnte einem bedenklichen Kaufmann Muth einsprechen. Den Tag über war ich fast ununterbrochen mit Barclay auf dem Deck, während je und je eine Welle über das Vordertheil schlug. Endlich hielten wir mitten in einem dichten Wald von Masten, es war um Mitternacht. Am Morgen (30. März) half uns Barclay durch die Umständlichkeiten des Zollhauses und begleitete uns in ein Wirthshaus, wo er sich auch einquartierte.“

Die nächste Aufgabe war, sich des Englischen zu bemächtigen, wofür ein mehrwöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande als das Dienlichste angesehen wurde. Nachdem der freundliche Dr. Steinkopf und die Leiter der englisch-kirchlichen Mission besucht waren, setzte sich Mögling mit Lösch (4. April) aufs Dach einer Kutsche; so war in 24 Stunden Dartmouth erreicht. Ein lieblicher Aufenthalt in De-

vonshire, dem Garten Englands, bei einer hochgebildeten, vielgereisten Familie. Der Hausherr geht in die Kirche und findet sich ruhig drein, daß wo Menschen sind, es menschlich zugeht; die Frau besucht die Kapelle und ist von ganzem Herzen eine Dissenterin, empfindlich gegen jeden Mißbrauch und jede Verweltlichung; beide aber haben einander und den Herrn lieb, sind fleißig am Wort Gottes und am Gebet, und gestatten einander vollkommene Freiheit. Da wurde dann, namentlich mit dem wohlerzogenen Kinderhäuflein, beständig Englisch gesprochen. Mögling machte die Bekanntschaft eines tüchtigen Geistlichen, der ein eifriger Kirchenmann war (wie seine Gattin eine fromme Wesleyanerin); nach allem, was er über die verschiedenen Parteien gehört, scheint ihm doch die englische Kirche trotz aller Mißbräuche die höchste Achtung abzugewinnen, eine Vorneigung, die ihm sein Lebenlang blieb.

Nicht daß er sich von andern Richtungen ferngehalten hätte. Der indische Richter Young suchte ihn auf und lud ihn zu sich ein nach Kingsbridge; da ließ sich Darby hören, der vorragendste Führer unter den Plymouthbrüdern. „Wir feierten mit ihnen das h. Abendmahl und es war mir recht heimatlich bei ihnen zu Muthe. Die Schriftlehre wird stark getrieben und ihre lebendige Hoffnung auf das nahe Kommen des Herrn erinnerte gar freundlich an die Württemberger Brüder. Aber doch war es mir, besonders bei späterem Nachdenken, als ob mehr Eifer als Kraft h. Geistes sie treibe, als ob sie sich der ersten Gemeinde gleich zu bilden bestrebten, ohne daß ihnen — in diesen geringen Tagen — dieselbe Macht, dieselben Gaben vom Herrn verliehen wären. Ein gewisser radikaler Geist, der ihnen selbst wohl unbewußte Gewalt über sie hat, zieht vorerst eine Scheidewand. Aber bald, wir hoffens und beten darum, wird der Herr seinen Geist ausgehen lassen und mag dann

an diesen wartenden eifernden Gemeinden Größeres thun als sie bitten und verstehen. Indessen erquickte uns Young durch die Nachricht von einem bekehrten Brahmanen in Dharwar, der Alles verlassen hat um des ewigen Reiches willen. Ist das nicht ein Brunnen in der Wüste, eine offene Thür in der Fremde?

„Ich wurde nun auch mit Weeks bekannt, dem Missionar aus Sierra Leone, der 1855 Bischof jener Negerkolonie wurde. Dieser nöthigte mich, einmal von Basel und Deutschland öffentlich zu sprechen, trotz meiner Versicherung, daß mir dies unmöglich sei.“

Die Maifeste riefen Mögling wieder nach London zurück, mit geschärftem Ohr, gelöster Zunge. „Manches in Exeterhall war uns nicht nur neu, sondern auch anstößig, wie das unaufhörliche Klatschen; allein diese Beredsamkeit, die einem Deutschen fast etwas Unbegreifliches ist, ließ mich über den besten Rednern alles Andere vergessen. Besuchte auch eine Quäkerversammlung, wo wir eine Frau — das erstemal in unserem Leben — sprechen hörten vor etwa 1000 Menschen.“

„Ich besuchte zuletzt noch die Versammlung der Baptisten-Mission; hier ist man nicht so verschämt im Betteln für das Reich Gottes wie in Deutschland: die Herrn erklärten, daß sie 3000 Pfd. St. Schulden haben, die bezahlt sein wollen, also möge sich die Versammlung anstrengen. Der Erfolg war, daß noch am gleichen Tag die verlangte Summe einging.“

Ein gewisser Evans hielt eine Straßenpredigt auf einem freien Platz in Islington. „Er war früher Anglikaner, ist aber jetzt Baptist, doch vielleicht der gewaltigste und deutscheste Prediger, den ich hier gehört habe. Man sang einige Verse und Evans betete. Es waren vielleicht 200 Leute da aus allen Klassen. Du hättest die Ver-

worfensten sehen sollen mit den verwüsteten Gesichtern, den eingefallenen Augen, den zerrissenen Kleidern, wie sie dastanden, ängstlich, halb freudig, manche noch finsterer als zuvor, andere zerknirscht, Thränen in den Augen. Auf beiden Seiten rollten Wagen hin und her, der Wind blies Staub und Rauch über uns weg, aber die Predigt ging fort über den Text: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und verlöre seine Seele?" Und der Kahlkopf, mit schneeweißen Haaren umkränzt, fuhr fort zu zeugen von dem Einen nothwendigen und die Elendesten, Schlechtesten zur Buße und Vergebung, zum Himmel aus dem Verderben einzuladen, während das nachdenkliche, hellblaue Auge hie und da die Augen und Seelen fixirte. Das laute Getreibe um die Dinge dieser Welt schwieg keinen Augenblick, aber doch war da das Haus des Herrn und wahrhaftig die Thüre des Himmels."

Weiter zogen ihn das Unterhaus, die Gerichtshöfe und die Schulen an. „Vielleicht mache ich in einer noch einen Kurs als Schüler durch. Es ist von größter Wichtigkeit für mich, mit diesen Systemen und ihrer Ausführung genauer bekannt zu werden. Denn je näher ich mit meinen Gedanken in unsere etwaigen Arbeiten in Indien eingehe, desto mehr leuchtet mir die Nothwendigkeit guter Schulen ein." Eine Woche lang wurde die Lancastersche Musterschule von Mögling besucht. Manchmal fragt er sich, ob die Engländer die klügsten oder die närrischsten, die charakterfestesten oder eigensinnigsten Leute seien; jedenfalls läßt ihn die markige Nation nicht mehr los, bis er sich auch in ihr eingebürgert hat.

Bereichert durch manche Erfahrungen („doch meist bittere und beugende") bestiegen endlich, 3. Juli, die Sendboten den Ostindienfahrer Gilmore und fuhren die Themse hinab und durch den Kanal nach Portsmouth. Vieles

hatte zusammengewirkt, ihnen den Abschied von England sehr leicht zu machen. An Oehler schreibt Mögling im engsten Vertrauen: „Mir wäre es ein Freudentag, wenn ich hörte, daß die Verbindung zwischen der Basler Gesellschaft und dieser kirchlichen gelöst wäre. Man hat uns eher grob als höflich behandelt; daß wir hier waren, gefiel den Herren nicht, und dann wollen sie uns nicht nach Bombay lassen, was uns sehr lächerlich ist. Von Anderem, das überwunden scheint, mag ich nicht reden. Aber ich bin ziemlich überzeugt, daß wir keine schwerere Zeit mehr haben werden als diese 3 Monate in England (?). Habe schon oft gedacht: wie gut hat es der Herr mit mir gemeint, daß er mich das nicht hat vorher sehen lassen, was mir aufbehalten war. Oft habe ich mich schon zu unserem lieben Gundert gewünscht, während ich früher mir seine Lage schwerer dachte als die meinige. Zuletzt werde ich sehen, daß der Herr Alles gut gemeint und gemacht hat. Dem lieben Spleiß herzlichsten Dank für seinen inhaltsreichen Brief, an welchem ich vielleicht noch 20 Jahre zu lesen habe."

Die viermonatliche Seereise wurde eine gesegnete Zeit, „in welcher der Hirte mich heimgebracht hat in die Stille zu ihm. Auch war die ruhige Fahrt kaum hie und da durch stärkern Wind gestört. Außer der Insel Madeira, an welcher wir in geraumer Entfernung vorbeifuhren, sahen wir kein einzigmal Land. Ein paar Mal begegneten wir Schiffen, aber keinem, das heimfuhr. Mit den Passagieren kam ich bald in nähere Bekanntschaft, indem ich nämlich zwei oder drei Damen täglich Unterricht im Deutschen gab, wofür ich Englisch von ihnen lernte. Da wir nach und nach das Evangelium Johannis, die Briefe Johannis, Jakobi und Petri lasen, gewannen unsere Unterhaltungen mehr und mehr einen ernsteren Charakter. Gerade diejenige,

welche anfangs der Wahrheit unzugänglich schien und mir widerwärtig war, wird, was sie gehört hat, wie sie selber hofft und ich dem Herrn zutraue, nie vergessen. Die übrigen Reisegefährten schienen wohl ehrbare Christen, zeigten aber selten auch nur leise Spuren göttlichen Einflusses. Manche demüthigende Erkenntniß meiner selber wurde mir aufgedeckt: so viel Geneigtheit, den Menschen gefällig zu sein und wieder aus Eigenliebe ärgerlich zu werden, so viel Leichtigkeit, in falscher Klugheit mich dem Geiste dieser Welt anzubequemen. Wenn ich mich nicht rückhaltslos dem Herrn zu eigen gebe, habe ich auch nicht die geringste Zuversicht, überhaupt Sein zu bleiben.

„Im letzten Monat begannen wir mit den Matrosen regelmäßige Abendstunden zu halten, da sie selbst nach meinem ersten Versuch uns darum baten. Da hat denn einer von uns um den andern die Bibel erklärt und gebetet. Das erleichterte uns den Abschied von so vielen Seelen, deren Schuldner wir sonst geblieben wären. Vor den Passagieren zu predigen, fanden wir keine Gelegenheit, da der Kapitän gewohnt war, jeden Sonntag durch den Schiffsarzt eine Predigt vorlesen zu lassen, ein Gottesdienst, dem wir natürlich regelmäßig anwohnten. Sonst wurden wir Abends gewöhnlich aufgefordert, einige deutsche Lieder zu singen, was wir auch nach Vermögen thaten.

„Als wir uns der Malabarküste näherten, wurde die Luft kühler statt wärmer, und der Südwestwind immer stärker. Dem Kapitän behagten die aufsteigenden Gewitterwolken so wenig, daß er im Voraus erklärte, bei diesem Wind könne er in Kannanur nicht anlegen (wozu er sich verpflichtet hatte); sonst sei zu dieser Jahreszeit nur schwacher Wind und kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Also mußten wir uns auf einen Besuch in Bombay gefaßt machen, und segelten 5 Tage lang an der Küste herauf im

ununterbrochenen Anblick eines herrlichen, reichen, aber unseligen Landes. Am 8. Nov. Abends fuhren wir in den ungeheuren, hinter einer geschlossenen Wache von Bergen und Inseln gesicherten Hafen von Bombay ein und ankerten mitten in dem hochstämmigen Wald fremder Schiffe und unter dem niedern Buschwerk kleinerer, vom Geschrei geschwätziger, unruhiger Eingeborenen ertönender Schifflein und Boote. Angesichts der weiten, unter Kokospalmen fast versteckten Stadt war es uns brieflosen, unempfohlenen Fremdlingen etwas bange, wie wir uns zurechtfinden würden. Es war ein aufregender Anblick nach der langen, einförmigen Seefahrt, uns auf einmal mitten auf einem der großen, bunten und hastig drängenden Märkte des Welthandels zu finden; und sonderbar klang an unsere Ohren das unmelodische Geräusch dieser unverständlichen Zungen.

„Aber noch war die Mannschaft mit dem Ankern beschäftigt, als schon ein Mann an Bord kam, der nach deutschen Missionaren fragte. Es war der Küster der schottischen Kirche, der uns sagte, daß John Wilson, der angesehene Missionar und Gelehrte, uns erwarte. Wir wollten es anfangs nicht glauben, dachten, es sei ein Mißverständniß, doch eilten wir in unsere Kajüten, um das Nöthigste zu rüsten. Die Sonne ging unter; wir nahmen eilig Abschied von unseren Reisegefährten, die auch auszogen, und stiegen in das Boot, darin 4 braune Ruderer auf uns warteten. So eifrig sie auch Mund und Glieder bewegten, war es doch dunkel, ehe wir das Ufer erreichten. Der Küster Buchanan führte uns an seiner Kirche vorbei, deren blendendweiße Spitze wir aus weiter Ferne gesehen hatten, in sein Haus und bestellte 4 Palankine, welche uns einige engl. Meilen weit durch die große Stadt trugen. Sie war, als am Lampenfeste, gerade voller Lärm; Jubel und Schießen ringsum; unzählige Lampen hingen an Häusern

und Hütten, wie an den hohen Bäumen und Palmen. Um 8 Uhr hielten wir vor dem Hause des Dr. Wilson, der uns in einem ungeheuren hohen Zimmer recht herzlich als Missionsbrüder, und besonders als deutsche Missionsbrüder empfing; nach Mangalur-Briefen erwartete er uns schon seit längerer Zeit. Für diese Nacht sollen wir alle bei ihm bleiben, dann werde Herr Farish, ein Glied der Regierung, auf 2 von uns Anspruch machen. Zugleich lud er uns ein, mindestens 14 Tage hier zu bleiben, um uns mit den christlichen Freunden und den hiesigen Missionsarbeiten, deren Förderniſſen und Hinderniſſen, bekannt zu machen. Wir fühlten uns ganz heimatlich am Thee und bei dem Gebet, das mit dem farbigen Hausgesinde gehalten wurde, und kamen spät ins Bett.

„Der Morgen brachte uns unter anderem einen gebildeten Hindu, der Europa, sogar Württemberg kennt, aber obgleich reich an Erkenntniß, doch keine Kraft des Glaubens hat. Wir richteten uns aufs Bleiben ein, besorgten unser Gepäck und freuten uns, von Hebich aus Mangalur zu hören, daß er auch zu zweiwöchigem Aufenthalt rathet. Nun heißt das nicht treulich Bahn gemacht und gesorgt? Ja es gilt: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat. Es ist nun wohl 22 Jahre her, seit die liebe Mutter mich diese Worte daheim gelehrt hat, und jetzt wiederhole ich sie hier in Indien und habe sie erfahren und verstanden, wie ich sie von ganzem Herzen vor dem Herrn ausspreche. O der Herr unser Gott ist ein wunderbarer Gott."

M. wohnte noch einer Vorlesung über Tertullian, dann einer Betstunde mit christlichen Offizieren bei, ehe er sich zu seinem neuen Gastfreund Farish begab. Das war nun ein hochgebildeter, einflußreicher Staatsmann, „der aber alles was er ist und hat, dem Reiche Gottes in Dienst

stellt, einfach lebt und einfältig mit aufopfernder Demuth uns Neulingen diente, wie er nur konnte. Unsern Frühmorgen hatten wir zum Spazierengehen zu verwenden, so sind wir nach und nach mit der Insel, auf welcher die Stadt zerstreut umherliegt, bekannt geworden. Zwischen Frühstück, das nie ohne gemeinschaftliches Bibellesen eingenommen wird, und Mittagessen, d. h. 4 oder 5 Uhr, gab es Manches zu besorgen, oder machten wir uns an die Bibliothek. Die Abende brachten wir in verschiedenen christlichen Häusern zu, wo es uns außerordentlich wohl wurde; wir finden da alles Gute der englischen Christen ohne die Dinge, welche uns in England abstießen. Gleichgiltig gegen die Kirchenunterschiede, wo sich der eine Geist offenbart, voll reger Bruderliebe, eifrig im Wort Gottes, fleißig im Gebet, streng gegen die Weise der Welt, sind sie in der That Lichter, welche, wenn nicht der Abstand zwischen den Herrn und den Beherrschten noch so gar groß wäre, sicherlich viel dazu beitrügen, die finstere Nacht zu erleuchten, welche durch die Gottlosigkeit der europäischen Menge nur noch finsterer wird. Ihre Abendzusammenkünfte, mit Gesang und Gebet angefangen und beschlossen, haben uns oft lebhaft heimversetzt. Ueberall hat man uns brüderlich aufgenommen und die Theilnahme an unserer deutschen Mission drückt sich in manchfacher Weise aus. Da Dharwar zu der Bombay-Präsidentschaft gehört, werden wir auch ins künftige in regelmäßiger Verbindung mit Bombay stehen.

„Am Sonntag besuchten wir vor der Kirche mit Farish eine Sonntagsschule, wo wir zu unserem Erstaunen die meisten unserer Freunde als Lehrer und Lehrerinnen armer englischer und eingeborner Kinder beschäftigt fanden. Miss. Mitchel von Puna predigte sodann über die Missionspflicht jedes einzelnen Christen, wie Alle mit Wort und That von Christo zu zeugen haben. Diese schottische Kirche hat im

letzten Jahre die Mission für ihre Sache erklärt, weil jede lebendige Kirche, eingedenk des letzten Willens ihres Herrn, Missionskirche sein müsse.

„Nachdem die Brüder Layer und Lösch 17. Nov. das Anerbieten des freundlichen Kapitäns Lindsay angenommen und sich in sein Boot eingeschifft hatten, so daß sie unentgeltlich nach Mangalur gelangen werden, zog ich, um mehr Missionserfahrungen zu gewinnen, wieder zu Wilson. Wir sahen mit ihm ein großes Thierspital, das von reichen Hindus unterhalten wird. Wir traten in einen weiten Hof, der auf allen 4 Seiten von einem Gebäude umschlossen ist. Da werden kranke oder gealterte Thiere vom hohen Büffelochsen bis zu armseligen Kälbern, lahme und krüppelhafte Pferde 2c. in langen Reihen von Knechten gepflegt. Ein alter fetter Affe, der sein Frühstück verzehrte, grinste uns ärgerlich an. In allerlei Käfigen werden Kaninchen, Katzen, Hühner, Papageie, Tauben u. s. w. unterhalten; Ziegen und Schafe lagen in ekelhafter Unordnung im Unflat herum. Als Wilson an eine Thür klopfte, erhob sich ein durchdringendes Bellen und Heulen von Hunden, worauf ein Hüter erschien, sichtlich erschrocken, weil wir ja einen seiner Pflegsöhne als unser Eigenthum zurückfordern konnten. Oft stiehlt man nämlich Hunde für diese Anstalt, weil der Einlieferer für jeden Kopf eine Rupie ausbezahlt erhält. Als wir schieden, trug man einen großen Korb voll Brots herein: das tägliche Frühstück der Hunde, die es viel besser haben als Hunderte armer Hindus. Daß Thiere den Menschen gleich geachtet werden, ist bei dem herrschenden Glauben an Seelenwanderung sehr natürlich; weiß doch Niemand, ob er nicht selbst einmal die Vortheile einer solchen Anstalt, als Ochs, Hund oder Affe, zu genießen haben wird. Daß sie sich der Thiere eifriger annehmen als der Menschen, rechtfertigen die Hindus mit der

Bemerkung, ein Mensch könne reden und Hilfe verlangen, das arme Thier aber sei stumm. Leider aber sind sie oft taub, wenn Menschen flehen.

„Weiter gings an einen andern heiligen Ort, wo wir eine lebendige Erläuterung zu Röm. 1, 21 anschauten. Gleich beim Eintritt sahen wir an der hohen Mauer unter einem armseligen Dach einen halbnackten schmutzigen Mann, der durch jahrelanges Schweigen zum Heiligen geworden ist. Zur Linken briet sich ein mit Asche Bestreuter, in der Sonnenglut sitzend, an brennendem Holz. Auf den Stufen eines ausgemauerten Sees stunden viele Leute, die Kleider ins Wasser tauchten und gegen die Steine schlugen, sie wieder eintauchten und mit den Füßen austraten. Das ist die einfache Waschmethode des Landes. Dem See gegenüber stehen Tempel, und Götzen sind in der Veranda aufgestellt, welchen Kokoswasser geopfert wird, während Andere Gebete murmelnd, drei mal um sie herumgehen. In der Ferne ist eine Bude, wo man die gelben und rothen Farben mischt, mit denen die verschiedenen Malzeichen auf den Stirnen der Beter erneuert werden. Vier Heilige, vom Scheitel bis zu den Zehen mit Asche beschmiert, zündeten wohlriechendes Holz an und löschtens wieder mit Wasser. Widerlicher noch sah ein freundlich blickender Greis aus, der mit sichtlichem Wohlgefallen in der seit Jahren erstorbenen linken Hand zwischen mumienhaften Fingern und 7 Zoll langen Nägeln einen Blumentopf hielt. Er brüstet sich mit seiner völligen Gleichgiltigkeit gegen seinen Körper, dessen Glied er so ersterben ließ, war aber sehr erschrocken, als Wilson ein Messer herauszog, wie um etwas davon abzuschneiden. Wilson und Mitchel predigten den Herzugekommenen das Wort des Lebens. Viele hörten, fragten, lachten über die gestraften Thorheiten, baten um Traktate 2c. 2c. Ist auch die Freiheit, welche Missionare

hier genießen, und die Geneigtheit der Hindus, ihre Kinder in christliche Schulen zu schicken, sehr erfreulich, so offenbart sich doch die Sicherheit der Priester und des Volks, die von allen Bemühungen der Missionare nicht das Geringste zu fürchten scheinen."

Mit den Bombay-Freunden blieb Mögling fortan in inniger Verbindung. Schon nach ein paar Monaten traf er wieder mit Dr. Wilson auf einer Missionsreise in Südmahratta zusammen und wurde von ihm zu Mittheilungen in seinen „Oriental Christian Spectator" ermuthigt, auch mit 2 Mannslasten von Büchern und Traktaten beschenkt. Bombay wurde für eine Reihe von Jahren ein Stützpunkt der deutschen Mission.

Zweites Buch.

Die Arbeit in Kanara.

1. Eintritt in Mangalur.

Eine schnelle Küstenfahrt brachte Mögling mit seinem Begleiter nach Mangalur. Am 6. Dez. 1836 landete er an dem Palmenwald, der die zerstreuten Häuser und Bazare der Stadt in seinem Schatten birgt. Fröhlich begrüßte ihn Hebich mit den zwei vorausgeeilten Reisegefährten; auch Lehner und Greiner, die predigend im Lande umherwanderten, fanden sich nach einander ein.

Kanara heißt derjenige Theil des fruchtbaren wohlbewässerten Abhangs der Westghats, welcher zwischen dem portugiesischen Goa und dem Pfefferland Malabar liegt. Er war damals von etwa einer Million Menschen bewohnt (jetzt von 1 300 000). Diese sind aber keine einheitliche Nation, sondern zusammen gesetzt aus allerlei Bevölkerungen; im Süden Malajalen, die an der Sitte und Sprache Malabars theilnehmen, im Norden Konkanis, wie wir sie in Goa finden. Der mittlere Kern des Landes theilt sich in das Tulugebiet, wo ursprünglich eine besondere drawidische Sprache, das Tulu, herrschte, und in einen nördlich anstoßenden Streifen, in welchem vorzugsweise kanaresisch gesprochen wird. Kanara (eig. Kannada) heißt das ganze Land nur in Folge der Eroberung, durch welche die Könige des weiten Hochlandes Karnataka (oder Kannada) den

westlichen Küstenstrich sich unterworfen hatten. Durch ihre Beamten, Soldaten und Handelsleute drang dann allmählich die kanaresische Sprache in alle Theile des unterjochten Niederlandes, ohne die übrigen Sprachen zu verdrängen. Die Engländer hatten 1799 diese Provinz dem Herrscher von Maisur abgenommen und der Präsidentschaft Madras zugetheilt; neuerdings (erst 1861) ist die nördliche Hälfte wegen der innigeren Handelsverbindungen zu Bombay geschlagen worden. Mangalur, die Hauptstadt, bekannt durch rührigen Handel mit Arabien, zählt etwa 30 000 Einwohner, ein Gemisch aller Kasten, unter denen sich Brahmanen, Moslims und Katholiken besonders bemerklich machen. Die evangelische Mission hatte erst im Nov. 1834 ihren Weg hieher gefunden*), ihre drei Arbeiter hatten die ersten Sprachstudien hinter sich und säten nach Vermögen guten Samen aus. Bekehrungen waren noch keine vorgekommen, doch hatte sich eine Anzahl von Knaben, meist tamilischer Abkunft, in eine Waisenanstalt sammeln lassen.

Mögling war sehr nachdenklich von Bombay geschieden. Die wenigen Getauften dort hatten doch kaum etwas, was den Namen einer christlichen Gemeinschaft mit ihren Missionaren oder den andern erweckten Christen verdiente. „Auch die Missionare, so einfach sie leben im Vergleich mit andern Engländern, sind eben Herren und haben mit Schreiben, Uebersetzen, Predigen, Kommitteesitzungen ꝛc. ꝛc. so viel zu thun, daß ihnen auch beim besten Willen nicht Zeit genug bliebe, eine wahrhaftige Gemeinschaft in Jesu Christo mit denen, die sie taufen, zu gründen und zu pflegen. Zwischen einem englischen Missionar und einem Heidenchristen ist zum mindesten eine so große Entfernung als daheim zwischen einem bekehrten Konsistorialrath oder

*) Vgl. Samuel Hebich. Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. S. 34 ff.

Hofprediger und einem bekehrten Handwerks- oder Bauersmann. Es ist wahr, was sie sagen, daß diese Heidenchristen auch nach dem, was man Bekehrung nennt, gar schwach sind im Wissen, Glauben und Thun. Aber auch darüber kann ich mich nicht beruhigen. Es heißt in mir: entweder sind sie wirklich so gar schwach, d. h. furchtsam, geldgierig 2c. 2c. und dann sollen sie nicht getauft werden; oder ist wahrhaftig der Geist des Herrn in ihnen, und dann haben sie Alles was einem christlichen Bruder möglich macht, ja die heilige Pflicht auflegt, so mit ihnen in Gemeinschaft zu treten, wie wir im Neuen Testament die Apostel mit den vorher gewiß ebenso grundverdorbenen Heiden, ich meine den armen Philippern oder den Leuten in dem abscheulichen Korinth verbunden sehen. Und wahrhaftig, was wäre aus jenen Gemeinden geworden, wenn die Boten des Wortes nicht ganz und gar mit Leib und Seele um Jesu willen ihrem Dienste sich hingegeben, nicht ihre Schwachheiten, Armut, Irrungen, Schande, Verfolgungen mitgetragen hätten? Und was ist in diesen letzten Tagen bei allem Traktateschreiben, Drucken und Vertheilen, bei allem Bibelübersetzen und Predigen auf den Straßen oder in den Schulen, für glaubig Heraustretende zu hoffen, wenn nicht der gleiche Geist mit gleicher Liebe und gleicher Aufopferung, wie in den ersten Tagen, in den Predigern unter die tritt, welche hören und glauben und Miterben der Herrlichkeit werden.

„Ich will über unsere britischen Brüder darum nicht urtheilen, sie sind wackere, tüchtige Leute, welche sichs im Werke des Herrn sauer werden lassen. Nur sehe ich: der Geist, welcher in ihnen wirksam ist, ist nicht die Kraft, welche einmal — ach, daß es bald geschehe! — die Erfüllung der Weissagungen über das Heil der Heiden zu Stande bringen wird. Ich will auch nicht urtheilen über meine hiesigen Brüder, welche, obwohl als Deutsche in

Manchem noch einfacher als britische und amerikanische Missionare, doch in diesem Punkte auch nicht viel mehr Erkenntniß und Willen zu haben scheinen. Es sind liebe Brüder, denen es wahrhaftig Ernst ist mit ihrem Berufe. Ich will nicht vergessen, daß der Weg, welchen mir mein Herr zeigt, ein schmaler, vielleicht nicht nur schwerer, sondern auch — wie die Dinge stehen — sogar in geistlicher Rücksicht gefährlicher Weg ist, und daß ich eben im Fleische bin, dem weder ernstliche Verläugnung in leiblichen Genüssen, noch das Beurtheiltwerden von denen, welche andere Wege gehen, noch — wenn etwa diese Dinge überwunden werden — die demüthige Erkenntniß: ich bin ein unnützer Knecht, gefällt. Ich weiß nicht, wie weit der Herr in mir elendem Menschen sich verherrlichen will. Aber das darf ich sagen, nach der Gnade, die mir der Herr jetzt schenkt: ich wollte lieber daheim geblieben sein, als Sein Werk nicht nach der Erkenntniß, die Er mir gibt, treiben. Lieber wollt' ich, ehe ich anfange, sterben, als unter Besprechungen mit Fleisch und Blut (vielleicht gelobt von den Brüdern, aber ohne die Freudigkeit eines guten Gewissens) hier in dem mir verordneten Lauf ungewisse Schritte thun. Meinem Herrn in allen Dingen nachzufolgen, ist die ganze Aufgabe. Daraus folgt das Armsein, und den Armen sich gleichstellen und dienen, von selber.

„Gesetz gibt es keines für die, welche die Freiheit der Kinder Gottes anzusprechen haben, aber der Geist, wenn er lebendig ist, wird überall im Größten und Kleinsten wissen und sagen, was Ihm wohlgefällt. Es gilt: nur auf diese Stimme zu hören und einfältig zu gehorchen. Daß Missionsbrüder, denen der Herr ein Herz dazu schenkt, statt, wie geschieht, sparsam nach englischer Weise, unter den Eingebornen und, versteht sich, ohne Nachäffen und mit Vernunft, auf ihre Weise leben könnten, halte ich jetzt

nach zweimonatlichem Aufenthalt im Lande, nicht für unmöglich.

„Vielleicht hab ich zu Hause ungefähr dasselbe gedacht, doch war es mehr ein allgemeiner Eindruck und guter Wille, als die einfältige Entschiedenheit, meinen Herrn Jesum durch Seinen Geist alle meine Gedanken und Werke regieren zu lassen. Ich gestattete mir doch noch Manches, wozu der Herr nicht Ja sagte, und ließ Manches, was Er haben wollte. So darf ich mich nicht wundern, daß meine Reisezeit sehr im Mißklang steht mit meinen früheren Gedanken und Vorsätzen; Manches stünde auch bei meinen Brüdern besser, wenn ich es nicht in meinem Theile hätte fehlen lassen. Der treue Herr wirds ja vergeben und gut machen, mehr als ich jetzt bitten kann.

„Was jetzt Macht über mich hat, ist eine andere Kraft, als die daheim auf mich wirkte. War es damals guter Wille aus Liebe zu meinem Herrn, der mich zum Leben gerufen, so ist es jetzt Furcht und Zittern aus Liebe zum Heiland, der, wenn ich nicht im Geiste wandle und mein Kreuz auf mich nehmend mich verleugne, vielleicht bald mein Richter sein muß. Dem, der mir zur wahren Freiheit durchgeholfen hat, traue ich es zu, daß Er mich in der Arbeit unter armen Heiden in die Aehnlichkeit mit ihm umschaffen wird.

„So weit hatte ich geschrieben, als ich am Neujahrsmorgen (1837) Euren ersten Brief erhielt, der mich unaussprechlich erfreute. Das kam von meinem Heilande, denn es führte mich zu Ihm. Weinend vor Freuden, zugleich gebeugt und aufgerichtet, tief beschämt und unsäglich getröstet, dankte ich Ihm, der Euch und mich liebt und reichlich segnet und unser Theil sein wird in Ewigkeit.“

Hebich hatte ein paar Schafe eingethan, die nach einander geschlachtet werden sollten. Er staunte nicht wenig,

als Mögling und seine Begleiter den Braten abwiesen und sich auf das indische Gericht, Reis und Kari, beschränkten, auch beharrlich nur Wasser tranken. Beide Theile besprachen sich über den Wunsch der Kommittee, daß die Missionare hinfort ohne Besoldung auf Rechnung der Gesellschaft leben sollten. Sie konnten sich nicht vereinigen; denn die erstgesandten nahmen bereits die Möglichkeit einer Verehlichung in Betracht, welche den Jüngeren ferner stand. Doch wies ja ein Kommitteebrief den rührigen Hebich an, die ersten Einrichtungen der neuen Station in Dharwar zu treffen. Der wollte nun Mögling mitnehmen, welcher am 13. Dezember das Kanaresische zu lernen angefangen hatte und sich möglichst befliß, darin vorwärts zu kommen, damit er auf der Reise keine Zeit verliere, sondern durch Hören und Fragen fortlernen könne. Er stand dazu Morgens vor 3 Uhr auf und arbeitete unausgesetzt bis zum Abend.

„Ich habe schon 4 Skorpionen in diesem Hause umgebracht, Nro. 1. beim ersten Eintritt in mein Zimmer, Nro. 2. des andern Tags hinter meinem Bett u. s. w., während die Brüder sagen, sie hätten früher noch keinen Skorpion hier gesehen. Gesünder als jetzt bin ich nie gewesen.

„Für mein Missionsleben in dieser letzten Zeit sagt mein Gesetz der Freiheit, daß mir dem Apostel Paulus nach gilt: 1) meinen Leib zu zähmen, 2) unverheirathet zu bleiben, „was besser ist“, weil eine besondere Gnade des Herrn; 3) arm zu sein, d. h. kein Eigenthum zu haben. So lebe ich von dem, was die Kommittee mir gibt, nehme nach der jetzigen Ordnung 125 Pfd. St., aber was nach Besorgung des Nothdürftigen von diesen „Scherflein“ übrig bleibt, ist nicht mein. Diesen letzten Punkt rechne ich zur allgemeinen apostolischen Instruktion.“

Die Aufgabe, vor die Mögling sich gestellt sah, war keine leichte. Wenn er die älteren Brüder betrachtete, mußte

er sich gestehen, daß sie liebe Leute seien, fleißig und sparsam. Der älteste, Lehner, still, ernst und sich gleichbleibend; der jüngste, Greiner, hat einen guten Kopf und kennt den Herrn. Fast noch lieber als die andern ist ihm Hebich, „eifrig in der Verkündigung des Wortes unter Heiden und Christen bis zum Zorn und Schreien, ohne Sprachgaben, aber tüchtig zur Leitung auch des größten Haus- und Missionswesens, durchaus praktisch, wie er denn auch, ohne viel zu fragen, fast alles thut und leitet.“ Mit ihm besonders galt es nun, ohne die Liebe zu verletzen, über die Grundsätze, nach denen ein Missionar leben und wirken soll, sich zu verständigen.

2. In Dharwar.

Hebich rieth, die Reise nach dem Oberland zu Pferd zu machen; Mögling war entschlossen, zuerst zu Fuß zu gehen. Am 12. Jan. 1837 zogen sie noch vor der Morgendämmerung aus; Hebich marschirte mit dem neuen Freund am Meeresstrande hin, bis die Sonne brannte, dann setzte er sich aufs Pferd und ritt voraus, um für das Frühstück auf der nächsten Station zu sorgen. Kam dann Mögling nach, so traf er alles schon gerüstet und wohl auch eine Heidenpredigt im Gang. Eines Morgens aber versuchte Mögling im nassen Ufersande lieber barfuß zu gehen; da überraschte ihn nachher Hebich in einem Winkel des Reisebangalo, wie er einen schadhaft gewordenen Fuß verband. Jener machte nichts aus der Sache und muthete dem wunden Glied zuviel zu. Das Ende war doch, daß sie sich in ein Boot setzen und nach Goa fahren mußten.

Sie fanden dort kein Unterkommen, daher Hebich von einem Empfehlungsschreiben an den portugiesischen Militärgouverneur Gebrauch machte, das er von einem der Man-

galur-Offiziere erhalten hatte. Dieser Mann bewirthete sie drei Tage lang mit aller Zuvorkommenheit und lud allerhand Leute zu sich ein, mit denen Hebich sein Französisch, Mögling sein Latein versuchen konnte. Im Boote des Gouverneurs fuhren sie auch noch den Fluß hinauf; dann erstiegen beide zu Fuß das Ghatgebirge und wurden von einem Missionar aus Belgam, der ihnen entgegenritt, in Dharwar eingeführt (25. Jan.)

Hier nahm sie ein Lieutenant Stather mit Freuden in sein Haus auf. Hebich erkannte bald, daß Mögling vorerst seinen eigenen Weg versuchen wolle, und ritt daher mit dem Londoner Bruder nach Belgam, um dort in großem Stil die Reisepredigt zu treiben; jedem Europäer hat er Leben und Tod vorgelegt und vieler Herzen wurden offenbar. Indessen machte Möglings gewinnende Persönlichkeit auf die Beamten in Dharwar einen solchen Eindruck, daß Beweise von Zutrauen und Dienstfertigkeit von den verschiedensten Seiten her entgegen kamen. Der Oberbeamte bot ihm so viel Boden als er wolle rc. rc. Daher rief er seine Brüder Layer und Frey zu sich herauf; Lösch sollte als Schulmann in Mangalur verbleiben, zum Zeichen, daß beide Stationen doch verbunden seien.

„Eine Hälfte meiner Arbeit gehört der Sprache, die andere den Engländern. Diese armen Leute können eine einfältige Predigt gar wohl brauchen; manche sind ehrbare Leute, andere leben wie die Heiden, nur wenige zeigen etwas von der Kraft eines neuen Lebens. Daher predige ich ihnen 2mal jeden Sonntag; ich nehme auch Einladungen zum Essen an, namentlich vom Oberbeamten Baber, der sich mit seiner Frau ein Geschäft daraus macht, mich zu protegiren. (Er sagte schon nach der ersten Vorstellung: Ich werde Sie patronisiren! und redete auch später von Mögling gern mit dem Zusatz: ein Mann nach meinem

Herzen.) Ich ging auch solchen ins Haus, die meinen ersten Besuch nicht erwidert hatten; ich konnte ihnen sagen, sie scheinen sich das Evangelium ferne halten zu wollen, da sie mich zu Hause wie in der Kirche zu sehen vermeiden; da es aber meine Pflicht sei, allen Heiden zu predigen, werde ich sobald nicht ablassen, sie aufzusuchen und ein Wörtlein zu ihnen zu reden. Man nahm das freundlich auf. Es ist aber eine harte Arbeit, unter solchen Leuten zu stehen und auf Gelegenheiten für ein gutes Wort in so großen Gesellschaften lauern zu müssen.

„Das Kanaresische finde ich leicht und schwer. Es fällt mir nicht mehr hart, Gelesenes zu verstehen, aber die Aussprache wird mir noch manche heiße Stunde machen. Was ich früher kaum bemerkte, finde ich jetzt, daß ich nämlich eine schwere Zunge habe. Welche demosthenische Arbeit, so spät ein gutturales R mir abzugewöhnen und das hiesige R, das durch ein Flirren der Zungenspitze gegen die obere Mundwandung hervorgebracht wird, zu lernen. Laß die Tübinger Brüder auch wissen, daß Kenntniß des Sanskrit eine wichtige Vorbereitung für das Studium all dieser Sprachen ist. Die Errichtung einer englischen Schule ist was wir zunächst in Angriff zu nehmen haben; so lange wir noch nicht predigen können, vermögen wir nichts besseres für das Heil dieser irren Herde zu thun, auch scheint mir eine christliche Sprache das beste Mittel zur Vorbereitung für das Evangelium.

„Auf Morgenspaziergängen ist es mir oft, als zöge ich daheim an einem heißen Sommertage über die Alb; so sehr gleicht diese Gegend, wenigstens in der dürren Zeit, jenen kahlen waldlosen Albebenen, die nur hie und da von niederem Gesträuch durchzogen sind oder in den seltenen Vertiefungen ein paar Bäume zeigen. Gnade wird mir dieses Land zu einer zweiten, lieben und unvergeßlichen

Heimat machen. Wenn ich Dharwar zum Mittelpunkt nehme und mit einem Halbmesser von 6 Stunden einen Kreis beschreibe, so schließe ich damit eine Bevölkerung von mindestens 100 000 Seelen ein. Was sind wir Drei unter so viele! 6 Brüder zum wenigsten sollten in den nächsten Jahren nachkommen, dieses herrliche Hochland zu besetzen. Geldrücksichten sollten gar nicht beachtet werden. Es würde mir keine unruhige Stunde machen, wenn ich hörte, daß man uns von Europa keinen Kreuzer mehr schicken könne; fast würde es mich freuen, wenn der Herr einmal seine Sache in Indien durch solche Engen führen wollte."

Zuerst beabsichtigte Mögling ein bescheidenes Häuschen zu bauen, das ein Architekt um 800 Mark aufzuführen sich anheischig machte. Aber die Bitte um einen Bauplatz, obwohl vom Kollektor unterstützt, wurde von der Regierung nicht beantwortet, weil der kommandirende General keinen Missionar in der Nähe eines seiner Regimenter haben wollte und darum dem Gesuch der Deutschen entgegenarbeitete. Da jetzt Stather sich verheiratete und die Brüder sich nach einem neuen Haus umsehen mußten, wies ihnen Herr Baber (April) das Reisebangalo in Gadag zu mehrmonatlicher Benützung an. Da wohnten sie nun, ungestört in ihre Sprachstudien vertieft, während sie fortfuhren, im 4 Stunden weit entfernten Dharwar die Gottesdienste zu besorgen.

Gegen Ende Mai brach die herrliche, kühle Regenzeit an; starke Winde bliesen aus Südwest, und der viel unterbrochene Regen füllte allmählich den großen Teich, neben welchem die Brüder unter stattlichen Mangobäumen wohnten. Sie labten sich an den eben reifenden Mangofrüchten, die wie gewürzhafte Erdbeeren schmecken mit einem Beisatz von Terpentingeruch, und versäumten keinen Tag ihren Spaziergang. Ein Pferd, das ihnen ein englischer Freund schenkte,

fühlten sie sich bewogen, zurückzuschicken. Schon gelingt es gelegentlich mit den Leuten anzubinden und ihnen einige Wahrheiten ans Herz zu legen.

Doch bald mußte Mögling dem Wunsche des Richters Legeyt entsprechen und zu ihm ins Haus ziehen, um Vorbereitungen für die englische Schule zu treffen, um welche die strebsame Jugend von Dharwar bat. Im September wurde sie eröffnet, und nun war es Mögling eine wahre Lust, sich unter 30 jungen Seelen zu bewegen; er lehrte sie einige Monate allein, bis er einen halbeuropäischen Schreiber gewonnen hatte, als Lehrer einzutreten und damit, ohne größeren Gehalt als zu seinem Lebensunterhalt nöthig war, dem Herrn zu dienen. Bald wurde er auch von der Regierung eingeladen, an der Aufsicht über die öffentlichen Schulen Antheil zu nehmen; so kam er in die größte Stadt des Ländchens, nach Hubli, um die dortigen Schulen zu examiniren.

Da wunderte ihn, wie viel Respekt ihm die Eingeborenen zeigten trotz seines ärmlichen Aufzugs. „Keine Pferde, keine Knechte, keinen Haufen Geräthschaften mit sich zu führen, ist hier, wo Geld und dergl. in höchster Achtung stehen, eine große Schande. Doch weiß uns Gott auch das nöthige Ansehen vor den Leuten zu verschaffen. In den Hubli-Schulen sieht es sehr übel aus; vielleicht können wir mit der Zeit dem Elend ein wenig abhelfen."

Dann kam plötzlich die Erlaubniß zum Hausbau; ein großer Platz sammt Bauholz wurde von der Regierung geschenkt. So hatte nun Mögling zu bauen, und obwohl fast den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt, befand er sich dennoch wohl. Warum nicht Geld sparen, das für die Ausrüstung neuer Brüder verwendet werden kann? Und ist nicht unsere Gesundheit in Gottes Hand? Eine Kollekte, die er nach einer Missionspredigt bei den Europäern und

Eingeborenen für die Mission machte, trug über 4000 Mark ein. Dazu hatten Hindus 1400 Mark beigetragen, natürlich bloß, weil die Missionare von den großen Herren mit Auszeichnung behandelt wurden; die Predigt aber wurde in einem christlichen Blatt in Bombay veröffentlicht. Allein umsonst hat man diese Vortheile nicht. Hat man auf dem staubigen Bazar mit Traktaten und Testament in den Händen seine Arbeit gethan, so muß man vielleicht Abends in Kollektors oder Richters Hause an einer fürstlichen Tafel sitzen, darf dann freilich auch die Bibel lesen und das Abendgebet halten. Dazu war man eben doch nicht von Hause fortgezogen; der doppelte Dienst kostete manchen Seufzer.

Das Bauwesen zog sich lange hin; erst im Juni 1838 war es beendigt, daß er schreiben konnte: „Nun wohnen wir in einem nicht gerade großen, aber doch bequemen Hause mit schöner Aussicht auf die Stadt, einen See und die große bergbegrenzte Ebene im Osten. Haben die Schule neben uns und den Schulmeister im Schulhaus wohnend, ganz nahe bei der Hand. Der Herr wolle nun Segen geben und Kraft des Geistes, um die Fundamente zu einem geistlichen Hause zu legen, in dem Seine Herrlichkeit wohnen möge!" Er ahnte noch nicht, daß diese Aufgabe andern Händen übergeben werden sollte und seine Wirksamkeit im Oberlande beinahe zu Ende war.

Daß Gott seinen Knechten keine unvertilgbare Gesundheit schenke, wurde er bereits beim Bauen und dann auf Predigtreisen gewahr. Er erkrankte und wurde das Fieber lange nicht los. Dann zog er (April) nach Honawer hinab, der Hauptstadt von Nordkanara, um den aus Persien verdrängten Missionar Pfander abzuholen, einen erfahrenen Mann, der möglicherweise in der kanaresischen Mission festgehalten werden konnte. Wieder wurde Mögling unwohl. Er lag

krank in einem Bauernhause auf den Ghats, da denn ein Mössinger Brief vom September ihn einholte, der besser wirkte als die Arznei, die ihm der liebe Pfander mischte.

Damals schrieb er mir: „Diese 2½ Monate habe ich fast nichts in Missionsarbeit gethan; so gehts, wenn man Koch und Kellner sein muß. In der Regel thue ich gerade eben, was ich muß, und das oft schlecht genug. Wenn ich so unter die Leute gehe, so habe ich Noth, nur meine Gedanken zusammenzuhalten und zu beten auf dem Wege hin, und wenn die Aufregung des Sprechens vorüber ist auf dem Heimweg, ist es mir wohl, daß nun wieder eine Arbeit gethan ist; oder bin ich müde, hungrig oder ärgerlich. Die Brüder wissens nicht, wie es bei mir aussieht, und vielleicht habe ich schon verlernt, mir etwas sagen zu lassen!

„Wir haben uns unter Pfanders Direktion eine Art Verfassung gegeben und machen nun einen Versuch, ob nicht die Mangalur-Brüder eine ähnliche Ordnung unter sich einführen wollen. Unsere ganze Verfassung ruht auf einer wöchentlichen Konferenz, welche das Ganze der Missionsarbeit leitet und den einzelnen Brüdern ihren Theil daran zuweist. Mir fiel der Vorsitz, die allgemeine Rechnung und die Aufsicht über die Schulen zu. Da schäme und fürchte ich mich; ich hätte mehr Muth, wenn ich besser betete. Aber da fehlts: Faulheit oder Müdigkeit drückt den Geist nieder, dann läßt man im Beten nach und dann gehts noch schlechter. Es gibt mehr Noth in Indien, als ich mir daheim träumen ließ."

Zur Aufrichtung diente die Ankunft eines neuen Kollektors, Mills, der mit warmem, demüthigem, weitem Herzen dem Reiche Gottes diente. Mit einem Einkommen von 80 000 Mark lebte er sehr einfach, sammelte nichts und war einfältig für alle Reichszwecke. Er trat in innige

Geistesgemeinschaft mit den Deutschen. Doch gab es bald auch Streit über Prädestination, Sabbat u. a. Punkte. Da hörte nun Mögling, wie auch die Plymouth-Brüder sich zanken, weil jeder seine freien biblischen Ansichten dem Andern gern aus lauter Liebe aufdringen wolle. Das stärkte ihm den kirchlichen Sinn. „Das Band einer Kirche, das ein Volk umschließen kann, ist viel weiter als diese individuellen Glaubenssätze Einzelner. Man ist doch freier in der Kirche, als bei diesen Gemeinschaften. Hat eine Kirche große und gewiß wenigstens in Einer Seite der ganzen Wahrheit wurzelnde Grundsätze in einer vom Geist mächtig bewegten Zeit ausgesprochen, die auch große Thaten gethan, dann kann sich der Einzelne immer dabei beruhigen, daß er nicht weit irre gehen kann, wenn er in solchem Kreise bleibt. Man kann kein allgemeines Christenthum verkündigen außer gastweise. Wo man bleibt, muß man entweder den Glauben einer ehrwürdigen Gemeinde oder seine höchst eigenen Ansichten fortpflanzen. In dem Geist der Kirche stehen, in welcher man leiblich und geistlich geboren ist, gibt Kraft und Leben."

Oft zog er nun an mir, daß ich der deutschen Mission mich anschließen möchte. „Bedenke, wenn Gottfried herauskäme und wenn Du herüberzögest und der Herr uns bei Leben und Kraft erhielte, wir könnten vielleicht zusammen der Finsterniß merklichen Abbruch thun und Väter Eines Geschlechtes werden. So heimlich als ich irgend konnte, habe ich an Blumhardt geschrieben um eine Berufung, die er aber mir anvertrauen müsse, damit ich sie Dir schicken könne, je nach den Zeitumständen. Habe ich dann ein solches Papier in Händen, dann will ich Dir aufpassen und, wenn der Herr die Umstände so lenkt, Dich einmal fangen. Es ist wahr, unserer Liebe mischt sich gar leicht Eigenes bei, aber in diesem Fall bin ich gewiß, daß, obwohl ich Deinen

Umgang für eine große Gnade achtete, ich mich doch herzlich freuen würde, wenn Du nur an unserem Werk (auch an anderem Ort als dem meinigen) Theil nähmest.“ In dieser Weise hat sichs auch gefügt.

Eine weitere Freude bereitete ihm, was Inspector Blumhardt schrieb, wie „unsere Briefe zu Hause das Feuer wieder frisch angezündet, die Freigebigkeit der Engländer Eifersucht unter den Brüdern in der Heimat geweckt und Muth gemacht habe, fünf weitere Missionare auszusenden, deren Sprachlehrer Mögling werden solle.“ Zugleich wünschte die Kommittee, daß die Dharwarer ihre Rechnungen nach Art der Mangalur-Brüder führen möchten. Jene hatten im ersten Jahr nur 60 Pfd. St. für den Mann gebraucht; das machte natürlich Muth zur Vermehrung der Sendboten. Nun leuchtete es Mögling ein, wie überaus nöthig zum Gedeihen des Werkes Einigkeit sei, und er hatte keine Einwendungen mehr gegen Hebichs Vorschläge.

Indessen hat er allerlei Bekanntschaften mit Eingeborenen angeknüpft. Der erste Hindu-Richter, ein aufgeklärter Brahmane, hat Zutrauen zu ihm gefaßt und schickt ihm seinen neunzehnjährigen Sohn ins Haus, daß er vom Umgang mit den Missionaren profitire. Der lernt denn eifrig Englisch und Geometrie; manchmal macht er Freude, dann herrscht wieder die Sorge vor. Weiter hat Mögling viel Verkehr mit dem muhammedanischen Richter, einem geborenen Araber, der freundlich ist, wie ein zahmer Löwe. Der Mann liest die Bibel und disputirt wie ein Rationalist gegen die Gottheit Christi, während er in demselben Augenblick als ein ächter Moslim an den Sohn der Maria zu glauben behauptet. — Richter Legeyt führt Mögling ins Zuchthaus, wo unter den 500 Gefangenen auch 40 Thags in einer besondern Stube bewacht werden, die alle wohl ehestens gehängt werden. Man entdeckt, daß fast

alle religiösen Bettler zu dem Orden dieser Raubmörder gehören, mit denen viele Dorfvorsteher, vielleicht auch Priester in Verbindung stehen. Der Mordthaten, die nach und nach ans Licht kommen, wills kein Ende werden.

Auf dem Bazar findet er namentlich die mittleren Kasten zutraulich. „Die lassen sich über den Götzendienst sagen, was wir nur wollen. Ein Schluß, den ich oft brauche und den mir noch keiner widerlegt hat, ist der: Gott ist, wie ihr selbst sagt, ein Einiger und heiliger Gott. Die Teufel sind Viele und Unheilige. Eure Götter sind nach euren eigenen Schastras Viele und Unheilige, folglich sind sie nicht Gott, sondern wenn sie überhaupt etwas sind, Teufel. „Nun heißt er gar unsere Götter Teufel!" ist Alles, was ich hie und da als Antwort höre. Aber das schwerste bleibt immer, die Herzen von ihrer Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit zu überführen." Uebrigens ward er immer geneigter, das Gute an den alten Religionen aufzusuchen und das Verdammen in Bausch und Bogen zu meiden.

Größere Missionsreisen hatten indessen Layer und Frey ausgeführt. Allmählich wurde das Südmahrattaland den Deutschen aufgeschlossen. Von den drei Kollektoraten Belgam, Dharwar und Kaladgi, die mit den eingeschlossenen Fürstenthümern etwa drei Millionen Einwohner umfaßten, blieb das erstere den Londoner Missionaren überlassen, die seit 1820 dort Fuß gefaßt hatten. Die Bearbeitung der beiden übrigen fiel den Baslern zu; und Kaladgi schien nächst dem großen wohlhabenden Handelsplatz Hubli die ersten Ansprüche auf Errichtung einer Station zu haben, da schon ein frommer Offizier, Davidson, der Mission sein dortiges Haus schenkte.

In die herrschenden Religionssysteme einzudringen, war eine nicht im Nu zu lösende Aufgabe. Einstweilen

bahnte sich ein Verkehr mit der Sekte der Lingaiten an, welcher wohl ein Viertheil der Bevölkerung angehört. Das Oberhaupt des Hubli-Klosters besuchte die Brüder am 15. Juni und nahm ein Evangelium an: „ein schöner, großer, weichlich vornehm aussehender Mann, der mir kaltblütig bewies, daß er ohne Sünde, daß er Gott sei, daß seine Anhänger ihn anbeten müssen. Er wisse keinen von sich selbst verschiedenen Gott, vor dem er sich zu beugen hätte. Ich solle nur nach Hubli kommen, so werde er mich ihre Schastras lesen lassen. Ich fürchtete, unsere Freundschaft werde nicht lange währen, denn wenn ich meinem Amte nach ihm und allen Leuten das Evangelium verkündige, werde er finden, daß in ihren Herzen Feindschaft gegen mich aufsteige. Er behauptete, das sei unmöglich. Ich stattete also am 27. Juni meinen Gegenbesuch im Kloster ab und habe den Lingagurus das Wort so frei gepredigt als den Leuten auf dem Bazar. Sie sind aber so sicher, daß sie Alles ohne Furcht in Höflichkeit anhören.“

Da Mögling diesen Besuch ausführlich geschildert hat (Miss. Mag. 1839. S. 486 ff.), mag er uns als ein Beispiel von seiner Predigtweise dienen, so weit sie sich damals entwickelt hatte. Er geht Morgens durch den Bazar und wird vor einer Bude eingeladen, etwas aus seinem Buche zu verkündigen. Also setzt er sich und schlägt Apost.-Gesch. 2, 38—40 auf. Schnell sammeln sich etwa 50 Leute, meist Lingaiten. In einfach katechetischer Weise widerlegt er nun die zwei Hauptlehren ihrer Gurus: 1) wer die Götter verehrt, kommt in den Himmel; 2) wer gute Werke thut, kommt in den Himmel; indem er sich namentlich auf die Herzen beruft, in denen geschrieben stehe, daß Gott das Böse nicht schaffe, sondern strafe und vertilge. Damit fährt er fort, bis der Krämer ihn bittet zu gehen: wenn Ihr nicht geht, kann ich nichts verkaufen; was soll aus

meinem Bauche werden! Also zieht er seine Traktate heraus, vertheilt sie an die Alten und steigt von der Bude herab.

Begleitet von Knaben, die umsonst Traktate betteln, geht er nun nach einem der beiden Klöster (matha); es sind die schönsten Gebäude der Stadt. Er findet den Guru im festlich geschmückten Bau und wird freundlich empfangen. Auf seine Erkundigung nach dem gefeierten Fest wird er eingeladen, Abends 5 Uhr einer vierstündigen Vorlesung aus den alten Schriften anzuwohnen. Gerne nimmt er es an, in der Hoffnung, etwas von ursprünglicher Gotteserkenntniß aus solchen Büchern zu vernehmen. Das freut den Guru, der freilich allen Inhalt seiner Schriften für wahr hält. Darauf wird ihm mit Pauli Rede auf dem Areopag gedient, die einen guten Eindruck auf den ganzen Kreis der Hörer zu machen scheint. Nun kommt Mögling auf Christus zu reden, der (Mark. 16) aller Welt gute Botschaft zu verkündigen befiehlt, und auf die Gabe des heil. Geistes. Dessen Hauptmerkmale sind, daß der Empfänger Gott liebt, die Sünde haßt, diese vergängliche Welt gering schätzt und sich auf den Tod freut. Das scheint Allen gut: wie steht es dann aber mit R. und B., Herren die auch Christen heißen? Diese haben den Namen, aber nicht die Kraft, gehören nicht zu unserem Geschlecht. — „Also seid Ihr ein Sohn Gottes?" Ja: es gibt nur zwei Kasten, Weltmenschen und Gotteskinder. Daran hängen sich nun manche Fragen: über Herrschaft in der Gemeinde, über die Ehe (die Gurus bleiben ledig), über die Aussichten dieser neuen Lehre, die Unterstützung der Regierung ꝛc. ꝛc., worauf Mögling noch ein Konzert zu hören bekommt, ehe er sich um 11 Uhr verabschiedet.

Wie er sich auf die abendliche Vorlesung rüstet, fährt ihm durch den Sinn, lieber statt der Stiefel leicht aus-

zuziehende Schuhe anzulegen, damit er etwa den Lederhassern eine Freude bereiten könne. Als er im Kloster ankam, breitete man eben Teppiche aus. Die Alten, die schon in Bombay gewesen, fragen ihn nach den dortigen Herren und verwundern sich hoch, als sie hören, daß er beim Staatsrath Farish gewohnt habe und mit ihm korrespondire. „Ist der Euer Schüler?“ — Nein, es ist einer unserer Brüder (was weiter erklärt wurde). Indessen lesen einige in Möglings Neuem Testamente und erfahren nun, wie alle Seelen, die nicht an Jesum glauben, am Ende verloren gehen. Daran hängt sich eine spitzfindige Verhandlung über die Möglichkeit des Seelentodes.

Leuchter und Pult werden aufgestellt, Trompeten geblasen und nun findet sich der schlau aussehende Schastri zur Vorlesung ein. Mögling sieht einen leeren Platz neben dem Guru und streift mit den Worten: „Wenn es euch Freude macht, so lege ich meine Schuhe ab“ die Pantoffeln ab, worauf ihm unter Beifallsmurmeln der Ehrenplatz angewiesen wird. Während noch Anordnungen getroffen werden, fragt der Guru über die Möglichkeit, Christum, der doch im Himmel sei, kennen zu lernen. Mögling erklärt dies aus der Kraft des Schriftworts und der Erfahrung der Sündenvergebung, die allerdings späteres Sündigen nicht ausschließe, aber zu reuiger Umkehr plage. „Das ist schön, das ist wahr!“ sagt der Guru und will schon Aehnliches verspürt haben. — Nun ist das Haus voll im untern und obern Stock, wie im Hof, und der Schastri beginnt seinen Gesang unter Instrumentalbegleitung. Lange wird nun ein fast unverständliches Gedicht recitirt mit Erklärungen; dann begann unter Klatschen und Pauken der Schlußgesang, worauf ein ergreifend vorgetragenes Loblied auf Siwa Alles entzückte. Mögling bedankte sich, zog seine Schuhe an und kehrte ins Rasthaus zurück, begleitet

von einem Fackelträger und andern, die sich mit seinen Büchern und dem üblichen Geschenk von Früchten und Konfekt für ihn beladen hatten. — Der nächste Tag ward mit Verhandlungen über das Gehörte, Vorlesungen über 1 Mos. 1—3 und Röm. 5, einer Straßenpredigt, der Recitation von weiteren Gesängen 2c. 2c. ausgefüllt. Zum Schluß beschenkte der Guru den Missionar mit einer Kokosnuß, was für eine hohe Ehre gilt.

Doch die Tage dieser Wirksamkeit im Oberlande waren nun vorüber. Nicht hier, sondern in Kanara sollte Mögling sein Hauptgeschäft verrichten. Am 10. Juli verließ er seine beiden Brüder, als ihr Bevollmächtigter für die Generalkonferenz in Mangalur.

3. Emilie Hörnle und Gottfried Weigle.

Kehren wir ins Pfarrhaus am Fuß der Alb zurück, das nun eine gastliche Herberge für alle Missionare und Missionsfreunde geworden war, ja als eine Art Missionshaus unofficieller Art allerhand Segen ausströmte. Es begreift sich, daß der Erstgeborene dort fortwährend die erste Stelle einnahm; auch lechzte er im fernen Indien nach keiner Labung so sehr als nach Briefen der Eltern und Geschwister. Wie tief schnitten Todesnachrichten ein, die sich gerade jetzt häuften; wie sehr verlangte Herrmann nach dem ersten Zeichen von Umkehr in den Herzen der Nächststehenden, vor allen seines Theodors! Manches Gewünschte traf ein, manchmal auch ganz Unerwartetes.

Eines Abends, es war noch im Herbst 1837, wanderten drei Freunde dem lieben Pfarrhaus zu. Der eine von ihnen, Gottlieb Hörnle, hatte 5 Jahre lang in Schuscha unter Armeniern und Persern das Wort verkündigt, jetzt war er nach Agra in Ostindien bestimmt, wohin er in

einigen Monaten abgehen sollte. Er besprach mit Gottfried Weigle (und Walker) eine wichtige Frage, deren Lösung in Mössingen gesucht wurde. Man nahm die Gäste mit der gewohnten Liebe auf und nach dem Verkehr weniger Stunden fühlte sich der Fremdling hier zu Hause. Am folgenden Morgen trat er vor den Hausvater und bat um die Hand seiner Emilie.

Sie hatte längst gewünscht, in den Missionsdienst ausziehen zu dürfen. Könnte sie nicht unter dem Schutz einer Missionarsfamilie nach Indien reisen und dort die Kleinen unterrichten? Der Vater hatte das abgewiesen, und als ihre Bitten dringender wurden, halblachend geantwortet: „wenn Dich ein Missionar zur Frau haben will, so habe ich nichts einzuwenden.“ Nun war der Missionar da. Sie wollte aus dem Munde der Eltern die Entscheidung vernehmen, allein ihr Erröthen ließ vermuthen, daß das Ja sie kein Opfer kosten würde.

Mit tiefbewegtem Herzen segnete der Vater den Ehebund des geliebten Paares vor versammelter Gemeinde ein. Und am 30. März 1838 reisten die beiden nach London ab, von den Eltern nach Hechingen auf den Eilwagen begleitet. In Portsmouth hörten sie noch, daß ihnen ein Brüderchen geboren sei. Dann hofften sie, in Madras den Bruder Herrmann zu sehen, aber ihm war's unmöglich von seiner Arbeit abzukommen. Nach heftigem Sturme, der das Schiff zerschellte, auf welchem sie zuerst sich Plätze gemiethet hatten, landeten sie in Kalkutta. Dann gings — zur Arbeit an 200 Waisen — nach Agra, wo auch Pfander sich ihnen anschloß und seine beste Kraft verzehrte. Den Hörnle war eine lange Thätigkeit in Nordindien beschieden. Oft hat Herrmann eine Reise nach Agra in seine Plane zu verweben gesucht, ohne daß es sich machen ließ. Zweimal suchte er Erholung in Europa, zweimal kamen

auch die Hörnle zurück, ohne daß es sich zu einem Wiedersehen fügte. Erst 1881, als er auf dem Sterbebette in Eßlingen lag, sah ihn die zurückgekehrte Schwester mit ihrem Gatten; ob der Todmüde sie noch erkannte, blieb zweifelhaft. —

In demselben Jahre, wie Schwester Emilie, trat auch Gottfried Hartmann Weigle, Herrmanns Halbbruder, in den Missionsdienst ein. Er war am 1. Juli 1816 im Pfarrhaus zu Zell geboren und wurde von frühster Jugend an von den trefflichen Eltern zum Herrn gewiesen. „Ernst und Milde waren in der Erziehung so vereint, daß es schon dem Knaben nicht verborgen sein konnte, daß die Eltern sein wahres Bestes wollen und dieses eben im Suchen und Finden des Heilandes bestehe.“ In Gottfried vereinigten sich die Biederkeit des würdigen, aber äußerst bescheidenen Vaters mit der Reizbarkeit und den Talenten der Mutter. Den ersten Unterricht genoß er bei seinem ebenso gelehrten als erleuchteten Vater, bis dessen vermehrte Geschäfte ihn nöthigten, den Sohn in öffentliche Schulen zu geben. Zuerst kam er 1825 in die Pflege seiner Großeltern Werner in Stuttgart, dann nach dem Tode des Großvaters in das andere großelterliche Haus (der Weigle) in Ludwigsburg. Da lag er an den Masern krank, als seine Mutter starb 17. Dec. 1826; so konnte er sie nicht mehr sehen, aber ihr Vermächtniß in dem Wort „die Furcht des Herrn ist aller Weisheit Anfang“ blieb ihm eine wirksam mahnende Stimme. Mit Rathen und Ermahnen, besonders aber mit der fernwirkenden Macht des Gebets begleitete ihn der Vater durch seine ganze Lernzeit, während er in den Ferien sich gern zum Mitlernen verjüngte. Präceptor Wolbold in Sindelfingen verstand es dann 1827 die Kräfte des begabten, aber oft trägen Knaben ernster anzustrengen und eine beharrliche Lust sowohl für klassische Studien

als für Musik in ihm zu erwecken. Nun begann aber 1828 ein neues Leben im elterlichen Hause mit dem Eintritt einer neuen Mutter, Henriette (S. 87). Schon am ersten Tage hatte ihre Freundlichkeit die Herzen der Kinder gewonnen; neben hingebender Liebe besaß sie auch heilsame Festigkeit. Sie brachte den Sohn in das Haus des frommen und gelehrten Dr. Wurm in Nürtingen, wo er sofort als Kind des Hauses angesehen und erzogen wurde. Der Vater selbst konfirmirte ihn April 1830 uud reichte ihm das erste Abendmahl; von nun an dem Herrn zu leben, war Gottfrieds ernstlicher Wille. Als ihm in jenem Sommer zwei Jugendfreunde starben, bat er den Vater in einem ausführlichen Briefe, ihn doch ins Missionshaus zu verbringen, damit er aller Zerstreuung entrückt, sich für den Dienst des Herrn vorbereite. Der Vater antwortete natürlich abweisend; sei er erst ein wahrhaft christlicher Jüngling geworden, so könne ihn Gott immer noch zum Missionar machen.

Gottfried trat also in das Seminar zu Urach ein. Ein wunderliches Gemisch von Frömmigkeit und Eigenwillen, von Leichtsinn, Trägheit und reuigem Insichgehen bezeichnet seine ersten Jahre. Dann aber traf er mit Hörnle in Ludwigsburg zusammen, hörte ihn predigen über Offenb. 3, 20 und wohnte 2. Mai 1832 dem Abschied dieses künftigen Schwagers bei, welcher ihm einen tiefen Eindruck hinterließ. Seine Kameraden wußten nun alle, daß er einmal Missionar werden wolle, aber die rechte Lust dazu war ihm bereits vergangen; das Gebet wurde vergessen. Er konnte in wunderlicher Weise sich auf die künftigen Strapazen vorbereiten; einmal soll er zerstoßenes Glas verschluckt haben, als auch dazu dienlich. Eine unbändige Reiselust kam über ihn, gerade da ihm das Reisen versagt war. So mußte er sich mit Reisebeschreibungen und Phan-

tasiereisen begnügen, zu denen sich bald die Freude an fremden Sprachen gesellte. Fast alle europäischen Sprachen wurden nacheinander bewältigt; daneben erging sich der Geist in der Zauberwelt vielsprachiger Dichtung. War er erst für Schiller begeistert, so warf er sich nun (Winter 1833) auf die Schriften Goethe's. Wohl führte ihn ein frommer Handwerker, den er hochachten gelernt hatte, je und je auf bessere Gedanken zurück; als ein Freund auf den Tod erkrankte, hat er — zum ersten Mal — mit einem andern Freunde am Tage der Krisis sich zum Gebet vereinigt, und es wurde erhört. Am tiefsten schnitten die Briefe des Vaters ein. Der rief ihm, wie Bengel seinen alumnis jeden Tag gethan, das Wort zu: colligite animas (sammelt eure Seelen)! Er legte ihm die Frage vor: „Ob und wie ein Jüngling, der drei Jahre in einem vaterländischen Seminar zugebracht hat, das Gleichniß Luk. 13, 6 ff. zweckmäßig auf sich anwenden könne?“ u. s. w. Da ruft der Herr den treuen Knecht zu sich, 15. Juli 1834.

Auf dem Sterbebett sagte er zu seinem Gottfried: „Wachse in der allein seligmachenden Erkenntniß unseres hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi, in Ihm habe ich die letzte Hälfte meines Lebens gelebt und sterbe jetzt auch hoffnungsreich in Ihm. Das ist Erfahrung.“ Dann übergab er ihn der Mutter mit den Worten: „Weib, siehe das ist dein Sohn,“ und zum Sohne sprach er: „Das ist deine Mutter.“ Es war das Siegel der schon längst in beiden Herzen tief gefühlten Liebe. Aber wenn auch Gottfried über sich selbst weinte, wenn er auch vor dem eigentlichen Unglauben bewahrt blieb, „statt eines kräftigen Eifers war nur die lässigste Schwäche da. Während ich der Mutter eine Stütze sein sollte, blieb ich ein vom Wind hin und her gewehtes Rohr: ein wankelmüthiger, sinnlicher, selbstischer, überall zerstreuter Mensch.“

„Nun bezog ich die Universität, 18. Oktober 1834. Merkwürdig genug konnte für mich sein, daß der Nämliche, der ein Jahr vorher mir Lust gemacht hatte, Goethe zu lesen, nun mir das Evangelium von Buße und Glauben predigte am Tage meines Eintritts in das Seminar. Er war seitdem durch die Kraft Gottes gesund geworden. Es ist mein theurer Bruder Gundert. Ein Zeichen folgte auf's andere. Ich lernte auch Herrmann Mögling kennen, der eben von der Universität abgegangen war.“ Es war in einem Dorfwirthshaus, wo der Vikar in Pfarrgeschäften eingekehrt war, November 1834, daß die beiden sich zum erstenmal sahen. „Der Geist Gottes, sagt Mögling, hatte ein Gnadenwerk in mir begonnen, aber ich war nur darauf bedacht, die Schärfe des Schwertes von mir abzuwenden; ich erstickte das stille sanfte Sausen in geräuschvoller Lustbarkeit, so oft ich entsprechende Gesellschaft fand. Weigle wurde mir bei einer Flasche Wein von einem der älteren Genossen unseres ästhetischen Vereines (H. Kurz) als vielversprechender talentvoller Neuling vorgestellt, und ich als Senior jener edlen Brüderschaft bezeugte ihm mein Wohlgefallen. Der gute Gottfried sah etwas verlegen aus und entfernte sich nach einer Weile.“

Dann aber sah Gottfried „den neugebornen und von erquickendem Leben erfüllten“ während seines Examens (S. 73) täglich und hörte sein erstes Zeugniß in der Schloßkirche. „Da ging mir das Herz auf. Der sel. Dr. Steudel hatte mir so zart als ernst an's Herz geredet und mich auf das Gefährliche meiner ästhetischen Studien aufmerksam gemacht. Ich wollte mich nun schriftlich an Mögling wenden, daß er mir aus meinem elenden Herzenszustand heraushelfe; während der Entschluß reifte, war er nach Basel abgereist. Dort durfte ich ihn bald besuchen, 2. bis 7. Oktober 1835. Mein Herz wurde bezwungen: ich mußte Gott die Ehre

geben und bekennen, daß all mein Treiben bis daher sündlich und eitel gewesen sei. Der in träger wollüstiger Ruhe sich wiegende Geist hatte allen Eifer zu ernstem Geschäft verloren; unberufenes Dichten hatte mich vollends zu einem nach Gefühlen haschenden, mit schönen Worten sich zierenden Menschen gemacht. Nun schloß ich mich an die Gemeinschaft gläubiger Studenten an, mit deren Gliedern ich schon früher in äußerem Verkehr gestanden war; einige hatte ich durch mein Christus und Belial vermittelndes halbes Wesen geärgert, andere, wie der nach Indien abgereiste Gundert, hatten mir ans Herz geredet. Ich verbrannte nun meine Gedichte. Aber bis ich den freudigen Zutritt zum himmlischen Vater und Gewißheit der Vergebung meiner Sünden erlangen konnte, hatte ich viel Kampf; allmählich durfte ich sprechen lernen: Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth. Besonders wichtig war für mich das Gnadenwunder der Bekehrung und seligen Vollendung meines lieben Freundes H. Günzler, und zu gleicher Zeit die Verbindung meiner Mutter mit Pfarrer Mögling (November 1835). Damit trat ich wieder zu einem treuen Vater in Kindesrecht und Kindespflicht, gewann sechs neue Geschwister, voran meinen lieben Herrmann und kam in ein gesegnetes Verhältniß zu zwei Gemeinden. In Mössingen haben mir dann drei geliebte Schwestern vor ihrem Ende alle laut gepredigt von dem einzigen, aber gewissen Heil in Christo."

Als Herrmann am 6. Jan. 1836 ordinirt wurde, trat Gottfried Abends zu ihm, drückte ihm die Hand und sagte: „Es ist im Reinen; wenn es der Wille Gottes ist, folge ich Dir nach Indien, sobald ich meine Studien vollendet habe." Er hatte noch drei Studienjahre vor sich. Mit Eifer warf er sich nun auf die Theologie; bei Ewald lernte er Arabisch, Persisch und Sanskrit; auch die neueren Sprachen

wurden nicht ganz bei Seite gelegt. Die Naturwissenschaften zogen ihn gleichfalls an, er hörte Vorlesungen über Anatomie des Menschen und vergleichende Anatomie. Die nächsten Freunde verwunderten sich, wurden wohl auch bedenklich über die bunte Vervielfältigung seiner Studien. Hatte er einen vorgeschriebenen Aufsatz zu machen, so fuhr er in seinen Spracharbeiten fort bis zum letzten Abend, setzte sich dann hin und schrieb ihn die Nacht hindurch nieder, daß er am Morgen zum Abgeben fertig dalag. Dennoch heftete er immer fester seine Augen auf das vorgesteckte Ziel. Im Febr. 1838 bot er sich der Missionskommittee in Basel an, als einen geringen, dem christlichen Alter nach wahrhaft unmündigen, bald schwachen und trägen, bald wieder hochmüthigen Menschen, welcher der Gnade des Herrn und ernstlicher Zucht und Aufsicht menschlicher Väter sehr bedürfe. Sein Vater wünsche, daß er jetzt schon nach Basel käme, was ihm aber voreilig scheine. Doch bitte er um Rathschläge für sein weiteres Studium. Er halte die Hoffnung fest, nach Indien gesandt zu werden, um unter der Leitung seines Bruders vor Irrgängen bewahrt zu bleiben und in enger Verbindung mit ihm desto rüstiger das Heil seiner Seele und der ihm Anvertrauten zu wirken.

Natürlich war ein solcher Mann in Basel willkommen, doch vollendete er noch sein letztes Studienjahr in Tübingen, wo er Oehler über indische Religion und Philosophie hörte, im Spital medicinischen Uebungen anwohnte und außerdem bei Predigern und in Schulen vikarirte. Mit seltenen Kenntnissen ausgestattet, verließ er nach wohlbestandenem Examen die Universität und trat 1. Nov. 1838 in das Missionshaus ein, in welchem er zunächst ebräische Exegese lehrte, aber unter den Brüdern wohnte. Der Tod seines väterlichen Freundes, des Insp. Blumhardt (19. Dez. 1838)

und ein längeres Interregnum legten ihm noch weitere Unterrichtsfächer auf.

Einmal gab es auch eine willkommene längere Unterbrechung, im Juni 1839. Die Gattin des Missionars Isenberg sollte wegen Krankheit aus Aegypten zurückkehren; es wurde für nöthig befunden, ihr einen Begleiter nach Marseille entgegenzuschicken und Weigle wurde dazu gewählt. Wie wohl that ihm die freundliche Aufnahme bei Brüdern in Genf, Lyon, Nismes, Montpellier, Cette. Er hielt da und dort deutsche, schon auch französische Bibel- und Missionsstunden, mußte dann aber in Marseille unerwartet lange warten; da sammelt er Muscheln am Strand und lernt im Naturalienkabinet präpariren, besucht auch Erziehungsanstalten, besieht sich Toulon, schaut nach den Dampfern aus ꝛc. ꝛc., wird aber doch nachgerade des geschäftlosen Lebens müde. „Die Christen zeigen meinem schlechten Französisch gegenüber eine Steifheit, die mich verwirrt, dann bedauern sie mich auf eine Weise, die meiner Eitelkeit nicht wohl thut. So hat der Herr das Mittel gefunden, meinen von mir und Andern genährten Sprachenhochmuth an einer Sprache zu Fall zu bringen, die mir eigentlich von jeher zu gering war, um mit Ernst in ihr zu arbeiten. Sonst theilt sich meine Zeit so zu sagen zwischen Hungerleiden und dem Genuß von Leckerbissen, die viel kosten und doch nicht sättigen. Da habe ich mich schon oft geprüft, ob nicht mein Vorwitz und die alte böse Reiselust hier gestraft wird an mir.“ Unverrichteter Dinge, und doch wesentlich vorbereitet auf die mancherlei Enttäuschungen des Missionsberufs, die vielversprechenden Anfänge, geduldübenden Fortgänge und schmal zusammenschrumpfenden Ergebnisse, kehrte er im August nach Basel zurück. Im Herbste aber reiste er mit vier Missionaren über England nach Indien ab, begleitet von den Segnungen

und Gebeten der treuen Eltern, die ihn auf Erden nicht mehr sehen sollten. Ein großes Geschenk war es für sie, wie für die Kinder, daß nun eine monatliche Postverbindung durch Dampferlinien ins Leben trat, welche den früher so langsamen und prekären Briefverkehr belebte und sicherte. Herrmann aber hüpft vor Freuden über seinen Bruder: „Je länger ich in Indien bin, desto mehr schätze ich Vorkenntnisse, die ein Missionar ins Arbeitsfeld mitbringt. Wie oft habe ich schon über die in Tübingen verlorene Zeit geseufzt!"

4. Die erste Generalkonferenz.

Mitten im Monsun 1838 unternahm Mögling die Reise von Dharwar nach Mangalur. „Ich kaufte mir für sie ein Pferdchen um 46 Mark, das mir gute Dienste that, aber trotz dieser Hilfe war der Marsch sehr beschwerlich. Eine Woche lang hatte ich schreckliches Wetter; ein paar Tage reiste ich wie in Wolken, wurde mit Allem, was ich bei mir hatte, durch und durch naß. Eines Tags, nach einem achtstündigen Ritt von Morgens 1 Uhr an, kam ich auf den Bergabhang heraus, wo ich auf einer gepflasterten langen Steige in eine „Bergstadt" hinunter zu steigen hatte, die mich ganz lebhaft an Wildberg erinnerte, besonders da auch tief unten im Thal sich ein Fluß hinzog. Als ich hinunter kam, führten sie mich in ein altes Lingaiten-Kloster, welches mir dann für Reuthin galt. Die Sonne, die mich jetzt gewaltig stach, ließ mich übrigens nicht vergessen, daß ich nicht auf vaterländischem Boden stand. Am 16. Tage (24. Juli) kam ich doch wohlbehalten in Mangalur an."

Mögling brachte den Grundriß einer Verfassung mit, welcher nun gemeinschaftlich berathen wurde. Er drang damit durch, sofern sich alle Missionare verbanden, das

Missionswerk als ein gemeinschaftliches zu betreiben. Besoldung sollte keiner haben; ein Maximum des Bedarfs, 1600 Mark jährlich für den ledigen Bruder, wurde festgesetzt. Für diejenigen, welche heirathen wollen, war auch gesorgt. Uebrigens meinte Mögling noch, es wäre zwar ein Gewinn, wenn auf jeder Station eine Missionsfrau einträte; doch mehr als eine hielt er für zuviel. Jedenfalls aber dürfte keinem Missionar durch Erschwerung seiner Bitte ein Art Cölibat aufgelegt werden. Im Uebrigen war die Verfassung, welche zu Stande kam, ein allzu künstliches, ausgezirkeltes Werk, als daß sie ein langes Leben gehabt hätte; die Kommittee ersetzte sie durch einfachere Bestimmungen.

Dennoch hat diese erste Generalkonferenz gute Früchte getragen. Das Erziehungsinstitut in Mangalur, welches die künftigen Missionsgehilfen bilden sollte, wurde Mögling übergeben, der somit an Ort und Stelle zu verbleiben hatte. Hebich sollte dafür nach Dharwar ziehen, wozu ihm Mögling sein Pferdchen abtrat. Dieser quartirte sich sogleich bei den 21 Knaben ein, gewöhnte sie an eine feste Ordnung, lehrte nicht blos, sondern lebte, spielte und turnte auch mit ihnen, so daß sie schnell an ihn anhänglich wurden. Er fand sie für das Gute so empfänglich als deutsche Kinder und dabei entschieden lenksamer. Sonntags predigte er den Engländern, und zweimal in der Woche den Heiden des Bazars. „Hebich wird nun eine Niederlassung in Hubli vorbereiten. Wir sollten noch ein Duzend Brüder für dieses Land erhalten: sind wir einmal etliche zwanzig und haben wir eine Schaar bekehrter Gehilfen, dann können wir das Land von einem Ende zum andern mit dem Namen unseres Heilandes erfüllen. O wenn nur einmal die Todten in Tübingen aufzustehen anfingen!"

Eben jetzt erspähte Mögling die Gelegenheit, auch mich

zu fangen. Ich war nach längerem Aufenthalt bei Missionar Groves in Tschittur einem Rufe der deutschen Brüder nach Tinneweli gefolgt, welche sich durch Rhenius Tod (5. Juli 1838) sehr geschwächt fühlten und wenig Aussicht hatten, europäische Mitarbeiter zu gewinnen. Ihrem Wunsche gemäß verheirathete ich mich — trotz Möglings Warnung — und zog hinab nach Palamkotta. Da sie aber ihr Werk ohne Anschluß an die englisch-kirchliche Mission nicht halten zu können glaubten, ich dagegen nicht zu dieser übertreten mochte, war ich verfügbar. Alsbald wirkte Mögling bei der Generalkonferenz einen förmlichen Beschluß aus (25. Aug.), mich einzuladen, sogleich in ihre Missionsgemeinschaft einzutreten. „Nun, lieber Bruder, Du siehst, ich habe schon über ein Jahr an Dir gezogen und Du hast nicht gewollt. Jetzt stehen noch meine Brüder bei mir und der Herr hat Dir die Thür aufgethan, so komm!" Ich kam, ohne mir Gedanken zu machen über die Befugniß der Generalkonferenz, in so autoritativer Weise zu verfahren; mehr Bedenken hatte mir der Wechsel des Sprachgebiets gemacht. Auf des neuen Inspektors, W. Hoffmann, Empfehlung hin nahm mich die Kommittee nachträglich in die Zahl der Heidenboten auf; jedoch ausdrücklich als Ausnahme von der Regel. Den Verweis für den vorgreiflichen Schritt ließ Mögling sich gern gefallen: „Ich lobe den Namen des Herrn, daß Er mir Gnade gegeben hat, Dich herüberzuziehen."

Nach einer dreimonatlichen Hochzeitsreise fuhr ich am Morgen des 2. Nov. 1838 in die Flußmündung vor Mangalur ein und eilte in das dem Ufer nahe Missionshaus. Lösch und Greiner begrüßten mich und meine Frau. „Aber wo ist Mögling?" — „Der liegt gefährlich krank; wir müssen leise reden." — Ich wagte aber doch in sein Zimmer zu schleichen und setzte mich leise an sein Bett. Da erwachte

er, umschlang mich und sagte lachend: So nun ist Alles gut. Trotz unseres Widerredens stand er sogleich auf und rüstete sich zu einer Tagesarbeit. Er erzählt seinen Eltern: „In der Nacht vor Gunderts Eintreffen hatte ich einen so heftigen Kolikanfall, daß ich dachte, er werde zu spät kommen, um mich noch zu sehen. Der Anfall war aber eben so kurz als heftig, so daß ich bald wieder in meine regelmäßige Arbeit eintreten konnte. Der Arzt gab mir in jener Nacht 20 Gran Quecksilber und eine gewaltige Dose Opium ohne merkliche Wirkung, bis endlich ein fast heißes Klystier die Entzündung brach. Ich gestehe, ich würde nicht gern jetzt schon sterben, nicht als ob ich dächte, der Herr bedürfe meines Dienstes, auch nicht als ob ich meinte, nach längerer Arbeit brauchte ich weniger der Gnade und Barmherzigkeit, um selig zu werden; allein doch würde es mir schwer fallen, von dem erst angefangenen Werk abzutreten; auch fühle ich, wie viel Läuterung und Hitze der Trübsal des Herrn Werk in mir bedarf, um von den Schlacken meines eigenen Wesens gereinigt zu werden. Betet für mich, daß unser Herr Jesus mir Gnade und Eifer schenke, meine Tage nicht zu verträumen, sondern als ein Mitarbeiter Gottes meine Zeit auszukaufen und mit Furcht und Zittern meine Seligkeit zu schaffen."

„Ueber die Ankunft des lieben Gunderts und seiner Frau bin ich voll Freuden. Nun stehe ich nicht mehr allein, sondern habe einen Bruder, mit dem ich über Alles, ohne Furcht mißverstanden zu werden, mit voller Freiheit sprechen kann. Seine Frau scheint eine sehr einfache, demüthige, dabei kluge und eifrige Missionsfrau zu sein, die mich beinahe mit dem Schritt Gunderts, der mir anfangs sehr wehe that, aussöhnte. Sie hat bereits unser Hauswesen übernommen und einen Anfang mit einer Mädchenschule gemacht. Die Weiber unserer Katechisten

haben nun auch jemand gefunden, der ihnen Rath und Unterricht geben kann. Gundert lernt kanaresisch, kann aber mit seinem Tamil auch unsern Knaben schon dienen, da das die Muttersprache der meisten ist.“

Da Mögling jetzt von Mangalur abkommen konnte, drängte es ihn (16. November) durch einen Besuch in Bombay unsere Mission den dortigen Freunden in gutes Gedächtniß zu bringen und Beiträge zu sammeln. Auch hoffte er daselbst fünf neue Mitarbeiter zu treffen, die am 15. Juli sich in England eingeschifft hatten: nach Bombay wollten wenigstens sie gehen, wenn auch ein unberufener Missionsmann dem Kapitän eingeschärft hatte, sie doch ja in Mangalur oder Goa zu landen. Von so engherziger Politik war der edle J. Wilson weit entfernt: er nahm Mögling nicht nur in's Haus auf, sondern empfahl die kanaresische Mission in seinem Blatt wie in seiner schottischen Kirche und ließ den Deutschen von seinem Werke berichten und dafür kollektiren. Farish war jetzt Gouverneur geworden; er gab sogleich 2000 Mark. Andere Freunde strengten sich gleichfalls an, da Mögling kein Geheimniß daraus machte, daß indische Beiträge ein sicheres Mittel seien, neuen Zuschuß von deutschen Brüdern in das geistesarme Land zu bringen. Doch das Jahr eilte zu Ende, das Schiff Mermaid erschien nicht. Nach eingehender Umschau in den Missionen, aus welcher ihm besonders das Examen von 400 Mädchen der schottischen Schulen in wirksamer Erinnerung blieb, segelte er mit neuen Lehrmitteln ausgerüstet nach Mangalur zurück. Nach Jahren, hoffte er, dürfte sich's empfehlen, einen Missionsbruder in Bombay zu stationiren, der dort Arbeit genug fände und zugleich einen Kanal zwischen unserem Werk und den englischen Missionskreisen bildete, um uns in den Besitz der vielfältigen Erfahrungen älterer und größerer Missionen zu setzen.

Als Mögling am 15. Januar 1839 in Mangalur landete, fand er die fünf neuen Missionare eben angekommen und noch in der Begrüßung begriffen. Darunter waren Dehlinger und Hiller ihm von Basel her besonders vertraut, Essig und Sutter als strebsame Zöglinge bekannt; ihnen allen widmete er sich jetzt, ihre Sprachstudien zu leiten, sie auf Spaziergänge und Straßenpredigten mitzunehmen und in die Aufgaben des Werkes einzuführen. So hat er denn alle Hände voll zu thun, denn seine Knaben dürfen um Alles nicht vernachlässigt werden.

5. Ein Gährungsjahr.

Eben jetzt aber verminderten sich auch die Arbeitskräfte auf der Station, indem sich in Malabar eine neue Thüre öffnete. „Wir haben ein schönes Missionshaus in Talatscheri, 40 Stunden im Süden von hier, von einem kürzlich bekehrten englischen Richter zum Geschenk erhalten, was uns veranlaßt, den lieben Gundert, welcher durch seine Kenntniß des Tamil schon sehr gut vorbereitet ist für die Arbeit im Gebiet des verwandten Malayalam, dorthin zu senden. Seit seine Frau unser Hauswesen in Ordnung gebracht hat, sehen wir ein, wie sehr eine gute Frau unserer hiesigen Station zu Statten käme. Wenn nicht wieder die alte Unordnung einreißen soll, die in Indien Geld kostet, so brauchen wir eine Missionsschwester.“ Daher bittet Mögling seine Eltern, dem Bruder Greiner eine Frau zu suchen. Sie haben den Auftrag treulich besorgt; eine ruhige, verständige und glaubensstarke Jungfrau wurde gefunden, im Pfarrhaus für ihren Beruf vorbereitet und als Adoptivkind angenommen, ehe sie nach Mangalur abging.

Ein anderer Wunsch Mögling's wurde nicht erfüllt. Er lud G. Oehler nach Indien ein; denn „eine ausge-

breitete Mission, wie die unsrige zu werden verspricht, hat größere Bedürfnisse, als man bei oberflächlichem Besinnen einsieht. Von mir ist schwerlich irgend eine wissenschaftliche Arbeit zu erwarten; dazu bin ich zu dürftig vorbereitet, und die Menschen lassen mich nicht an die Bücher kommen. Was etwa von Zeit übrig bleibt, werde ich etwa mit Schreiben von Traktaten und Schulbüchern verbrauchen. Gundert wird sich wohl besser halten; aber für mehrere Jahre wird er auf der neuen Missionsstelle kaum recht zur Besinnung kommen können, so viel Arbeit, vielleicht auch Kampf für die Sklaven in jener Gegend wartet auf ihn. Wir sollten zum mindesten einen Bruder haben, der wissenschaftliche Arbeiten zu seiner Hauptaufgabe machen, der Gold und Silber in den Bergwerken des indischen Alterthums nachgraben und es für unsern gemeinsamen Gebrauch in gute Münze verwandeln könnte. Ein solcher Berghauptmann und Münzmeister wäre der liebe Oehler. Auch für die Leute zu Hause könnte er wohl mehr thun, als wenn er daheim sitzen bliebe. Ich meine, wir müssen ihn haben. Betet mit mir darum!"

„Im April 1839 ging Gundert nach Talatscheri ab; auch wieder gegen mein Herz, nach welchem ich eben lernen muß nicht viel zu fragen. Dehlinger wurde ihm beigegeben, ist aber durch Kränklichkeit schon wieder weggetrieben worden. Bald nach der Ankunft der lieben Geschwister auf der neuen Station sind sie durch die Geburt eines Sohnes erfreut worden. Eingeladen von Gundert, weil es Manches in Talatscheri zu rathen und einzurichten gab, reiste ich hinab, taufte den neuen lieben Herrmann am 28. April und hielt mich noch weitere acht Tage dort auf. Dann nahm ich den lieben Dehlinger mit herauf, der sich im Oberlande erholen soll.

„Nun arbeite ich an einem englischen Bericht über

unsere Mission, den wir in Bombay drucken lassen. Dürften wir wohl unserem König ein Exemplar schicken? Ich muß ja um Verlängerung meines Urlaubs bitten." Er schickte bald darauf für den König von Württemberg einen ausführlichen Bericht über die Mission nach Basel, weil er hoffte, ein solcher dürfte eine freundliche Aufnahme finden.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese Vervielfältigung der Arbeiten und Bestrebungen den jungen Missionar aus dem ruhigen Gleichgewicht brachte. Es gährte gewaltig in ihm, besonders an seinem Geburtstag. Er fühlte sich berufen, zu freier ungehemmter Thätigkeit durchzubrechen und die drei jüngeren Missionare, die bei ihm die Sprache lernten, zu gleichem Vorwärtsschreiten zu ermuthigen. Er nahm sie mit auf den Bazar und ermuthigte sie, selbst auch einige Worte zu reden; er begeisterte sie für den Gedanken, möglichst herunterzusteigen zu den Eingeborenen. Darüber wurde dem älteren Mitarbeiter so unwohl, daß er die Station verließ, auf der er doch eben den Anfang eines Gemeinleins gesammelt hatte durch die Taufe von fünf Erstlingen. Es kam nun zu einer gründlichen Reformation, ja Revolution. Die größte Einfachheit wurde eingeführt, am Ende gar „der Missionspalast" vermiethet, um ein Bramahnenhäuschen, das wohlfeil zu haben war (24′ lang und 18′ breit), mit den Anstaltsknaben zu beziehen. Da schlief Mögling in ihrer Mitte auf einem Teppich, aß Morgens und Mittags ihren Reis, während er Abends Thee trank, und lehrte sie im Höflein, geschützt durch eine übergespannte Matte. Der überflüssig scheinende Hausrath aber wurde frischweg versteigert.

Er hielt zuletzt für möglich, mit der Besoldung eines Schulmeisters (80 Mark per Monat) zu reichen. Dann hätte er das Recht, gleiche Niedrigkeit von den Kirchengliedern und der zu erziehenden Jugend zu fordern und

die Mission käme nicht in Gefahr, eine Geldmission zu werden. „Denn wie soll unter jetzigen Umständen ein Heide erkennen, daß wir um des Evangeliums willen eine Verläugnung auf uns nehmen? Und wie sollen die jungen Christen aus ihrem irdischen bequemen Sinne herausgebracht werden? Warum hat Indien nach hundertjähriger Missionsarbeit noch keine selbständige Gemeinde? Wie steckt einen doch der Schlendrian an! Man meint, das Klima bringe einen um, sorgt für Essen, Trinken und Rauchen, geht unter die Leute, wenn es kühl ist, reist zu Zeiten. Aber das Herz ist lau, die Füße nicht rüstig zum Lauf, die Hände lässig. Werden solche Herren ein Volk bekehren? Irgendwie und irgendwo will ich wenigstens dem Herrn, meinem Gott, ehrlich und vernünftig dienen." Es regten sich geheime Hoffnungen, daß auf dem Wege der Selbsterniedrigung neue, wunderbare Kräfte verliehen werden könnten.

Nun, es war eine halbjährige Gährungszeit, in welcher viel gebetet, aber doch nicht gehörig gewacht wurde. Denn die jüngeren Brüder waren doch so rücksichtlos vorgegangen, daß eine völlige Trennung von den ältern drohte. Darüber regten sich allmählich Bedenken und im Dezember kamen die Friedensgedanken zum Durchbruch. Dr. Häberlin, auf der Rückreise von Europa nach Kalkutta begriffen, stattete in Mangalur (Ende November) einen Besuch ab. „Das war nun einer von jenen feinen Herren Missionaren, ja ganz ein Repräsentant des englischen Missionswesens, dem ich so feind war. Ich beobachtete, hörte, sah, examinirte, verglich, berechnete. Alles stand mir auf dem Spiel. Er begleitete mich auf den Bazar und predigte auch, in Hindustani. Wenn ich ihn nicht verwerfen konnte, dann mußte ich zurück, hatte gegen unsere Brüder unrecht geurtheilt und gehandelt und war in der Benützung meines Einflusses

über die jüngeren auf einem gefährlichen Weg. Dr. Häberlin bestund in der Prüfung — ich fand ihn besonnen, gescheid, in der Gnade wurzelnd — und weiter durfte der Feind mich nicht treiben. Sobald ich ohne Eigensinn von den Zügen des Friedensgeistes mich leiten ließ, war der Sieg gewonnen. Von geringen äußeren Dingen hatte ich innere Kraft und Erfolg erwartet; ich wollte an allen Rädern treiben, weil mir keines geschwind genug lief." Zugleich warnten auch allerlei körperliche Leiden bei den neu eingetretenen Missionaren. Nachdem Mögling ein paar Monate lang sich mit den 31 Knaben im engen, heißen Häuschen aufgehalten, zog er wieder in den Missionshof zurück, entschlossen, sich mit den langsam reifenden Früchten geduldiger Säearbeit zu begnügen.

„Ich fange an, mit den hiesigen Leuten bekannt zu werden — namentlich durch abendliche Hausbesuche — und die Hoffnung, unter dem aufwachsenden Geschlecht durch Schulen etwas gründliches ausrichten zu können, wächst mit jeder Woche. In unserem Brahmanenhäuschen ist jetzt eine kanaresische Schule eingezogen, und die hiesigen Beamten haben sich dazu verstanden, auch eine englische Schule daselbst einzurichten, wofür sie bereits die nöthigen Beiträge unterschrieben haben. Schon melden sich auch Brahmanenknaben."

Es war aber doch so viel Mißtrauen unter den Brüdern gesät worden, daß Mögling unverweilt nach Dharwar reisen mußte, um durch mündliche Besprechung, namentlich mit Hebich, Alles in's Reine zu bringen. Am 25. Januar 1837 war er das erste Mal mit diesem in Dharwar angekommen, „schon innerlich entzweit, gespannt und mißtrauisch. Am 25. Januar 1840 endlich hat der Herr uns Beide in Gnaden vereinigt, und uns Freudigkeit gegeben, ein Neues anzufangen, eine Gemeinschaft auf Liebe gegründet und durch

eine Reihe bitterer Erfahrungen gesichert.“ Zusammen kehrten die Beiden nach Mangalur zurück.

Im Einzelnen hatten die Neuerer gewiß manches Richtige getroffen, die Knaben hatten durch das enge Zusammenleben mit dem geistesfrischen Lehrer nur gewonnen, die strenge Schulung war auch den Taufkandidaten wohlbekommen und die 5 im Frühjahr getauften Erstlinge waren sichtlich gewachsen. Am Pfingsttag 1840 konnte Greiner, der jetzt wieder die Leitung der Gemeinde übernommen, 20 Seelen taufen, während Mögling in den verschiedenen Schulen Arbeit an 130 jungen Herzen fand. Aber für ihn selbst schloß die Rückkehr vom Irrweg eine tiefe Demüthigung in sich. „Ich möchte mich in den Boden verkriechen, wenn ich an das Spiel denke, das der Teufel mit uns hat treiben können. Und Schauder kommt mich an bei der Erinnerung an die Abgründe, an welchen wir wie Schlafwandler auf und abspaziert sind. Schon vier Jahre verloren! Ach daß ich jetzt von neuem anfangen dürfte! Doch was hilft das Klagen! Daß ich ein unnützer Knecht bin und ein armseliger Tropf, das ist ja eine längst ausgemachte Sache. Bete für mich!“

6. Gottfrieds Ankunft.

Es nahte nun ein rechter Trost, der langersehnte Bruder. Mit 4 andern Missionaren hatte Gottfried Weigle sich erst in London umgesehen und dann 18. Febr. 1840 das Schiff bestiegen, das sie nach Indien bringen sollte. Der biskayische Meerbusen gab ihnen das erste Schauspiel eines Sturms. „Ich fühlte die Schrecken Gottes sehr schwer, und mein von Natur verzagtes Gemüth ward unter dem Einfluß der äußern Todesnähe und der innern Gerichtsangst um meiner Sünden willen, welche durch besondere

Anfechtungen zum Unglauben noch verstärkt wurde, für ein paar Tage sehr gequält. Ich war der einzige, der die ganze Zeit mit hellen Sinnen durchwachte, während die übrigen Brüder von der Seekrankheit übel geplagt wurden. So hatte ich in drei Tagen und Nächten viel Zeit und Stoff zum Denken und Ringen vor dem Herrn. In einer Nacht allein am Mast sitzend, empfahl ich meine Theuren eins ums andre dem Herrn und bat ihn, Er möge Fürbitte zu Hause für uns erwecken."

So kündigt er sich gleich als den schwachnervigen Missionar an, der er geblieben ist bis an sein frühes Ende; er hat daraus nie ein Hehl gemacht, sich aber redlich bemüht, seiner Natur zum Trotz in jeden ihm aufgetragenen Kampf einzugehen und darin zu beharren, so lang es dem Feldherrn gefiele. Am Osterfest brach wieder ein heftiger Sturm aus, der 5 Tage und Nächte fortraste. „Wir sahen Wellen von 50′ Höhe und staunten über die Macht des Herrn, die in dem empörten Elemente sich erwies, aber noch mehr über die rettende Hand, welche das arme Schifflein, das eben pfeilschnell in den gähen Abgrund hinunterfuhr, wieder sicher und leicht auf den Gipfel der drohend heranrollenden Wellen hinaufhob. Nur einmal fiel die ganze Wucht einer überschlagenden Woge auf das Verdeck mit mehr als Kanonendonner; man sah das Seitengetäfer sich biegen und der Kapitän erwartete, Alles, was über das Schiff heraufragte; werde weggebrochen sein. Aber Alles stand fest, nur ein starker Balken war zerschmettert. Den furchtbarsten Sturm hatten wir am 12. Mai; da brachen Segelstangen und der Kapitän war ziemlich erschrocken. Solche Zeiten zeigen mir zu meiner tiefen Beugung, wie wenig oder nichts ich im Angesicht des Todes bin oder habe."

Natürlich hatten solche offene Bekenntnisse zur Folge,

daß seine nervenstärkeren Begleiter dem einstigen Lehrer in nicht eben schonungsvoller Weise seinen Unglauben vorhielten. Das schob er ohne Widerrede ein. Doch ging es in diesem Bruderkreise lieblich zu; es wurde viel Hebräisch und Sanskrit getrieben, und dann hielt Gottfried seine ersten englischen Predigten, welche namentlich bei den Offizieren dankbare Aufnahme fanden. Für alle Naturerscheinungen hat er ein helles Auge; das Meeresleuchten, Medusen, Polypen, Seefedern so gut als ein Walfisch oder die wundervollen Abendröthen, Alles übt einen Reiz auf ihn und lockt zum Untersuchen und Beschreiben. Zugleich ist er der Schiffsarzt: sechs Stunden lang müht er sich mit einem durch schweren Schlag niedergeschmetterten Matrosen ab, bis es ihm gelingt ihn ins Leben zurückzubringen; dann behandelt er ihn bis zur Herstellung. Ein begegnendes Schiff ruft um Hilfe für einen Schwerkranken, und der Kapitän schickt Weigle an Bord, der dort den Schiffszimmermann in fast hoffnungsloser Bauchentzündung findet, etliche Mittel verordnet und wohlgewählte Worte des Evangeliums anbringt, die gut aufgenommen werden.

Aber es wird Juni und die Regenzeit bricht mit voller Macht über das Schiff herein. Furchtbare Gewitter entladen sich, daß der oberste Mast zerbricht; und auf Landung an der hafenlosen Küste Kanaras kann nun nicht mehr gehofft werden. Am 111. Tage (11. Juni), fuhr das Schiff in den prächtigen Hafen von Bombay ein, und sogleich nahm Herr Farish die Deutschen wie ein Bruder in seinen Palast auf. Nach etlichen Tagen wurden sie in eine Wohnung geführt, welche die englischen Freunde ausgemittelt und mit allem Nöthigen ausgestattet hatten, um die neuen Missionare den Monsun hindurch zu bewirthen.

„Am 17. Juni hörten wir, daß das große schöne Schiff Bentinck, mit dem wir zuerst fahren sollten, Angesichts

des Hafens mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist. Fürwahr ich weiß, daß ich mein Leben als Beute davon getragen habe! Und am 18. ging ein zweites Schiff unter, das wir lange dem Hafen hatten zuarbeiten gesehen; an Einem Tage wenigstens 200 Menschenleben verloren! Beim Morgenspaziergang sah ich 5 Leichname ans Ufer spülen, einen von den Klippen jämmerlich zerschellt. Hier aber verpflegt man uns wie Kinder des Hauses. Der Herr sei gelobt für Alles, was Er an uns gethan!"

Was sein Herz beim Eintritt in Indien bewegte, hat er am treusten in einem Gedicht ausgesprochen, mit dem er den zur längsten Arbeit berufenen seiner Begleiter, Mich. Fritz, an seinem Geburtstag erfreute. (Fritz ist erst 1880, gebrochen durch vierzigjährige Arbeit, in die indische Heimat zurückgekehrt.)

Meinem lieben Bruder, M. Fritz, zum 5. Juni 1840.

Es segne Dich der Herr an diesem Morgen
  Mit Gütern aus dem obern Heiligthum!
In Ihm bist sicher Du und wohl geborgen,
  Ob es auch finster würde um und um.
Im alten Jahre trug er Deine Sorgen,
  Im neuen auch ist er gewiß Dein Ruhm;
Von Seiner Kraft, Huld, Gnade, Treu und Frieden
Ist Dir ein Kindesantheil auch beschieden.

Sieh nur zurück auf das, was kaum verflossen:
  Wie herrlich führt' er Dich im letzten Jahr!
Wie hat er Dich mit Gnade übergossen,
  Wie leitet' Er Dein Los so wunderbar!
Drum sei getrost; was Du von Ihm genossen,
  Ist Dir ein Angeld für das neue Jahr.
Der Vater, der sein Kind so liebreich träget,
Der ruhet nicht, bis er's zur Ruh' geleget.

In Seinen Weinberg hat er Dich berufen,
  Vom Vaterlande fern Dich weggeführt,

(Ein Ruf, für den wir an des Thrones Stufen
Erst danken können Ihm, wie sichs gebührt).
Zu Hindus, die sich todte Götzen schufen,
Wo Aberglaub das Opferfeuer schürt, —
Wo finstre Mächte ihren Scepter schwingen,
Heißt er Dich nun sein Wort des Friedens bringen.

Er stand Dir bei im Abschied von den Deinen,
War auf der Reise Deine rechte Hand,
Ließ unverdiente Hilfe Dir erscheinen,
Da Du ihn anriefst in dem fremden Land;
Hat unter Deinem Jauchzen, Flehen, Weinen
Durchs Weltmeer eine Straße Dir gebahnt;
Hat wollen Beides, Lieblichkeit und Schrecken
Von Seiner Schöpfung Deinem Blick entdecken.

Nun stehst Du an der neuen Heimat Pforte,
Und zagend nur blickst Du in sie hinein,
Und brichst wohl aus in des Propheten Worte:
„Ach Herr, sieh, meine Lippen sind nicht rein.
„Wie soll ich Armer an des Satans Orten,
„Schwach wie ich bin, ein Herold Christi sein?
„Ach ja, will ich auf meine Schwachheit schauen,
„So muß mir vor dem großen Amte grauen.“

Doch sei getrost: wir feiern bald ein Pfingsten!
Es wehet heute noch derselbe Geist,
Der in den Aermsten, Niedrigsten, Geringsten
Am kräftigsten als göttlich Feuer sich erweist;
Der, wie die ersten, so auch uns die jüngsten
Sendboten aus dem Staub der Schwachheit reißt.
Er komme reichlich auch auf uns hernieder,
Belebe unsre matten, dürren Glieder!

Ein Pfingstgeschenk, ein heilges Geistesflammen
Das werde Dir und uns vom Herrn zu Theil!
Zum Vaterland, zu Ihm, von dem wir stammen,
Zieh er das Herz an starkem Liebesseil!

Er binde fest und fester uns zusammen
Im Glauben an sein reiches, theures Heil!
Was wir gesäet haben und begossen,
Das laß er einst zu vollen Garben sprossen!

Die neue Mannschaft mußte fast drei Monate in Bombay bleiben, bis die Schifffahrt wieder in Gang kam. Gottfried benützte diese Zeit aufs Beste, er machte sich an das Kanaresische und nippte gehörig von allen Zungen, die um ihn her erklangen, Marathi, Guzarathi und Hindustani, während er auch den Bombay-Freunden, darunter zwei neubekehrte Parsis ihm besonders theuer wurden, zu weiterer Einsicht in die Zendsprache verhalf. Der Parsi Hormasdschi schenkte ihm zum Abschied seine heilige Gürtelschnur, die bald in Dr. Barths Museum wanderte.

Am 8. Sept. war ich nach Mangalur gekommen, Mitarbeiter für Malabar in Empfang zu nehmen. Ich fand Mögling noch müde von einer eben überstandenen Augenentzündung; die Arzneien und Blutverlust hatten ihn sehr herabgestimmt, aber die Tage einsam im Bett zugebracht, hatten ihm eine früher ungekannte Ruhe geschenkt. Er hatte zuvor seinen ersten kanaresischen Traktat vollendet, darin der Schlag von Leuten, mit denen ers zu thun hatte, nach dem Leben gezeichnet war. Es war ein Versuch, eine neue Bahn zu brechen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Niemand mehr die alten Traktate lesen wollte.

Wie wir über den Traktat verhandelten, der nun auch für malajalische Leser übersetzt werden sollte, kam ein Brief vom wackern Kollektor Blair, dessen Gattin eng mit Mögling verbunden war. Derselbe kündigte an, daß er ein großes Stück Land, darauf das von den Kodagu-Rebellen im Jahr 1837 verbrannte frühere Amthaus stand, Tags zuvor (um 3400 Mark) gekauft habe und es jetzt der Mission als Geschenk anbiete. Es war das Gut Belmount,

im Volksmunde Balmatha genannt, auf gesundem Hügel gelegen mit Raum zur Ansiedlung von vielen Christen und großem Gartengrund. Es zu begehen, brauchten wir bei gutem Schritt eine starke Viertelstunde. Was mit diesem Geschenk anfangen? Das erste war, einen herzlichen Danksagungsbrief im Namen aller Brüder aufzusetzen. Das nächste aber, darauf hinzuarbeiten, daß das Institut hinaus verlegt werde. „Für unsere 40 Knaben wäre der Aufenthalt außer der Stadt auf dem großen Gute, wo sie leicht zu allerlei Arbeiten angehalten werden könnten, sehr vortheilhaft." Wenn nun auch noch mancher Einwand beseitigt werden mußte, die künftige Stätte für die Arbeit beider Brüder war schon bereitet.

Am 19. Sept. saß Mögling über der kanaresischen Grammatik des Kirschnamatscharjar, als sich ein Lärm erhob. Die 5 Missionare waren gelandet. Nach kurzer Begrüßung zeigte Mögling seinem Bruder das kanaresische Buch, welches diesen sogleich interessirte. Sie lasen zusammen weiter. „In wenig Tagen fand ich, daß er mir so viel half, als ich ihm, und ehe wir es halb durchgearbeitet hatten, stunden wir auf ziemlich gleicher Stufe. Meine Freude über das Geschenk eines solchen Mitarbeiters war unsäglich. — Je länger ich den lieben G. habe, desto lieber und — dies sage ich mit einer Art von Furcht — desto unentbehrlicher wird er mir. Barmherzigkeit sind alle Wege unseres Gottes mit uns, seine Treue überwindet unsere Untreuen durch eitel Liebe. Und so darf ich nun mit dem lieben G. zusammenleben, lernen, auch vielleicht leiden — wahrhaftig eine unverdiente Gnade." Für G. aber waren die ersten Eindrücke überwältigend. „Jetzt habe ich mehr Freudigkeit als zu Hause, ins Werk zu treten."

In wie mancherlei Weise die Brüder einander ergänzten, wäre schwer zu schildern. Gottfried war durch die Gerüchte, welche über die Wirren des Vorjahrs zu ihm gedrungen

waren, an seinem Bruder fast irre geworden, so daß er lieber nach Malabar gezogen wäre. Um so zarter schloß er sich jetzt an den Gedemüthigten an und bestrebte sich, ihn zu erquicken. Herrmann sagt: „es kommt mir vor, als habe uns der Herr recht zum Zusammenpassen zugeschnitten. Ich war innerlich so zerarbeitet und durchstürmt, daß ich mich erst an ihm als einem zweiten Ich recht sammeln und beruhigen konnte. Ich kenne Niemand, welcher so viel Einfluß erleidet von den nächsten Personen und Umständen als ich. Wiederum ist da ein Vorandrängen auf eigenem Wege so stark, daß ich zwischen beiden Extremen oft über mich selbst in Konfusion gerathe. Gott lasse mich gesunden in gemeinsamer Arbeit!"

Gewiß war Herrmann der stärkere Pol, er hatte den freieren, weiteren, kühneren Blick, von ihm gingen die meisten Entschlüsse und Thaten aus; die Umsicht und Vorsicht Gottfrieds aber, seine Freude am Detail und sein feines Gefühl für die Gemüthszustände aller irgend wie Betheiligten kamen jeder gemeinsamen Handlung zu gut. Der oft niedergeschlagene Pessimist lehnte sich doch immer zutrauensvoll an den „ewigen Hoffer" an, wie er seinen Herrmann betitelte; umgekehrt half Möglings Sporn dem abwägenden Weigle zu mancher frischen That, die er sich kaum zugetraut hätte. Zunächst wurden nun Luthers kleiner Katechismus, das württembergische Konfirmationsbüchlein, Barths biblische Geschichten, eine Liedersammlung 2c. 2c. ausgearbeitet. „Dabei hat mir G. manchen wesentlichen Dienst gethan neben dem wichtigsten, daß er mir durch Theilnahme und Liebe Muth macht zum Fortschreiten, denn hier gibts kein Stillstehen. Unsere Bibel (Uebersetzung) ist noch herzlich schlecht, unrichtig, geschmacklos; da ist noch gewaltige Arbeit."

Vater Mögling schrieb damals einem Freunde: „Welche Freude mag es bei Herrmann sein, wenn G. landet. Wohl möchte ich auch dabei sein. Aber geduldе dich, sehn=

süchtiges Vaterherz, vielleicht erlebst Du selbst noch die Freude des Wiedersehens in Indien. Wenn unsre zwei Kleinen einmal reisefähig geworden sind, dann soll uns nichts mehr aufhalten, dann ziehen auch wir dahin, wo jetzt für den Glaubensblick aus langer tiefer Nacht ein so schönes Morgenroth zu tagen beginnt." So sehr lebte sich der alternde Pfarrer in das indische Missionstreiben ein, daß er alles Ernstes dem Inspektor seine Dienste anbot. Dieser lehnte sie scherzend ab, weil Korpulenz für ein tropisches Klima nicht passe rc. rc. und bestand gleichmüthig mehr als einen Anlauf. Herrmann aber schrieb über diesen Gedanken: „Euch einmal in Indien zu sehen, wäre mir freilich die größte Freude, aber ich sehe noch eine große Kluft voll Schwierigkeiten zwischen einer solchen Vereinigung. Wenn der Herr will, so geschiehts; wenn Er nicht will, dann wollen wir auch nicht wollen." Bald wurde von dem gewagten Schritt abgesehen und dafür ein Umzug von Mössingen nach Albingen vorgenommen; dort blühte nun das heimische „Missionshaus" in Freud und Leid weiter. — Zwar regten sich noch einmal Auswanderungsgedanken bei dem phantasiereichen Vater Mögling. Man besprach sich über eine württembergische Kolonie in Palästina. Da warnten aber nicht nur die Söhne, sondern auch Samuel Gobat so eindringlich, daß der Plan der Kornthaler Brüder zu Boden fiel. Der gute Schubert hatte seine Freude daran gehabt, aber Herrmann meinte: „in solche Unternehmungen muß man sich nicht hineinpoetisiren lassen."

7. Eine Predigtreise.

Schon lange hatte Mögling nach Reiseerlaubniß gelechzt. Es zog ihn, ein Halbjahr oder doch ein paar Monate aus dem vielfältigen Getrieb herauszutreten und sie darauf zu verwenden, daß er das Land durchpredige und

auskundschafte. Jetzt war ein Begleiter aufgetaucht, wie er ihn nicht besser wünschen konnte, den alles interessirte, jedes Gestein, jedes Pflänzlein und Thierlein, doch vor Allem die Sprache und die Herzen des Volkes, dem er fortan dienen sollte. Einen Monat wenigstens sollte gereist werden.

Am 18. November 1840 nahmen die beiden Brüder den Weg unter die Füße, begleitet von zehn Trägern ihres Gepäcks und einigen ihrer Schüler; ihr Ziel war der berühmte Wallfahrtstempel auf dem Subrahmanja-Berg. Ueberall, wo Menschen waren, ließen sie sich in Gespräche ein, hörten bald klagen über die Regierung, bald die Herrlichkeit alter und neuer Tempel preisen. Heute sind es mehr vornehme Brahmanen, mit denen sie zusammentreffen, dann wieder redselige Dschainas, welche in den Erinnerungen früherer Herrschaft sich ergehen; oder gibt ein Leibeigener, der die Dämonen besorgt und sich von ihnen in Besitz nehmen läßt, Bescheid über sein elendes Handwerk. Dann begegnet man Karawanen von Ochsen oder Leuten, welche Gelübde abzutragen zum Tempel wallen. Die gleichgiltigsten sind gewöhnlich die Handelsleute. Auch bei katholischen Jungen kehrten sie ein, die unter ihren Padres lateinisch lernten und eben auch das allgemeine Lied sangen: wer heilig sei, komme in den Himmel, wer Sünde thue, in die Hölle. Ihnen wie allen übrigen wurde die neue Botschaft verkündigt, daß Sünder in den Himmel kommen.

Fehlte es auch nicht an Grobheiten, welche die Friedensboten hinnehmen mußten, so fanden sich doch auch ganz ruhige Hörer; und da und dort durften sie wirkliche Gastfreundschaft erfahren. Man räumte ihnen ein Nachtquartier ein, zeigte bereitwillig die Bilder der Dämonen, welche das Gut hüten sollten; bekannte gelegentlich, daß man von diesen „Bhutas“ niemals Gutes erwarte, sondern sie nur aus Furcht anbete, weil sie jede Vernachlässigung ihres

Dienstes rächen. Oft bekamen die Missionare freilich auch den Eindruck, daß die Leute, selbst wenn sie ein aufmerksames Gesicht zeigten, von ihrer ganzen Rede nichts verstanden. Es fehlte noch das innere Ohr.

Endlich (28. November) war der 4000′ hohe Subrahmanja-Berg erstiegen und man trat in den ungeheuren Viehmarkt, in die langen Reihen von Buden und Laubhütten, darin alle möglichen Waaren zum Verkauf ausgesetzt waren. „Der ganze Platz wimmelt von Volk der verschiedensten Zungen; der Weltentsager mit Muschel und Schüssel dreht sich, eine Melodie summend, unaufhörlich im Kreise; der Taschenspieler schlägt an eine Metallplatte, um die Leute aufmerksam zu machen auf seinen Sohn, dem scheinbar ein großes Messer durch den Hals gestoßen ist und der nun im Blut auf zierlichem Bette daliegt. Dort singt ein persischer Fakir ein Lied in seiner wohlklingenden Sprache und zeigt einen kleinen Raritätenkasten; anderswo lockt ein Marionettentheater die schaulustige Menge an. Das Getümmel der Pilgerhaufen (über 10000 an der Zahl) ist ohrenzerreißend.

„Ein Hauptakt des Festes besteht darin, daß drei Tage lang und auch bei Nacht Hunderte von Sudras, Männer und Weiber, sich fast unbekleidet auf der Straße zum Tempel wälzen. Voraus gehen Brahmanen, die auf Metallplatten eintönige Musik machen; Verwandte erleuchten die Nacht mit Fackeln oder geben in der Mittagshitze durch ein ausgespanntes Tuch dem Wälzenden etwas Schatten. Mitten im Gewitterregen des ersten Abends rollten sich manche durch das zolltiefe Wasser unter dem unaufhörlichen Gebrüll der Umsteher, die Gowinda! Hari! anriefen. Langt der mit Koth überzogene Büßer am Tempel an — manche bleiben auch ohnmächtig liegen — so darf er sich baden und tritt gereinigt, gerechtfertigt aus dem Wasser. Einer

macht sich's noch schwerer: Er legt sich platt auf den Boden, erhebt sich langsam, faltet seine Hände, erhebt sie zum Himmel, geht um seine Körperlänge vorwärts und läßt sich dann gewaltsam niederfallen, um wieder von Neuem anzufangen."

Die Missionare fanden sich im Reisebangalo fast zu weit entfernt von der Menschenmenge und gingen noch Abends im Gewitterregen durch das ungeheure Gewühl, geschwollene Bäche nicht ohne Gefahr durchschreitend, in's Amthaus (Katscheri). „Es war ein Marsch wie durch die Hölle." Im Katscheri brachten sie die Nacht zu, während Polizeidiener je und je gepackte Diebe einlieferten und in den Stock schlugen. Herrmann schlief prächtig auf seiner Matraze, während Gottfried in der kalten Nacht und dem bunten Getümmel keine Ruhe fand. Er hat sich dort sein erstes Fieber geholt.

Acht Tage lang wurde nun hier gepredigt (freilich nicht im Katscheri — das mußte schon am Morgen wieder geräumt werden); den wechselnden Scharen wurde immer dasselbe, in allerlei Variationen angeboten: Vergebung der Sünden durch Jesum Christum, als eine gewisse, bereits erfahrene Sache. Das Gleichniß von der ehernen Schlange wurde von einem Manne auffallend rasch begriffen; ja, derselbe fügte hinzu: solch gute Botschaft dürfe nicht blos gehört, sondern müße im Herzen geglaubt werden. Waren auch Viele harthörig, so wurde doch guter Same auf Hoffnung ausgestreut. Zuerst wehrte man sich gegen Traktate und wollte große Bücher haben, am Ende riß man sich fast um die kleinen.

Dabei sah man doch manches Neue; z. B. den Gesandten des Maisur-Königs, der dem Gott ein Geschenk von 1000 Rupien (2000 Mark) brachte. Auch das war neu, wie Brahmanen den Vorbeiziehenden ihre Turbane vom Kopf rissen, Demuth vor dem Gott zu erzwingen.

Zwischenein kamen Beamte mit der Bitte, ein langes englisches Dekret, das eingelaufen war, ihnen zu übersetzen. Und endlich wurde durch einen amtlichen Brief von Kollektor Blair dem Oberbeamten zu wissen gethan, daß die Missionare nicht im Amthaus logiren dürften, da sie mit der Regierung in keiner Verbindung stünden. Mögling erklärte das dem Herrn Peschkar ganz offen: der Kollektor sei etwas ängstlich geworden, ob nicht etwa der Besuch der Missionare einen Auflauf veranlasse. Zum Schluß bestiegen die beiden Brüder den höchsten Berggipfel, wo sie das schöne Tiefland vor sich ausgebreitet überschauten, von den gewaltigen Bergmassen Kodagus umsäumt. Die Festflut hatte sich verlaufen, das herrliche Land lag da in einer Pracht, daran man sich nicht satt sehen konnte. „Wer glaubt Eurer Predigt?" hatten die Leute hie und da gefragt; und solche Worte tönen im Gemüthe nach. Dennoch steht fest: es müssen noch alle Reiche der Welt unseres Gottes werden und seines Gesalbten. Auch dieses Tululand wird das Evangelium noch zu einem fruchtreichen Garten umwandeln.

Auf dem Rückweg, der weiter nach Südosten abbog, fand Mögling, daß von der Predigt doch am meisten bei einfachen Leuten hängen geblieben war. Nur müßten diese 10—20mal dasselbe hören, und der Missionar hätte hauptsächlich Geduld zu studiren. „Habe schon manchmal die Hindu um ihrer Geduld willen bewundert, auch nachzuahmen gesucht. Wenn etwas nicht gehen will, so setzt sich Narayana daneben hin und sieht zu. Wartet er lange auf einen lahmen Kameraden, so legt er sich der Länge nach in den Schatten und schnarcht. Ein solches Temperament könnte einem hie und da eine Dose Ipecacuanha ersparen." — Mögling hatte noch manches Begegniß mit den Brahmanen, Najern (malajalischen Edelleuten) und Muhammedanern im Süden von Mangalur, ehe er seine Schritte dahin zurück-

lenkte (19. Dez.). Den fiebernden Bruder hatte er etliche Tage zuvor im Boot nach der Station vorausgeschickt.

Ein sonderbares Gefühl der Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, dem Charakter und dem Geiste der Menschen, mit deren verschiedenen Stämmen er in Verkehr gekommen, drängte sich Mögling immer wieder auf. „Die Bruchstücke von Landes- und Volkskenntniß, welche auf einer solchen Reise durch Gespräche und Nachfrage gewonnen werden, befriedigen oft viel weniger, als sie durch die Hindeutung auf die noch leeren Räume der im Geiste entworfenen Landkarte beschämen und peinigen. Irrthum und Nichtwissen strafen sich bald durch Mißgriffe in der Behandlung, bald durch Ungelenkigkeit in der Anfassung der Leute. Dieses fremde Volk ist einem oft wie einem Schiffer eine unbefahrene Küste zur Nachtzeit. Er sieht Lichter und hört menschliche Stimmen, aber die Sandbänke, Untiefen und Klippen, durch welche er sich den Weg suchen muß, sieht er nicht, das Senkblei muß immer wieder ausgeworfen werden. Möge der Meister uns lehren, was uns zu wissen und zu thun nöthig ist!" *)

Gottfried aber ist ohne Arzt genesen. Er steht nun jeden Morgen um 5 Uhr auf, um mit dem Bruder einen langen Spaziergang im Schnellschritt zu machen, was für den ganzen Tag die nöthige Leibesbewegung gibt. Um 7 Uhr beginnt die Arbeit des Tages, in innigster Gemeinschaft mit dem Bruder, nur daß dieser zu Kanaresisch und Tulu nicht auch noch Tamil und Malajalam studirt, was dem Sprachmeister für seine Person unentbehrlich scheint. Getrennt haben sie die Schularbeit in der Weise, daß Herrmann sich mehr dem Institut, Gottfried mehr der englischen Schule widmet. Da hat denn jeder vierzig junge Seelen in seiner

*) Die ausführlichen Reiseberichte der beiden Brüder stehen Miss.-Mag. 1841. III.

Hand und auf seinem Herzen. Mit Freuden blickt Gottfried bereits auf die hoffnungsvollen Brahmanenjünglinge in seiner Schule, doch nicht ohne Sorge, sofern die Eltern mit großem Mißtrauen des ihnen angebotenen Vortheils sich bedienen und solches Mißtrauen auch den Kindern einflößen. Eben ist nun der edle Findlay Anderson aus Europa zurückgekehrt, der 1834 die drei ersten Deutschen, nach ihrer Landung in Mangalur, in sein Haus aufgenommen hatte. „Ein sehr lieber Christ und zutraulicher als die meisten Engländer.“ Bis dem eine Richterstelle übertragen wurde, fand er es nicht unter seiner Würde, selbst auch in der englischen Schule Unterricht zu ertheilen. So kam auch er in innigen Verkehr mit den begabtesten Jünglingen der Stadt, unter denen sich jetzt schon ein gewisser Anand Rao Kaundinja bemerklich machte. „Unter den vierzig Knaben sind ein paar, denen man geistige Tüchtigkeit genug zutrauen könnte, einmal von dem Feuer, das wir anzünden sollen, einen Funken zu fangen.“ Die englischen Predigten übernahm meistens Gottfried.

Nachdem 29. Jan. 1841 das erste Examen der englischen Schule die hohen Civilisten, auch manche Hindubeamte, vergnügt und in Staunen versetzt hatte, fühlte Gottfried sich sehr unbehaglich. Herrmann sprach ihm schnell zu, aufzupacken und in einem Boot nach Talatscheri zu fahren. „Der Aufenthalt bei dem alten Freund Gundert stärkte meine ziemlich angegriffene Gesundheit so, daß ich mich wieder frisch fühle; und dort konnte ich den Wortschatz der Tulusprache, soweit er bis jetzt gehoben, mit ihm durchgehen. So kam ich herzlich dankbar wieder heim.“

8. Schwester Friederike.

Nun gelangte ein „sehr großer Brief“ aus dem Albinger Pfarrhaus nach Mangalur, nämlich die von den

Eltern ausgebildete Schwester Rike (Frohnmeyer). Sie hatte tüchtig Englisch gelernt, sich im Schulhalten und allen nützlichen Arbeiten geübt und war ein Kind des Hauses geworden. Am 5. April 1841 wurde sie mit Missionar Greiner in Bombay getraut; am stillen Samstag traf sie in Mangalur ein und erzählte nun ausführlich von den lieben Eltern. Da gab es heitere Mittheilungen aus der Missionsspinnstube im Pfarrhaus. Herrmann beschloß sogleich, dieselbe mit Nachrichten für den nächsten Winter reichlich zu versehen. Er meinte: „wenn nur einmal unsere Herzen sich so willig in die Hände des Herrn übergäben, wie sich der Hanf brechen, hecheln, spinnen und weben läßt.“ Rike aber suchte schnell alle Bäume und Früchte kennen zu lernen und warf sich mit Lust in die Aufgaben eines indischen Haushalts. Gottfried, der sie noch in der Heimat gekannt hatte, fand alle seine Erwartungen übertroffen und hoffte von ihr die wohlthätigsten Einflüsse auf die Station. Aber schon am Sonntag Quasimodogeniti wurde sie von Gallenerbrechen befallen und fortan war ihr Leben ein ununterbrochenes Leiden.

Es scheint, daß der Arzt die Brechruhr und das Fieber mit starken Mitteln dämpfte, und dann behauptete, sie sei gesund. Aber Wochen vergingen, während deren Hände und Füße anschwollen und gelähmt wurden: sie konnte weder gehen noch selbst essen. Was wurde nicht alles probirt! „Ich halte es für einen Schlaganfall“, schreibt Gottfried. „Am wohlthätigsten war es für sie, im Palankin spazieren getragen zu werden, wobei wir meistens selbander sie die wenigen Schritte aus der Stube bis an die Sänfte mehr schleppen als führen mußten. Innerlich fühlte sie sich ganz wohl und hoffte, sobald die Schwäche in den Gliedern weg wäre, an ihre Arbeit zu gehen, auf welche sie sich schon in Bombay mit lieblichem Fleiß durch einen Anfang im Kanaresischen vorbereitet hatte.“

„Aber am 1. Trinitatis-Sonntag (11. Juni) kam ein heftiges Fieber mit Erbrechen. Es folgte eine Ohnmacht, darauf Krämpfe im Hals. In hellen Augenblicken rief sie dem Gatten Worte zu wie: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit! Gefragt, wo sie sei? antwortete sie: Engel — Gabriel — Thron — Gold. Daß Herrmann betete, that ihr sehr wohl; sie sagte nachher, sie habe mitgebetet. Die Krämpfe hörten endlich auf, aber sichtlich zog sich die Macht der Krankheit dem Kopfe zu. Herrmann war Tag und Nacht um das Krankenbett beschäftigt, während Gottfried die Schule besorgte; hie und da wechselten sie. Am 16. Juni Abends sagte sie zu ihrem Gatten: Ich sterbe jetzt, und gab ihm einen Segenswunsch. Dann betete sie mit lauter Stimme ein Gebet voll Preis und Anbetung des Gottes, der der rechte Vater der Waisen sei (seit 16 Jahren war sie vaterlos), that Fürbitte für die Mission und schloß: „Du, o Herr, mußt dieses Werk thun, denn unsere Kraft ist zu schwach.“ Als Herrmann um einen Gruß für die Eltern bat, sagte sie: „Ja, die werden sich verwundern. Aber ich weiß was für sie: unsere Hoffnung stehet auf dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er ist der rechte Vater über Alles was Kinder heißt.“ Die edle Frau Blair kam selbst, die Schwester zu pflegen, die sie nur einmal gesehen hatte, und half beim Heben und Legen ohne Furcht vor dem ansteckenden Uebel. Als sie sie küßte, fragte die Sterbende noch lächelnd: Was ist das für eine Schwester? Nachts 10 Uhr entschlief sie.

Die beiden Brüder drückten ihr die Augen zu und legten sie Tags darauf in den Sarg. Dieser erste Todesfall im Kreise der indischen Mission schnitt doch tief ein. Herrmann hielt das Gebet am Grabe, kanaresisch und dann englisch, denn fast alle Briten, auch 4 Damen darunter, hatten sich beim Leichenbegängniß eingefunden.

Zum Erstenmal meint nun Herrmann, seine Gesundheit habe ein wenig nachgelassen; Mangel an gesundem Schlaf und guter Verdauung hat ihn ziemlich in die Enge getrieben und von Aderlässen war nicht eben die rechte Erleichterung zu verspüren. Auch Gottfried merkte bereits, daß seine Konstitution ihre schwach abgesteckten Grenzen habe; mit richtiger Vorahnung erwartete er ein Missionsleben von etwa 15 Jahren. Es ist nämlich eine überaus feuchte Regenzeit; Tage lang schütten die dichten Wolken ununterbrochene Güsse herab — ein Phänomen, das Gottfried zu aufmerksamer Beobachtung lockte.

Vor dem Regen hatte Herrmann mit neunzehn seiner Knaben eine längere Reise gemacht, wie sie seit Jahren im Institut Sitte war. (Er beschreibt sie des nähern im „Christbaum" für 1842.) Die älteren Zöglinge konnten schon Vergleichungen anstellen, wie still sie jetzt empfangen wurden, wo man vor vier Jahren noch sie verspottet hatte. Einer derselben setzt sich irgendwo unbefangen auf einen heiligen Stein, worauf ihm ein Brahmane ankündigt, er müsse nun in sieben Tagen sterben, was aber mit Lachen aufgenommen wurde. Mit Erzählungen aus den Jugendblättern oder der Weltgeschichte verkürzt der Lehrer den Jungen die Zeit der langen Märsche am Meeresufer hin. Bei jedem Dorf oder Tempel wird etwas gerastet und mit den Umwohnern geredet, so namentlich auf den Stationen Mulki und Udapi (wo seither große Gemeinden entstanden sind). Mögling hört diesmal in Udapi die Geschichte des berühmten Krischnatempels und Klosters erzählen, während noch vor 16 Monaten er hier mit Sand, Erdklösen und Kokosschalen überschüttet worden war. In Kaljanapur wurden die beiden katholischen Kirchen besucht, deren Bilder die Lachlust der Knaben erregten. Nach einer Disputation über „die wahre Kirche" erwies der Priester der einen dem Missionar wirkliche Gast-

freundschaft und trug das Beste auf, was er im Hause hatte. Beim Anblick der dichten Haufen, welche sich oft in diese Kirchen drängen, ist Mögling schon der Wunsch aufgestiegen, an der Stelle eines katholischen Priesters zu sein.

Eine ernste Predigt war in Brahmawara ein Galgen, daran zwei Mörder in Ketten hingen. „Viele Mordthaten fallen jedes Jahr vor, ohne daß eine Untersuchung folgte, und kommt es auch zur Untersuchung, so kann sich wenigstens der Reiche durch Bestechung der eingeborenen Beamten aus der Schlinge ziehen. Kann aber eine Mordthat bewiesen werden, so ist strenge Bestrafung um so nothwendiger.“ Weiter wurden die alten Tempel und Dschainaheiligthümer der zerstörten Großstadt Barkur besucht, deren ausgedehnte Ruinen einen unheimlichen Eindruck machten. Die Tempelpriester klagten, daß ihr Gottesdienst zerfalle, weil die Schenkungen der Könige aufhören. Mögling kündigte ihnen an, daß nächstens die Regierung die Götter und Priester vollends ganz sich selbst überlassen werde, was sie aber nicht glauben wollten. Sie wunderten sich über die Knaben, noch mehr aber über Leute wie Mögling, die sich für Nichts und wieder Nichts so viel Mühe geben. „In diesem Lande bleibt Alles, wie es von Anfang gewesen, und so lang es noch Rupien gibt, werden auch Götter bestehen.“ Es war ein harter Boden für die Predigt von Christo, „doch Gott kann auch Todtengebeine erwecken. Ihm sei unsere Hoffnung empfohlen!“

Nach dem angreifenden Todesfall that Mögling eine Luftveränderung noth; er suchte sie mit dem kränkelnden Sutter auf den Kodagu-Bergen, von welchen er dann über Talatscheri und Kannanur nach Mangalur zurückkehrte. Er nahm aber die ganze Knabenschaft mit, seine Ferienfreuden zu theilen. So schreibt er (18. Sept. 1841) aus Madikeri, oder wie die Engländer es umgetauft haben

Merkara, der 4000′ hohen Hauptstadt des Kodaguländchens, das nach 12 Jahren sein Missionsfeld werden sollte. Ihm ists wie auf der Alb zu Muth, die Zuhörer auf dem Bazar sind aufmerksamer und freundlicher als im Unterland, dabei freilich rauhleibig und rauhsprächig. „In einer kleinen Niederung liegt die Festung und der Palast des Exkönigs, von Franzosen geschmackvoll gebaut. Der Radscha sitzt seit 1834 in Benares und verzehrt dort seine Pension. Die Engländer aber haben sein Haus mit einem Regiment besetzt, dessen Offiziere alle im Palast leben. Unter diesen ist ein lieber Bruder, Hauptmann Willis, seine Gattin eine Tochter des deutschen Missionars Pohle.*) Da wird nun auch englisch gepredigt und das Abendmahl gereicht. Die 40 Knaben aber spielen um uns her, lernen auswendig, zanken, lachen, lärmen, daß ich nur flüchtig schreiben kann. Seit ich in dieses frische Klima gekommen bin, fühle ich mich außerordentlich wohl, wie wenn ich gerade von Europa käme.“

Nicht so Sutter, dessen Leberleiden nun eine Rückkehr nach Europa nöthig machten. Angesichts aber der stetig wachsenden Gemeinde findet Mögling, daß ihr Seelsorger nothwendig eine Gehilfin haben sollte, und leitet wiederum mit seinen Eltern die Verehlichung Greiners ein. Wilhelmine, die Schwester der verewigten Rike, soll in deren Stelle treten; und die Eltern in Aldingen besorgen den Auftrag aufs treuste.

9. Presse und Anstalt auf Balmatha.

Die englischen Freunde Anderson, Blair, Lavie, hatten längst angeboten, der Mission eine lithographische Presse

*) Im December kam diese mit ihren 5 Kindern voraus nach Mangalur; der Gatte sollte mit dem Regimente folgen. Aber er starb nach kurzer Krankheit, und Mögling hatte ihr die Todesbotschaft zu bringen: „Die liebe Frau hat sich dabei musterhaft gehalten.“

zu schenken, damit die Schulbücher unter den Augen Möglings gedruckt würden. Vorerst aber sollte Gottfried nach Bombay gehen, dort das Nöthigste drucken lassen und nach der gewünschten Presse fahnden.

Am 14. Oktober fuhr er dahin ab. Bis Goa gings gut, dann aber gerieth sein Fahrzeug in einen furchtbaren Taifun oder Wirbelsturm, wobei dem muhammedanischen Kapitän der Muth ausging. In Todesangst eilte er in die Kabine, nahm eine Rupie, band sie ins Sacktuch und warf sie als Opfer ins brausende Meer. Gottfried, durch Lesung des 93. Psalms auf den Sturm vorbereitet und fast gewiß, daß er jetzt abgerufen werde, ging nun aufs Verdeck und befahl den Reis, aus dem die Ladung bestand, auszuwerfen. Damit hob sich das Schifflein und begann über die Wellen zu tanzen. Aber in dem zunehmenden Unwetter verloren die Leute allen Muth. Er betete mit ihnen (es war der 17. Okt.) und saß nun 36 Stunden am Steuerruder, wo der Sturmwind ihm die durchnäßten Kleider am Leibe trocknete; den höchsten Wellen wurde durch Steuern ausgewichen und endlich eine schützende Bucht erreicht. „Ich hatte Gottlob die ganze Zeit keine Furcht und war bereit, in den Armen meines Heilands auch diesen Tod zu sterben."

In Bombay konnte er nun wohl des lieben Dr. Wilson's Haus beziehen, denn es war leer, der Besitzer durch Krankheit fern gehalten, aber die rechte Hilfe zum Druckgeschäft wollte sich lange nicht finden. G. wurde krank, kam in allerlei Noth. Am Ende war das auch gut, wie Herrmann meinte: „wenn G. einmal in einer schwierigen Lage allein zu stehen hätte, würde er nachher wieder um so froher an mir sein." Mit tausend Nöthen brachte er zuerst Luthers Katechismus auf den Stein und durch die Presse, dann die anderen 5 Büchlein. Er bekam endlich eine Presse ge-

schenkt und segelte im Februar 1842 nach Mangalur mit dem Gelübde: „wenn ich wieder in deiner Stube angekommen sein werde, bringst Du mich nicht mehr hinaus.“ Die englischen Freunde besorgten der Mission noch eine zweite Presse von Madras.

Herrmann hatte indessen hart gearbeitet: die Anstalt besorgt, die englische Schule beaufsichtigt, den Engländern gepredigt und ihren Seelen gedient, während allerhand Quergeschäfte ihn in Verlegenheit trieben. „Am 6. Jan. 1842 habe ich nach langer Ueberlegung 20 unserer Knaben getauft, nachdem sie wiederholt darum gebeten hatten, und der Herr hat sich nicht unbezeugt gelassen. Ich darf die Anstalt nun eine christliche nennen, doch sind immer noch der Sorgen und Aengsten genug.“ Gottfried hat manche Freude an dem kernhafteren Sinn der Jungen und findet, daß für ein glaubiges Auge der Segen der Taufe an ihnen nicht unmerklich ist. „Natürlich sind darum die Unarten nicht weggeblasen; aber es ist doch ein guter Geist unter dem kleinen Chor. Neulich trat ein sehr fähiger Knabe ein, der vergoß bittre Thränen, weil etliche Kameraden im Garten eine Schlange tödteten: „Das sei Sünde!“ meinte er.“ G. ist nun zu aller Schularbeit auch wohlbestallter Drucker geworden, oder theilen sich vielmehr beide Brüder so in das Geschäft, daß sie nie von dem heidnischen Drucker abhängen; und die Arbeit der Presse bildet von nun an einen fortlaufenden Zweig der Missionsthätigkeit. In drei, vier Sprachen wird gedruckt, zunächst das „erste Evangelium für die Tulu-Gemeinde.“

Noch wäre zu erwähnen, wie nun erst der Briefwechsel mit Dr. Barth in den rechten Schwung kam. Monatlich wurde ihm geschrieben, monatlich liefen auch die Antworten ein, oft kurze, aber körnige. Was sich daraus für allgemeinere Mittheilung eignete, wurde in Mangalur autogra-

phirt und den deutschen Missionaren in Indien, ja bis nach Australien hin, zugeschickt. An Herrmanns Knaben aber schrieb Barth auch englische Briefe, z. B.: „50 Jahre sind ja eine kurze Zeit, und wenn 50 Jahre vorüber sind, hoffe ich euch zu begegnen in einem Lande ewiger Seligkeit und will euch dann fragen: „Ists nicht so, die Worte des Evangeliums sind Wahrheit? Nicht wahr, der gute Hirte hat seine Lämmer und Schafe treulich versorgt? Und ich hoffe, ihr werdet antworten: Ja wir haben es selbst erfahren.“ Jede denkbare Anregung wurde den lieben Jungen geboten, um in dem neuen Element der Gnadengemeinschaft heimisch zu werden.

Ein längst gefühltes Bedürfniß wurde nun auch befriedigt: die beiden Brüder zogen (April) mit ihrer Anstalt aus den dumpfen Räumen des Missionshauses auf den von Blair geschenkten (S. 148) Hügel Belmount. Auf die Mauern des abgebrannten Amthauses war ein Blätter- und Strohdach gesetzt worden; hier genießen sie die reinste erfrischendste Luft samt der reizenden Aussicht auf das Meer und die Gebirge. Nun sind die Jungen den vielen Verführungen der Nachbarschaft entnommen und die Schule dem Stadtlärm. Schon steigt die Hoffnung auf, hier ein Neu-Aldingen zu gründen. Zunächst aber wäre der Anstalt eine gute Hausmutter zu wünschen, und da Herrmann das Ledigbleiben vorzieht, so bittet er die Eltern, für Gottfried eine passende Schwester zu suchen. „Er braucht in diesem schwülen Lande eine heitere, rüstige Frau, die ihn auch hie und da ein wenig anlachen kann. Nur keine, die sich aufs Seufzen versteht! Wir haben nämlich eine Studentenwirthschaft, aus der uns eine gute Hausfrau erlösen sollte. Die liebe Kommittee würde eine solche bedeutend in unserer Rechnung spüren.“ Die Verbindung mit der Stadt zu erleichtern, wurde nun ein Pferd eingethan.

Wenn jetzt Vakanzreisen unternommen wurden, so spürten die Brüder, wie doch das Reich Christi sich von Mangalur schon ziemlich weit ausgebreitet hatte. Gottfried fand es so (Aug.) im Süden, wo er bei Hebich in Kannanur drei Gemeinden, einer englischen, portugiesischen und eingeborenen predigen konnte und die Mission von Talatscheri nach Kalikut ausgedehnt traf. Sein Freund Fritz war noch in der ersten Freude über die gründliche Bekehrung eines wegen Mordes hingerichteten Najer-Edelmanns; das war gleichsam die Einweihung der neuen Station. So fand es auch Herrmann auf einer (20. Sept.) mit 23 Knaben angetretenen zweimonatlichen Ferienreise im Norden. Da konnten sie sich schon mit einem von Ammann gesammelten Gemeinlein (bei Mulki) erbauen, und um Dharwar her war das Wort Gottes bereits in allerlei Dörfer getragen worden. Ueberall wirkte die Erscheinung der strammen Jungen unter der Obhut ihres Lehrers den freudigsten Eindruck. Der gute Geist der Bombay-Regierung machte sich der Reisekarawane bis an die äußerste Grenze jener Präsidentschaft bemerklich; so gut betrugen sich die Leute, so entgegenkommend, ja ehrfurchtsvoll und dienstbereit die Beamten und Würdenträger. „Einmal fragte die große Versammlung nach meiner Predigt, wer denn diese Knaben nähre und kleide? Antwort: Freunde in der Heimat, welche den Namen Jesu den Hindus bekannt machen wollen. „Das ist Dharma!“ (Gerechtigkeit und Wohlthun). Wer sie lehre? — Ich und andere Brüder. — „Das ist Punja“ (Verdienst)! — Ob ich ein Pferd habe? — Nein, ich gehe zu Fuß. (Einer der Knaben aber, stolz auf unsern Gaul in Mangalur, konnte nicht schweigen und sagte: Doch, sie haben ein Pferd zu Hause). „Er hat ein Pferd und läuft doch. Welches Punja!“ Was meine Besoldung sei? Ich habe keine; unsere Freunde geben uns

jedes Jahr was wir bedürfen. Das Punja wurde immer größer. Ob ich verheirathet sei? Nein! „Warum?“ Ein Lediger hat weniger Sorgen. Nun ward ich zum vollkommenen Heiligen erklärt 2c. 2c. alles mir ins Gesicht. Jetzt aber bat ich sie, ein wenig zu schweigen und zu hören, und begann: liebe Leute, um euch die Wahrheit zu sagen: ich bin ein Sünder wie ihr; was Gutes an mir sein mag, ist nicht mein. „Ja, nun haben wirs, das ist der rechte Heilige, der aus Demuth es nicht sein will.“ Nun, wenn ihr mich so hochschätzet, so glaubet, was ich sage, nehmet die Gnade an, welche ich empfangen habe und welche Allen wird, die an Jesum Christum, den Heiland der Welt glauben 2c. 2c. „Wir sind zu alt, unsre Kinder mögt ihr zu Christen machen. Es ist alles gut und wahr, was ihr predigt, aber wir laufen unsern Alten nach.“

Diese Reise erstreckte sich auf alle Stationen im Oberland, auch auf die englischen wie Belgam. Ueberall, wohin die Schar kam, gab es Festtage. Einen besondern Eingang fand Herrmann bei Freund Konrad Hiller in Bettigeri. Und hier bahnte sich etwas Neues an. Derselbe hatte von der Bekehrung gehört, welche Herrmanns Schwester Lotte diesen Sommer erfahren hatte, und fragte um sie an. „Ein kernhafter grundehrlicher Bruder, der mir nach Ueberwindung grundloser Mißverständnisse näher steht als die meisten Brüder. Er trägt das Herz allezeit in beiden Händen und könnte eine Frau wohl brauchen, die ihn in seinem etwas leidenschaftlichen Eifer besänftigte und sein pferdemäßiges Arbeiten auf freundliche Weise zügelte.“ Nach einem Jahr wurde Hiller Herrmanns Schwager.

Vorher aber wurde eine andere Hochzeit gefeiert. An einem schönen Sonntagmorgen (27. Nov. 1842) landeten 5 neue Missionare, von denen A. Bührer und Chr. Müller am längsten im Indien dienen sollten. Weigle empfing

sie vor der Kirche mit einem Gesang der Knaben, und Tags darauf traute Hebich seinen Greiner mit Wilhelmine Frohnmeyer. „Nachher gings herauf auf unsern Berg, wo wir mit Hilfe unserer englischen Freunde ein stattliches Mittagessen für die ganze Sippschaft veranstaltet hatten. Wir saßen 15 Mann hoch in Freuden beisammen und gedachten Euer in Liebe. Auch die ganze Gemeinde, 150 Personen, wurde in der Veranda einfach und ordentlich gespeist. Und die Brocken, die man aufhob, machten nachher noch etliche 20 arme Tropfen im Krankenhause vergnügt. Wir trennten uns spät unter Dank gegen den Herrn!" Die neue Missionsfrau begann alsbald eine schon vorbereitete Mädchenanstalt zu leiten.

Eine Hauptarbeit war es jetzt, die Knaben der Anstalt auf die erste Kommunion vorzubereiten. Herrmann erklärte jeden Abend, G. jeden Morgen etliche Fragen des Konfirmationsbüchleins. Ueberdieß hatte Herrmann den ganzen Tag und noch spät in die Nacht hinein Privatunterredungen mit den Jungen. Man bereitete ihnen diesmal eine besonders reichliche Christbescherung, wozu außergewöhnliche Gaben von Dr. Barth u. a. kamen. Da zeigte sich aber der alte Mensch in den Knaben in auffallender Weise. Gottfried schreibt: „Während der Christbaum von uns angezündet wurde, mußten sie zu lange warten. Darüber murrten sie. Dann gab man ihnen die Geschenke in dem gleichen Raum mit den 20 Zöglingen der neuerrichteten Mädchenanstalt. Welche Demüthigung, mit den überall hinten dreinkommenden Weibsleuten zusammengestellt zu werden! Sie bekamen neue Turbane, welche unglücklicher Weise nicht schreiend roth, wie die alten, sondern (was wir für schöner hielten) blau waren — ein neues Verbrechen! Barth hatte neue württembergische Groschen und Kreuzer gesandt. Was sind diese werth? wurde gefragt; es mußte

eine Verhöhnung sein, sie mit so unwerthen Münzen beglücken zu wollen. Kurz der ächte Bettelmannsstolz des Hinducharakters kam stiefelsdick heraus zu unserer bitteren Betrübniß. Herrmann redete mit ihnen; und gerade die, welche es am ärgsten gemacht hatten, bereuten ihre Sünde am Christtag Morgen schon herzlich."

Nun erkrankten zwei Knaben. „Einer der ältesten, Manuel, aus großen Sünden vor kurzem zum Frieden gebracht, wurde bald sprachlos, er schien nur aufzumerken wenn wir mit ihm beteten. Wir selbst wachten ihm. Am 6. Jan. 1844 verabschiedeten wir uns von ihm mit Gebet und unter vielen Thränen. Herrmann hielt das Kinderexamen in der Kirche und verrichtete die Konfirmationshandlung auf die vaterländische Weise zur großen Erbauung Aller. Nachmittags predigte ich über Eph. 2, 19 ff. Eben wollten wir den Tag mit Abendgebet schließen, als die Nachricht kam, Manuel liege in den letzten Zügen. Ich eilte hinüber und empfahl dem Herrn die scheidende Seele mit Dank für die Hoffnung, die uns bei der Abgabe dieses theuren Pflegekindes tröstet. Das konnte Herrmann noch den versammelten Knaben im Gebet zu wissen thun. Am Sonntag früh legten wir das edle Samenkorn in die Erde. Nun galts die angefachte Flamme der Liebe Jesu in den Herzen zu schüren; wir bereiteten die Knaben zum Abendmahl vor. Der Herr gab Gnade, wir schlossen nur Einen wegen störrischen stolzen Wesens aus, dem aber dieses Zuchtmittel fühlbar förderlich war. Beim Abendmahl war also die Kommunikantenschar zu 50 angewachsen, und wir hoffen getrost, der Herr werde, wie er den einen der Konfirmanden am Konfirmationstag heimgeholt hat, so nach und nach auch uns und die Knaben selig heimbringen."

Unter allen Kämpfen und Wechseln wuchs bei Mögling stetig die Glaubensfreudigkeit. Er schrieb einmal: „für

die Ewigkeit Glauben haben, oder für die Zukunft auch hier unten, glauben für die Kirche oder für die Missionssache, kurz ein weiter allgemeiner Glaube ist keine so große Sache. Aber jetzt, heute, in den Bangigkeiten, die in dieser Stunde das Herz lähmen, ein Senfkorn Glaubens zu haben, das ist etwas, das nur die Macht der Gnade geben kann."

10. Pauline Bacmeister.

Indessen suchte Pfarrer Mögling eine Jungfrau für seinen Gottfried. Umsonst klopfte er bei etlichen frommen Familien an. Inspektor Hoffmann sagte ihm von einer sehr begabten jungen Lehrerin, die er letzten Sommer in der Erziehungsanstalt zu Kornthal getroffen und beobachtet habe. Sogleich eilte der gute Pfarrer nach Kornthal und stattete dem dortigen Amtsbruder S. Kapff einen Besuch ab. Auf seine Bitte, ihn mit der Lehrerin reden zu lassen, ging Kapff nicht ein; eine solche Sache müsse zuerst den Eltern vorgetragen werden. Doch gab er ihm Gelegenheit, diese Pauline zu sehen. Er führte ihn in die Anstalt, wo beide einer Unterrichtsstunde der Lehrerin anwohnten. Sofort war es Mögling gewiß geworden, Pauline müsse seine Tochter werden. Er durfte noch mit allen Lehrerinnen den Kaffee trinken, wobei Kapff die Absicht hatte, ihm auch andere wählbare Fräulein zu zeigen. Er aber blieb fest bei Pauline. So setzte sich Kapff und schrieb ihm eine Empfehlung an die Eltern in Eßlingen.

„Pfarrer Mögling ist ein durchaus biederer, ächt christlicher Mann, der alles Zutrauen verdient, ein Ehrenmann im vollen Sinn des Worts. Seinen Sohn Gottfried kenne ich als einen liebenswürdigen Menschen, wie es nicht viele gibt, sehr sanfter Gemüthsart, von ächt schwäbischer Einfachheit, Natürlichkeit und Herzensgüte, sehr geschickt in der

Wissenschaft und für den hohen Zweck, die Menschheit zu beseligen, hoch begeistert. Pauline hätte bei ihm ein glückliches Los: er ist durchaus ächt. So viel kann ich vor Gottes Augen als vollkommene Wahrheit bezeugen. Muß schließen, da Möglings Gefährt wartet. Ich kann nichts sagen, als Gott lenke Ihren Entschluß. Er weiß noch kein Wort.“ 28. Febr. 1843.

Zur gleichen Stunde saß Pauline ahnungslos bei einigen Freundinnen und las ihnen aus dem „Kirchenblatt“ vor. Es waren zufälliger Weise Briefe von Pfarrer Mögling über die Arbeit seiner Kinder in Indien.

Pauline war die Tochter des Stiftungsverwalters Bacmeister in Eßlingen, geboren 22. Oktober 1825. Außerordentlich begabt und empfänglich, ergriff und begriff sie alles leicht; aber neben großer Lebhaftigkeit lag doch auch eine gewisse Unerregbarkeit in ihrer Natur, wohl das Erbtheil ihrer Mutter, einer geborenen Kern, die sich durch unverwüstliche Ruhe auszeichnete. „Zärtlich war die liebe Mutter nie, ich glaube nicht, daß sie je eines von uns küßte, außer wenn wir nach langen Vakanzen heimkamen. Deßwegen suchten wir Kinder uns immer außer dem Hause anzuschließen.“ Am liebsten ging Pauline mit ihrem aufgeweckten Bruder Adolf um, der immer etwas Neues wußte oder unternahm. „Mit ihm fing ich auch das Griechische an, war aber zu träg, es fortzusetzen. An Schiller hatte ich in meinem zehnten Jahr eine unmäßige Freude und lernte viel von ihm auswendig, zur Freude meines Vaters. Ich war aber kein denkendes Kind, dazu war ich zu zerstreut, zu träg. Doch ging ich gern mit meiner Herzensfreundin Julie Finckh in die „Musterschule“, wo wir den Unterricht von Herrn Klotz genossen.“

Eine französische Lehrerin, welche sich ihr mit großer Hingabe widmete und die Gaben des Mädchen erkannte, hielt

es für wünschenswerth, daß dieselben weiter ausgebildet würden, als es die einfachen Verhältnisse der kinderreichen Eltern gestatteten. Sie wandte sich an die Königin, mit dem Gesuch, Pauline in's Katharinenstift aufzunehmen. Die Königin aber that den Ausspruch: Nach Kornthal solle Pauline kommen, wenigstens auf ein Jahr.

Kein geringer Schrecken für die Eltern wie für Pauline! Doch fügte sich diese willig und rüstete sich zum Eintritt 1840. Vorher aber fragte sie eine pietistische Freundin, ob man sie in Kornthal zwingen würde, fromm zu werden, und ward sehr getrost, als sie hörte, daß weder Gott noch die Kornthaler Leute die Menschen zum Frommwerden zwingen. Schon nach etlichen Tagen gefiel es ihr so in der neuen Umgebung, daß sie schrieb, sie möchte lieber drei Jahre als eines hier bleiben. Kapff's Predigten und der Unterricht des Oberlehrers Kullen machten den tiefsten Eindruck auf das junge, bisher brachgelegene Herz. Wie lautete da Alles so anders als in dem Denkspruch, der ihr zur Konfirmation gegeben worden war: der behauptete, seligeres gebe es nichts als das Bewußtsein der Unschuld, und es handle sich nur darum, dieses zu bewahren.

Sie glaubte dem Wort. Jetzt erwachten allerlei Erinnerungen, z. B. an einen alten Hafner, der oft in's Haus gekommen war und die Kinder durch seine originellen Bemerkungen über Kometen und anderes ergötzt hatte. „Einmal sagte er: Der Himmel ist gleich einem Backofen; da können nur kleine Leute hineinschlüpfen, aber Sie, Jungfer Pauline, sind noch viel zu groß vor lauter Eigenliebe. Ich gab ihm dann eine unartige Antwort mit Bezug auf seinen Kropf, die ein allgemeines Gelächter hervorrief. Bin aber gewiß, daß der Alte manchmal für die eitle kleine Pauline gebetet hat." Jetzt erkannte sie den tiefen Schaden ihres Herzens und fing an, sich selber zu hassen.

Das Wort Gottes wurde ihr so lebendig, daß sie eine ganz andere Bibel in Händen zu haben glaubte, als bisher. Sie konnte Morgens um 4 Uhr aufstehen, um in ihr zu lesen. Ihrem zweiten Gatten bekannte sie einmal: „Es hat mich oft betrüben wollen, daß ich nicht musikalisch bin. Im Anfang meines neuen Lebens stand ich manchmal des Nachts auf und betete um die Gabe des Gesangs. Das ist wohl recht kindisch. Der Herr hat mich darum nicht erhört, es wäre mir vielleicht zu einem Strick geworden. Nun freue ich mich eben auf's neue Jerusalem, wo ich auch werde mitsingen dürfen."

Schon in der ersten Vakanz ließ sich eine gründliche Umwandlung an ihr wahrnehmen; mit ganzer Seele hing sie an ihrem Heiland, zog sich von allem weltförmigen Wesen zurück und blieb gerne in der Stille. Ein eindringlicher Traum bewog sie, von einer geliebten Freundin, die sie vom „Hinanklimmen des Berges" zurückziehen wollte, sofort zu lassen. Mit innigster Liebe hing sie nun an ihren Lehrern, und da sie zugleich mit äußerstem Fleiße alle Wissensfächer bearbeitete, wurde sie, noch nicht 17 Jahre alt, zur Lehrerin einer Klasse berufen. Ihr Oheim Dr. th. Kern in Tübingen († 3. Februar 1842) sagte einmal, als er einen ihrer Aufsätze gelesen: „Im Stift da drüben sind nicht drei Studenten, die so etwas schreiben könnten."

Eben jetzt handelte es sich darum, daß sie eine Gouvernantenstelle in der französischen Schweiz antreten sollte. Sie hatte aber schon längere Zeit den unwiderstehlichen Drang in sich getragen, sich dem Missionsberuf zu weihen, und hatte viel gebetet, daß Gottes Führung sie unter die Heiden führen möchte. Sie schrieb darüber an ihre Mutter (3. März 1843): „Es wird mir je mehr und mehr klar, daß ich berufen bin, von meiner lieben Familie, sowie von meinem theuren Vaterland getrennt zu leben. Zwei Jahre

sind nun schon verflossen, daß ich das elterliche Haus verlassen habe, doch war die Entfernung eine kleine, leicht zu überschreitende. Jetzt ruft mich der Herr weiter weg und Er hat uns die Freudigkeit in's Herz gegeben, diesem Rufe zu folgen. Und ich bin gewiß, daß Er sie Euch auch schenken würde, wenn Sein Wille mich später vielleicht noch in entferntere Gegenden zu Seinem speciellen Dienste riefe, wo die Hoffnung auf Wiedersehen da unten menschlicher Ansicht nach noch dunkler wäre. Dieser Gedanke hat mich in eine Reihe anderer geführt, und so halte ich es nicht für rathsam, mich auf bestimmte Zeit nach Yvorne zu engagiren. Ich danke also, ich schreibe Frau Mellet, daß ich gewiß ihr Haus nicht verlassen werde, ehe ein anderer Ruf an mich ergehe, in dem ich sowohl den Willen Gottes als den Eurigen erkennen werde. Ihr stimmt darin gewiß mit mir überein?"

Als Pfarrer Mögling (1. März) in Eßlingen vorsprach, glaubte die Frau Stiftungsverwalter, er komme um irgend einer Stipendienangelegenheit willen, und empfing ihn mit nicht sehr freundlichem Gesicht. Er ließ sich's aber nicht anfechten, und brachte in aller Einfalt sein Begehr vor. Es leuchtete den Eltern nur gar nicht ein; wohl war der selige Pfarrer Weigle ein Freund des Stiftungsverwalters gewesen und dem Sohne eines so würdigen Mannes traute man das Beste zu, aber die Mission war doch ein weit abgelegenes dunkles Gebiet und eine siebzehnjährige Tochter kann einmal nicht dahin abgegeben werden. Freilich freuten sich die Eltern, ihre Pauline als ein Kleinod preisen zu hören, aber ein Kleinod gibt man nicht gern weg. Die Antwort war ein entschiedenes Nein. Der Pfarrer verließ das Haus mit dem Eindruck: was bei Menschen unmöglich scheint, ist bei Gott möglich.

Er wiederholte seine Bitte schriftlich und befahl Gott

die Sache. So that Pauline, sobald sie von der Werbung erfuhr; sie wollte nichts erzwingen, glaubte aber zuversichtlich, irgendwie werde Gottes Wille geschehen. Die Eltern erkundigten sich und hörten aus sicherer Quelle, im Pfarrhaus zu Aldingen herrsche die heiterste Religiosität, ein patriarchalischer Glaube, verbunden mit der kräftigsten Thätigkeit für die Angelegenheiten dieses Lebens 2c. 2c. Was noch besonderen Einfluß übte, hat Frau Bacmeister ihrem Schwiegersohn später selbst geschrieben. „Sieh, mein Bruder, dessen allzufrühen Tod wir noch betrauern, hat Dich um Deines fleißigen Studirens und deines sonstigen Wohlverhaltens willen geschätzt und hochgeachtet, und Dein Abschied von ihm hat ihn gerührt und ergriffen. Sein laut ausgesprochenes Zeugniß hierüber hat Dir als gewichtiges Vorwort gedient.“ Nun erst hatte Gottfried dem einstigen Professor und Superattendenten Kern abzubitten, daß er in studentischem Hochmuth über ihn räsonnirt, ihn überhaupt nur zweimal besucht hatte. Am 14. März gab der Vater die bedingte Zusage, Gottfried sei ihnen ein willkommener Sohn, doch solle Pauline erst in zwei Jahren den indischen Boden betreten.

Die beiden Brüder waren überrascht, als dieses Ja in Indien eintraf. Sie hatten eben erst vom Geldmangel in der Missionskasse gehört und daraufhin der eine die schon gestattete Agrareise (zur Schwester Hörnle), der andere die baldige Heirat daran gegeben. Ihre Briefe mußten jetzt zu Hause angelangt sein und konnten die beiderseitigen Eltern stutzig machen. Den künftigen Schwiegereltern schrieb Gottfried sogleich (29. Mai) seinen Dankbrief, aber zum Brief an Pauline setzte er umsonst die Feder an. Herrmann sah, wie er an ihr kaute, und sagte lachend: Soll ich Dir diktiren? Aus Deinem Herzen heraus? Wer war froher als Gottfried! So schrieb er denn frischweg (3. Juni):

„Meine liebe Braut, Gnade und Friede und den Segen des Herrn zum Gruß! Es wird Dir so sonderbar zu Muthe sein, wenn Du dies Blatt in die Hand nimmst, als mir, da ich diesen ersten Brief an Dich schreibe. Wir beide haben jetzt auf besondere Weise zu erfahren, was es auch in menschlichen Dingen auf sich hat, wenn man nicht im Schauen wandeln soll, sondern im Glauben. Aber Glauben ist ja nicht Ungewißheit und Zweifel und Sorge, sondern eine gewisse Zuversicht in den Dingen, die man nicht siehet; und so rede ich nun im Namen des Herrn, der uns, wie ich fest versichert bin, verbunden hat, ganz getrost mit Dir, als wäre ich schon lange mit Dir bekannt und vertraut, ob ich Dich gleich meines Wissens nie gesehen habe. Da Du den Herrn kennst, so wirst Du auch Dein eigenes Herz kennen, und da ein Menschenherz dem andern ähnlich ist, wie das Bild im Wasser dem Gesichte dessen, der hineinsieht (Spr. 27, 19), so kannst Du auch mich hinreichend kennen, ohne mich gesehen zu haben. Und so gewiß es ist, daß wir uns auf allerlei Noth gefaßt machen müßten, wenn wir unseren gleicherweise trotzigen und verzagten Herzen zu vertrauen hätten, so gewiß dürfen wir viel Frieden, Freude und Segen vom Herrn erwarten, wenn wir uns auf unserem gemeinschaftlichen Lebensgange von dem Geist der Gnade lehren, züchtigen und regieren lassen wollen, und auf Gnade allein unsere Hoffnung bauen. Das eben gibt mir in unseren jetzigen Umständen so freudige Zuversicht, daß Du auf Glauben hin dich entschlossen hast, die Frau eines Dir unbekannten Missionars zu werden. Der Herr wolle diesen Bund auf Zeit und Ewigkeit für uns segnen.

„Wir haben nun noch eine Wartezeit zu bestehen. Dies ist eine nicht ganz leichte Prüfung für uns Beide. Aber der Herr hat alles weislich vorausgesehen; und da wir

Geduld, ein reiches Maß von Geduld, bis ans Ende unserer gewiß nicht mühe- und leidenslosen Arbeitszeit bedürfen, so ist es ja recht gut, daß wir gleich von Anfang in die Geduldschule genommen werden. Dein längerer Aufenthalt in der Heimat wird uns aber gewiß reiche Frucht bringen, wenn Du Deine Zeit dazu anwendest, in meinem elterlichen Hause einheimisch zu werden, Dir bei Deinem Eintritt in neue Menschenkreise durch sorgfältige Beobachtung von Christen verschiedenen Schlages Erfahrung und Uebung für Deinen künftigen Beruf in einer ganz neuen Welt zu gewinnen, das was Du bisher gelernt hast, noch gründlicher und fertiger zu lernen, und Dich vielleicht auch noch mit einem oder dem andern neuen Wissensfache bekannt zu machen.“ Er geht dann aufs Einzelne ein: englisch und französisch verstehe sie ja schon, und sei geübt in Musik und Zeichnen. Ob nicht noch das lithographische Zeichnen zu lernen wäre, auch Botanik, weil er genöthigt sei, ziemlich viel den Doktor zu machen? An allem, was zur Leitung eines württembergischen Hauswesens gehöre, werde sie nicht schwer tragen, wenn sie auch wahrscheinlich nie kochen oder waschen müsse; doch werde sie einen Haushalt von etwa 60 Leuten zu führen haben, und sollte vorkommenden Falls den neuen Christen allerlei kleine Künste zeigen können 2c. 2c.

„Aber stelle Dir ja keine großen und außerordentlichen Dinge vor. Mit je einfältigerem, niedrigerem und mit dem Gewöhnlichen zufriedenerem Sinn Du herauskommst, desto weniger wirst Du Dich verrechnen und desto zufriedener wirst Du sein mit Deiner künftigen Lage und Arbeit. — Unser treuer und barmherziger Heiland leite und behüte Dich. Auf Seinen Namen wollen wir uns verbinden und in Seinem Namen verbunden bleiben. Dein G. W.“

Pauline hatte um diese Zeit bereits ihre Lehrerstelle

aufgegeben, um das Haus des Missionspapa zu besuchen. Da war sie nun Zeugin der großen Liebe und Eintracht, die es beseelten, aber auch der großen Unruhe, welche es manchmal wie ein Sturmwind durchzog. „An Einem Tage fuhren drei Gefährte nach einander im Pfarrhof ein und fünf Freunde blieben über Nacht." Mit dem fröhlichen Schwiegervater fuhr sie dann im Omnibus auf das erste Missionsfest in Basel, wo Viele sich mit ihm freuten über das für Gottfried und für die Mission gewonnene „Kleinod." Doch gab es noch viele Geduldsproben, ehe die Brautleute zusammenkamen; so konnten sie sich durch einen regelmäßigen Briefwechsel kennen lernen.

11. Die große Reise.

Schon länger her hatte Herrmann sich auf eine erste größere Reise gerüstet, auf welche er nur die fünf Jünglinge der ersten Klasse mitnehmen wollte. Auf derselben sollten alle kanaresischen Missionsstationen besucht werden, namentlich Bangalur und Bellari, wo mit den Londoner Missionaren über die Herstellung einer guten kanaresischen Bibel mündlich zu verhandeln war. Die nöthigen Vorarbeiten waren beendigt, die Kritik der bestehenden Uebersetzung hatte ihre Wirkung gethan: nun galt es, Gottfrieds Sprachgaben für das wünschenswertheste Ziel zu benützen. Nur ist hier gleich zu bemerken, daß diese dreimonatliche Reise nicht die erste, sondern die letzte der großen Fußwanderungen wurde, welche Mögling mit seinen Jungen unternommen hat. Denn auf ihr erhielt seine Gesundheit den bedeutendsten Stoß.

Am 8. Aug. 1843 trat er sie an, wohl versehen mit neuen Traktaten und Nummern der kanaresischen Zeitung, welche jetzt auf der Missionspresse gedruckt wurde. Der

Weg führte zuerst nach Kodagu hinauf; da nahm der Lehrer seine Knaben unterwegs sehr in Acht, ließ sie keine Frucht essen und kein kaltes Wasser trinken. Auf dem Marsch erzählte er aus alter und neuer Geschichte, am Sonntag aber zwang er die wandernden Gedanken, wie sie das Reiseleben mit sich brachte, zur Concentrirung aufs Wort. Dabei halfen ihm die Knaben bald mit Dolmetschen in allerlei Dialekten, bald im Sammeln von Sprichwörtern, ein Geschäft, das jetzt besonders lebhaft betrieben wurde. (Mögling brachte über 3500 derselben zusammen und einige der Knaben notirten sich solche während der Unterredungen und Disputationen mit Hohen und Niederen). Die jungen Bursche redeten wohl selbst mit den heidnischen Trägern und begegnenden Fremden; sie setzten sich auch bei Europäern in Achtung, wenn sie mehrstimmig sangen; zu Zeiten wurden sie freilich unlittig und zankten unter einander.

Madikeri war die erste Station, wo auch Europäer wohnten und mit dem Wort bedient werden mußten. Ihrer ist schon auf früheren Reisen gedacht (S. 160). Neu aber war der Besuch in Maisur, der Residenzstadt eines unabhängigen, freilich (1831—81) von Engländern verwalteten Königreichs. Wesleyanische Missionare nahmen hier den deutschen Missionar freundlich auf und führten ihn mit seinen Knaben in der Stadt herum, die mit ihren weiten Straßen und den ziegelgedeckten Häusern von 50000 Einwohnern einen stattlichen Eindruck machte. „Der Radscha ist ein gutmüthiger alter Knabe, der seine Pension und ein Fünftheil des reinen Einkommens vom Lande mit Hilfe seiner Brahmanen in Behaglichkeit verzehrt. Uebrigens ein Religionsmenger seltener Art. Tausende zahlt er an Krischnatempel, unterhält aber auch Schiwabrahmanen in Lingatempeln und die Buddhaklöster der Dschainas. Für seine eigene Person betet er eine heilige Kuh an, die in

einem Heiligthum des Palastes lebt und täglich gewaschen, gesalbt, mit Gold und Edelsteinen bedeckt wird. Weiter hat er den Katholiken eine Kirche um 10 000 Mk. gebaut. Sie trägt die Inschrift: „Im Jahr 1843 der Menschwerdung des Alleinherrn Jesus Christus wurde dieses Gotteshaus errichtet durch die Güte des zum Zweck der Weltbeglückung Mensch gewordenen, das Maisurreich beherrschenden Herrn Sri Krischna Raja Wodeja.“ Er unterhält auch die englische Freischule, welche eine vollkommen protestantisch christliche Anstalt ist. Bei so vielseitig angelegten Verdiensten wird, so scheint er zu rechnen, der Himmel ihm nicht entgehen können. In seiner Menagerie zogen uns besonders 2 Rhinocerose an, gutmüthige faule Ungeheuer, die eine Masse frisches Gras kauen und sich nicht viel um die Welt bekümmern, aber teufelswild werden, wenn sie einmal in Zorn gerathen.“

Die gewaltige Felsmasse des Maisur- oder Tschamundibergs wurde auch bestiegen und die wunderbare Rundschau genossen. Bei den Tempeln oben und am kolossalen Stier mußten Brahmanen und Heilige Rede stehen und ein Wort des Zuspruchs hören. „Ein Heiliger, der hier schon 28 Jahre sein Büßerleben führte, behauptete in Hindustani, in ihm sei keine Sünde, er habe ja die Welt verlassen; er wollte erst kein Kanaresisch verstehen. Doch im Verlauf zeigte sich, daß er es fließend sprach. Ich sagte zu ihm: Ihr behauptet, an Euch sei keine Sünde, und in dieser Viertelstunde habt Ihr eine Lüge gesagt. Er lachte: Ihr seid eben Heilige!“ — Die Heidenpredigt wurde in der offenen Schule gehalten, welche an einer der Hauptstraßen liegt; die Leute kamen langsam herbei, hörten aber dann Herrmann, der nach den 2 Engländern sprach, noch eine Stunde lang über Paulus Rede in Athen. Er verhandelte noch eingehend mit den Missionaren über Grundsätze und Schwächen

der jetzigen Mission, sowie über die Bibelrevision und schied sehr befriedigt.

In Srirangapatna (27. Aug.) wurden die Reisenden im dritten Stockwerk des alten Palastes einquartirt. „Hier hat Haider Ali Audienz gegeben, sagte der stattliche Bangalobediente, als er mit mir das Zimmer betrat, vor dem eine schöne Altane freie Aussicht bot über die verfallene Stadt und ihren großen Tempel. Mich weckte das Wort aus meiner Schläfrigkeit ganz auf. Ich sah nicht nur den alten Kriegsfürsten in diesen Hallen, sondern auch den ehrwürdigen Schwartz, der vor 64 Jahren (1779) dieselben Steintreppen heraufgestiegen ist und in diesem Saale mit dem gewaltigen Manne verhandelt hat. Ein steinalter Moslim beschrieb mir den Haider Ali als einen dicken Riesen, dessen Schuh 1½ Fuß lang und der für jedes Pferd zu schwer gewesen sei. Es war mir sonderbar zu Muthe beim Abendgebet, da ich mit den Knaben den Todesgesang des alten Missionshelden „Christus der ist mein Leben" an dieser Stelle sang. Mir träumte die ganze Nacht von Schrecknissen, so daß es mir noch des Morgens war, als hätten die Geister der alten Bewohner dieses Baus in der Nacht hier gehaust. Der Bediente führte uns am Samstag in der Festung herum und zeigte uns den Ort, wo die Engländer die Kaweri durchwateten, nachdem die Mauern zusammengeschossen waren, und in die Festung eindrangen. „Ihr, sagte der alte Moslem, seid nicht wie wir; wenn von uns zehn fallen, so laufen 100 davon, wenn bei euch zwei fallen, so stellen sich drei an ihren Platz. Und was war die Kaweri für euch? Ihr würdet über das Meer laufen, wenns sein müßte." Indeß saß Tipu ruhig bei seinen Weibern; da kam eine Kanonenkugel und schlug an eine der Säulen im Saal. Der Sultan eilt davon und reitet dem Flußthor zu, um zu fliehen,

aber schon kommen ihm Engländer entgegen, feuern und verwunden ihn. Er ließ sich verbinden. Ein hitziges Gefecht entspann sich. Tipu wird in den Kopf geschossen und ist bald begraben unter einem Haufen von Leichnamen. General Harris ließ den Todten suchen und neben seinem Vater bestatten. — Von 150000 Seelen ist nun die Bevölkerung auf etwa 10000 gesunken; der Aufenthalt hier gilt für ungesund, was zu gewissen Zeiten wahr sein mag. Am Abend gabs noch mit aufmerksamen Brahmanen eine Unterredung über Götzendienst."

In Irodu (Frenchrocks) war wohl ein Sipahiregiment, aber kein Reisehaus zu finden. „Ein Hufschmid bot uns eine offene Hütte, in der ein krankes Pferd stand, zum Uebernachten an. Von ihm hörte ich, daß eine Anzahl Tamilchristen im Regiment, besonders unter der Musik seien, die schon lang gern einen Katechisten bei sich gehabt hätten. Ich entschloß mich, einen halben Tag zu bleiben und nach diesen verlornen Schafen zu sehen, ließ auch gleich nach etlichen dieser Leute schießen. Mit ihrer Drei hielt ich eine Art Examen und fand, daß sie wenig Erkenntniß und noch weniger Glauben hatten. Ich predigte ihnen daher so einfach und herzhaft als möglich. Unser Herberger war früher dem Trunk ergeben, hat aber umgekehrt: darin sah er seine Gerechtigkeit; der andere Schmid ist ein Trinker, der Musikant lebt mit einem Hinduweib. Am Morgen kam dann Sergeant-Major Maclean, der einzige Christ in Irodu, und sagte, er wolle sehen, ob man nicht Kirche halten könnte. Der Adjutant schickte gleich ein Cirkular herum und eine Predigt wurde auf 11 Uhr angesagt. Zuvor besuchte ich den Doktor und einen Hauptmann, der sich zu freuen schien, als ich von der freien Gnade zu ihm redete. Er samt seiner Frau, der Doktor und ein anderer Offizier kamen in die Kirche, dazu etwa

vierzig Musikanten, Soldaten und Soldatenknaben. Ich predigte über Matth. 22, 14, taufte ein Kind des Schmids, dessen Weib einige Bibelkenntniß zeigte, und hielt noch eine Kinderlehre über die Predigt mit den Soldaten. Auch die Gentlemen blieben da, bis Alles zu Ende war. Darüber wurde es 2 Uhr, so schickte ich meine Leute voraus, aß ein wenig zu Mittag bei dem Sergeant-Major, nahm Abschied von Doktor und Kapitän und lief meiner Sippschaft nach. Wir übernachteten in einem halb offenen Posthüttchen, in welchem wir kaum Raum zum Liegen hatten, was aber nicht sehr unbequem war, da die Nächte hier oben kalt sind.

„Am Morgen gingen wir nach Abcuppe, wo ich erst über allerlei auf der Gasse redete und dann vor einem großen Haufen predigte (vom reichen Mann und Lazarus). Etliche Dschainas waren aufmerksam und sprachen verständig. Als es Nacht wurde, nahmen wir Abschied und sangen beim Abendgebet „Himmelan“ 2c. Ein Haufen Leute stand auf der Straße hin, um zu hören, und ging nicht weg. So mußte ich noch einmal hinaus, obwohl ich müde war, und hatte noch ein friedliches und freundliches Gespräch mit der neugierigen Zuhörerschaft. Ich erklärte das Lied, das ihnen zu gefallen schien, und hängte daran, was ich gegen ungeistlichen Gottesdienst zu sagen hatte. Dann schliefen wir im Polizeihäuslein, um in der Frühe weiter zu wandern.“

Doch wir können die Reise nicht im Einzelnen verfolgen. Bangalur, die (3000′) hochgelegene gesunde Hauptstadt des Maisurreichs, war das nächste Ziel. Hier ist das Hauptquartier der südindischen Armee, hier auch (seit 1831) der Sitz der Regierung für ganz Maisur. Zwei Missionen, der Londoner und der Wesleyaner, boten eine Gelegenheit zu fruchtbaren Verhandlungen, wie zur Predigt unter Heiden und Christen. Gar viele neue förderliche

Bekanntschaften wurden hier gemacht. Von einer Frucht der Reisepredigt erzählte dann bald der Bericht der Bangalur Traktat-Gesellschaft. „Von weither (30 engl. Meilen) seien Leute nach Gubbi gekommen, um nach dem Traktat über Kaste zu fragen, welchen die deutschen Missionare herausgegeben. In etlichen Dörfern habe dieses Büchlein einen starken Eindruck auf die Leute gemacht. Hierüber habe ich mich doppelt gefreut, einmal daß der Traktat Dienste thut, und dann, daß ich durch diese und ähnliche Zeugnisse ein wenig zu Namen komme unter den englischen Missionsbrüdern. Denn die lieben Engländer, wie Du (Dr. Barth) wohl selbst erfahren hast, sind kuriose Leute: wer bei ihnen keinen Namen hat, der gilt eben nichts. Hat einer einmal einen Namen, dann hört man ihn mit Achtung, er mag sagen, was er will. Dies sind freilich Eitelkeiten, aber in dieser Welt sind eben Eitelkeiten gar oft Realitäten, und so bin ich froh daran, obwohl ich den Aermel vorhalte, halb weil ich mich schäme, halb damit man mich nicht lachen sehe."

Im Oktober wurde der lange Marsch nach Bellari fortgesetzt, dem Ursitz der kanaresischen Mission (seit 1810). Hier war die Bibel übersetzt und gedruckt worden; hier galt es nun die Mängel des immerhin segensreichen Werks, das mehr eine Umschreibung als Uebertragung des Grundtextes zu nennen war, zur Geltung zu bringen. Es genüge die Erwähnung, daß Herrmann gerade hier „außerordentlich gute Geschäfte machte": nicht blos über die Bibelarbeit kam man ins Reine, sondern auch die biblischen Geschichten sollten nun in Typen nachgedruckt, die kanaresische Zeitung in Mangalur redigirt und in Bellari gedruckt werden. Sehr befriedigt setzte Mögling seine Reise über Widschajanagar, Harihar, Schimoga und Sringeri fort. Er hatte auf diesem ganzen Wege seinen Schwager Hiller zum Be-

gleiter, der dann auch mit ihm in Mangalur eintraf. Ueberall wurde tüchtig gepredigt und bei den Schülern wuchs die Lust und das Geschick zu ihrem künftigen Berufe. Die letzten Stationen waren übrigens sehr beschwerlich, indem Herrmann von einer Ruhr befallen ward, welche er anfangs vernachlässigte. Sobald er (8. November) bei seinem Gottfried angekommen war, mußte er sich legen.

Allein eben jetzt wurde Schwester Lotte erwartet, Gottfried reiste ihr (25. November) mit Hiller nach Bombay entgegen. Vorher war noch der anglikanische Bischof Spencer in Mangalur eingetroffen, der ein Examen mit den Anstaltsknaben und der englischen Schule vornahm und den beiden Brüdern seine große Freude und Theilnahme an ihrer gründlichen Arbeit bezeugte. Da mußte wiederum die Krankheit unterdrückt oder verheimlicht werden. Und bis die Geschwister von Bombay nach Mangalur kamen — am 12. Dezember war Lotte glücklich gelandet, in Begleitung eines neuen Arbeiters für die Knabenanstalt, Friedrich Metz — mußte wiederum Herrmann das Unmögliche leisten, neben seiner Krankheit auch die Knaben beaufsichtigen und „die Mühle im Gang erhalten". Da wurde ihm aber gezeigt, daß Gott auch durch Leidende sein Werk ausrichten könne. Eben jetzt sollte ihm die schönste Frucht der Arbeit in den Schoß fallen.

12. Die Bekehrung von drei Brahmanen.

„Mangalur, den 19. Dezember 1843. Dieser Eilbrief, welchen ich mitten aus der Arbeit heraus an Euch, liebe Eltern, schreibe, ist Euch doch vielleicht lieber als der längste, welchen Ihr von mir erhalten habt, denn dies ist ein Siegesruf. Der Herr hat eine That gethan, über die ich mich noch jetzt jeden Tag frohlockend wundere.

„Am 24. November, den Tag vor der Abreise der lieben Brüder nach Bombay, kam der erste Schüler der englischen Schule, Anandrao, zu mir früh Morgens mit einem Auftrag von Richter Anderson. Er stand eine Weile vor meinem Fenster. Ich war gerade sehr beschäftigt und gab ihm einen neuangekommenen englischen Kalender zum Lesen. Darin liest er die Geschichte des griechischen Königs, der, um sein Gesetz aufrecht zu erhalten, seinem Sohn ein Aug' und sich eines ausstechen läßt, auf Gottes Gnadenrath gegen Sünder angewendet. Er stutzt und weint. Darauf kommt er zurück zu mir und fragt, was das für eine Geschichte sei. Ich besehe ihn und denke, er sei gekommen, von Herzen mit mir zu reden. Das war nicht unerwartet, da ihn eine Krankheit vor sechs Monaten beten gelehrt hatte, was ich wußte, und da er auch einmal bei Gottfried während meiner Reise plötzlich in einen Strom von Thränen ausgebrochen war.

„Ich rief ihn herein zu mir und erzählte ihm die Geschichte weitläufig, predigte darauf herzhafter und herzhafter, da ich eine starke Bewegung in seinen Augen sah. Endlich sagte ich: Dies ist der einzige Weg, auf welchem der heilige Gott gerecht sein und doch Sünder gerecht machen kann. Ich bezeuge dies aus der Schrift und aus eigener Erfahrung. Merke: entweder ist meine Rede wahrhaftig, oder die Bibel ist eine Lüge und ich bin ein Narr. (Er weinte.) Und noch mehr: wenn dies Wahrheit ist, so hast Du keinen Frieden in Deinem Herzen, weil Du ihn nicht bei Jesu gesucht hast. Nun brechen Thränen heftig hervor. Da bezeugte ich ihm den Reichthum der Gnade Jesu, der alle Sünder annimmt, die an Ihn glauben, und Allen Alles vergibt. Nun fing er an zu lachen. Ich sah, daß dies die rechten Thränen und das rechte Lachen waren, und bat ihn, sich ein Herz zu fassen und seine Sünden vor dem

Herrn zu bekennen, bezeugte ihm dabei, daß ich sein Bekenntniß als ein Heiligthum bewahren werde. Nach einigem Zögern sagte er: ich will bekennen, aber nicht heute. Allein ich fühlte, daß jetzt die rechte Zeit sei, sprach zu, wartete, ermahnte, und endlich öffnete er sein Herz. Nun war der Sieg über den Feind gewonnen. Ich fragte: hast Du schon recht (im Namen Jesu) gebetet? Er: ja. Ich: so laß uns zusammen beten. Wir knieten nieder und ich lobte Gott für die Offenbarung seiner Gnade durch den Geist Jesu in dem neugeborenen Bruder. Darauf fragte ich ihn, ob er sich aber auch auf die Noth, welche das Bekenntniß seines Heilandes über ihn bringen werde, gefaßt gemacht habe? Er sagte: nein, aber Gott wird mir helfen. Von da an war er des Herrn.

„Ich lud ihn ein, am morgenden Tag wiederzukommen. Er kam aber denselben Abend wieder. Darauf fing ich an Nachmittags mit ihm das Evangelium Matthäi zu lesen und zu beten. Nach ein paar Tagen begann er auch Morgens zu kommen. Ich hatte Freude über Freude. Am 1. Dez. kamen die beiden übrigen Schüler der ersten Klasse und baten mich, an Anandas Unterricht theilnehmen zu dürfen. Ich stutzte. Ramatschandra erklärte mir, daß Anandrao ihn und Mandschunatha bisher zurückgehalten habe durch seine fortwährende Opposition gegen die Bibel. Jetzt auf einmal sei er verändert und bezeuge es ihnen; und sie wollen nun dieses Werk Gottes erkennend, ihrem Freunde folgen. Ich wies sie zu Christo, dem Sünderheiland. Nach ein paar Tagen fing auch Ramatschandra an, zu frohlocken, daß ihm Gott im Namen Jesu seine Sünden vergeben habe. So waren wir zu vieren beisammen.

„Letzte Woche kamen noch zwei andere Brahmanen, Bhagawanta und Mukunda, die schon früher bei uns englisch gelernt und seit länger in der Druckerei ge-

arbeitet hatten, bekannten ihren Glauben an Jesum, und daß sie sich, der eine seit einem Jahr, der andere seit zwei Jahren, durch Menschenfurcht haben einschüchtern lassen, aber jetzt entschlossen seien, lieber Alles zu wagen, als verloren zu gehen. Nun sind wir sechse. Ich staune, schäme mich meines Unglaubens und lobe den Herrn unsers Heils, der um uns und in uns Licht schafft. Vielleicht schon am Erscheinungsfeste werde ich diese Brüder im Namen unseres dreieinigen Herrn taufen dürfen. Ich weiß mich kaum zu fassen vor Freude. Ananda ist mir ein Herzensbruder, „eine Freude“ (dies ist die Bedeutung seines Namens) aus Gott. Die Gnade des Herrn drückt mich zu Boden; ach, was bin ich elender unnützer Knecht, daß Er mich dieses erleben läßt. Immer noch unwohl von der Ruhr her, habe ich doch noch keine seligeren Tage gesehen seit meiner Bekehrung. O liebe Eltern, danket, lobet, singet und freuet Euch des Herrn mit mir. Er ist's, der allein Wunder thut. Wenn ich hinaussehe durch die Thür, die Er mit starker Hand so aufgethan hat unter den Heiden hier und die Niemand wird schließen können, so will mir das Herz vor Freude zerspringen.

„Hier folgt ein Brief von Ananda an Dich, lieber Vater, es ist Alles von ihm allein. Auch einer von Stephan, dem Ersten unserer Missionsschule, den der Herr schon länger heimgebracht hat. Nun dies sei Euer Christgeschenk. Frohlocket und jauchzet und zeuget laut von der Macht Jesu Christi und betet, daß Er mit uns sein und uns den guten Kampf durchkämpfen helfen möge bis zum Sieg! Ihm sei Ehre und Macht, Lob und Preis, Sieg und Herrschaft in Ewigkeit! Amen. Euer bei aller Armut, Sünde und Schwachheit überreicher und überseliger Herrmann.“

Am 24. Dezember landeten Gottfried und Hiller mit Lotte und Bruder Metz in Mangalur. Den Tag nach dem

Christtag war die Hochzeit; es war gerade Herrmann's schlechtester Tag, er rüstete sich auf etwas anderes als eine Hochzeit. „Euer Hochzeittext von 1835 wurde mit vielen Thränen von mir (Gottfried) durchgepredigt." Das glückliche Paar wohnte noch der Brahmanen-Taufe bei, dann reisten sie nach ihrem Bettigeri ab.

Eben an jenem 24. Dezember kam es unter der Brahmanenschaft aus, daß jene Jünglinge Christen werden wollten. Anandrao hatte das Geheimniß seiner Gattin mitgetheilt, die er auf den bevorstehenden Kampf vorbereiten wollte; sie hatte es ihrem Vater, dem einheimischen Richter, verrathen. Sogleich wurden die drei Jüngeren an fernerem Besuch des Missionshauses und der Schule verhindert; nur die beiden ältesten konnten unter dem Vorwand, ihrer Arbeit in der Druckerei nachzugehen, ihre Besuche fortsetzen. Sechs schmerzlich herbe Wartetage verflossen; Herrmann lag in heißem Kampf um die bedrohten Seelen. Anandrao beharrte bei seinem Widerstand gegen Abgötterei, lieferte aber doch den andringenden Verwandten seine Bibel aus. Endlich (30. Dezember) schickte Herr Blair (auf einen Wink von Mögling) einen Boten an Anandrao, der diesen zu einem Morgenbesuch einlud. Nachdem sich derselbe — in Begleitung eines Wächters — bei dem freundlichen Oberbeamten eingestellt und allgemeine Ermahnungen zu Geduld und Glauben vernommen hatte, nahm er sich die Freiheit, den Heimweg durch das nahe Missionsgehöfte einzuschlagen. Er war beinahe eingeschüchtert und über den Zeitpunkt seines Uebertritts schwankend geworden; jetzt an Mögling's Schmerzenslager wachte der Glaube von neuem auf. Er betete eine halbe Stunde allein, dann nahm er Abschied von den Lehrern. Aber nachdem er zehn Minuten weit gegangen, hieß er den Wächter heimkehren und eilte zurück in's Missionshaus, wo er mit den Worten ein-

trat: „Hier bin ich und hier bleibe ich!“ Nun war er glücklich in der seligen Gemeinschaft mit dem Herrn und seinen Knechten.

Bald kam der Schwiegervater herbei. Verwandte stellten sich in Masse ein und beschworen Anandrao, doch zu ihnen zurückzukehren. Es waren schwere Stunden, doch bestand er den Anlauf mit festem Muthe, auch kam es zu keinem Zornesausbruch. Erst am späten Abend lösten die drei Brahmanen ihre heilige Schnur ab und nahmen nach dem langen Fasten etwas Kaffee und Brot zu sich, womit die Kaste gebrochen war. Der nächste Tag (31. Dezember) war ein Sonntag. Als Alles in die Kirche gegangen war, drang ein Schwarm Brahmanen, Muhammedaner und anderes Volk, wohl 200 Köpfe, in das Haus auf Balmatha und wollte die drei Jünglinge fortschleppen. Mögling vergaß im Nu alle Krankheit und wehrte sich für sie wie ein Löwe; auch Weigle brauchte mächtig seine Fäuste; ein Soldat, der auf Besuch gekommen war, ließ sich auch nicht lässig finden. Unter fürchterlichem Lärm brachten die Feinde wenigstens den Bhagawanta eine Strecke weit fort, theilweise ihn auf dem Boden schleifend; dann gelang es den wenigen Männern, dem feigen Häufen die Beute zu entreißen.

„Nun begannen für uns selige Tage. Wir hatten unbeschreibliche Freude in dem Besitz dieser neuen Brüder; sie wurde nicht gestört durch die Drohungen und Lügen der Brahmanen. Am Erscheinungsfest 1844, dem siebenten nach Herrmann's Ordination, predigte er wieder über Jes. 42, aber anders, und taufte diese Brahmanenerstlinge: Christian, Jakob, Herrmann. — Wir haben eine Festzeit gehabt, wie noch nie — und vielleicht nie wieder. Im Angesicht unserer Feinde hat uns der Herr einen Tisch bereitet. Hier erhaltet Ihr die Brahmanenschnur Herr-

mann's, die er am Abend des 30. Dezember, nachdem das erste Haupttreffen mit seinen Verwandten überstanden war, mir umhängte. Hebet sie wohl auf. Ihr werdet ihn hoffentlich selbst zu sehen bekommen, wenn ich einmal einen Besuch bei Euch mache. Wär ich sein Vater oder seine Mutter, ich könnte ihn nicht lieber haben und auch er hat eine Anhänglichkeit, wie ich sie nicht für möglich hielte, wenn ich sie nicht täglich zu erfahren hätte. Du mußt ihn nolens volens an Kindesstatt annehmen."

„Am Sonntag (7. Januar) that der Teufel nach einen Schuß, war aber schlecht geladen. Herr Blair schickte uns am frühen Morgen ein Billet, wir sollten nicht aus dem Hause gehen, weil die Muhammedaner gegen uns aufgereizt seien. Jakob's Verwandte hatten in der Nacht die Eingeweide und den Kopf eines Schweins in den Teich vor der Hauptmoschee werfen lassen. Das gilt in Indien für die Losung zum Aufstand, zur Niedermetzelung der Christen. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Die Soldaten mußten bereit gehalten werden und die Kanonen stunden schlagfertig auf dem Exerzierplatze. Herr Blair hatte indeß nach den Häuptern der Muselmanen geschickt, und sie kamen begleitet von Tausenden trotziger Mapillas. Er konnte sie überzeugen, daß es nicht die Christen, sondern eher Brahmanen seien, die ihr Heiligthum verunreinigt haben; sie dürfen gewiß glauben, daß streng untersucht werde, mittlerweile gab er das Geld zur Reinigung des Tanks. Inmitten der Volkshaufen waren Metz und ich (Gottfried) zur Kirche gegangen, und ich predigte vor mehr Engländern als gewöhnlich. Auch der Kommandant der unter die Waffen getretenen Sipahis kam in die Kirche, und schließlich, nachdem er die Massen beruhigt, auch noch Herr Blair. Am Nachmittag öffneten die Händler wieder ihre Buden. Wie kräftig und muthig Herr Blair uns beigestanden, und

wie er und seine Gattin uns mit Freundlichkeiten überschütten, läßt sich nicht leicht erzählen."

„Noch fehlen uns zwei aus der Zahl. Ueber Mandschunatha sind wir ungewiß: er ist erst vierzehnjährig und vielleicht ist es besser, wenn das Samenkorn, das in ihm liegt, noch etliche Jahre schläft, da die bestehenden Gesetze ihn nicht vor seinen Leuten schützen. Der feine Ramatschandra, achtzehn- bis neunzehnjährig, wird in einer benachbarten Stadt festgehalten. Man gibt ihm Laxiere und Brechmittel; und es sollen schon drei Pillen von ihm gekommen sein, welche die Padres ihm eingegeben, um ihn zu verzaubern. Man hat ihm auch ein Pflaster auf den Kopf gelegt. Das letzte Mal schied er von uns mit den Worten: „Ich bin bereit, für Christum auch zu sterben." Wird er wohl noch seinen Leuten entspringen?" Er wartete, bis der Bekenntnißdrang verflogen war.

Dagegen hatte Ammann am 6. Januar auch einen jungen Brahmanen in Kadike getauft, seinen David, der durch die Mangalur-Missionsschulen gelaufen war, und zugleich mit ihm einen Dämonenpriester „den Elephanten seiner Kaste." Was das Evangelium wolle und wirke, war nun durch's ganze Land bekannt. Freilich schmolz unter dieser Aufregung die englische Schule auf 7 (portugiesische) Schüler herab. Und Kaundinjas Gattin Lakschmi wurde acht Jahre lang von ihm ferngehalten.

13. Erholung auf den Nilagiri.

Jahre lang hatte Herrmann das Wort im Herzen bewegt: willst du eine Seele gewinnen, so setze deine Seele ein. Das hatte sich jetzt verwirklicht: alle Seelen- und Leibeskräfte hatte er in diesem Kampfe eingesetzt und war nun todesmatt. In der letzten Dezemberwoche hatte er

gebetet, Gott möge ihn am Leben lassen bis nach der Taufe der neuen Brüder. Seit sie getauft waren, war er bereit, zu bleiben oder dahinzufahren; wie sich's entscheiden werde, stand Monate lang auf der Wage. Aber auch Gottfried's Gesundheit hatte in diesen Tagen einen „Treff“ erhalten; Jahre lang litt er an ohnmachtähnlichen Nervenzufällen. Das war der „Dämpfer“ auf die Freude.

Mir war damals ein Söhnchen gestorben. Herrmann schrieb darüber (12. Januar): „Dein lieber Friedrich ist jetzt reich an Fried und Freud im Friedensreich. Wie wird er jetzt die Augen aufthun über aller der Pracht und Herrlichkeit ringsum! Er ist mehr als in Sicherheit. Wir aber schwimmen noch in den Wellen bald oben bald unten, jetzt rüstig und dann schwach. Der Herr wolle uns zusammen hinüber bringen und am Heimatufer als viel umher geworfene Ulyssesse erwachen lassen in Freuden und nach seinem Ebenbilde.“ Gottfried aber fügt einigen herzlichen Worten noch die Bemerkung bei: „Wie viele Anmahnungen an den Tod erhalten wir allenthalben her! Mir ist's oft, als wenn ich meine liebe Braut umsonst herausbemühte. In der That, man hat nicht so Unrecht, wenn man den Missionaren vom Heiraten abrathet.“

Beide Brüder baten die Eltern und Freunde, doch ja auf's Allermäßigste von dem gelungenen Sieg zu reden. Herrmann, der sich (15. März) auf die Kodaguberge nach Madikeri zurückgezogen hat, schreibt an Barth: „Daß man nur nicht zu viel Lärm mache! Man soll still sein beim Fischefangen, außer wenn man es einmal im großen treibt und die großen Netze auswirft. Wir aber sind immer noch Angler am Ufer und müssen uns bescheiden.“

Um seinen Mitarbeitern Weigle und Metz einige Erleichterung zu verschaffen, hatte er die ältesten Jünglinge mit sich nach Kodagu genommen, wo er sie durch Lehren

und Diktiren vom Lager aus beschäftigen konnte. Doch, wenn er gleich meinte, der Herr habe ihm gezeigt, daß Er ihn auch krank arbeiten lassen könne, im Verlauf wies ihn der Arzt in größere Ruhe, die er auf den Nilagiri zu suchen habe.

So läßt er denn die meisten der Jünglinge nach Mangalur zurückkehren. Er behält blos zwei bei sich, den Erstling seiner schwarzen Brüder, Stephan, und den jüngstgewonnenen, Herrmann. Langsam, wie es der höchst unstete Puls erlaubte, reist er den kühlen Bergen zu. „Wenn der liebe Gottfried in gar zu großer Sorge und Niedergeschlagenheit über mich schreibt, so müßt Ihr ihm nicht Alles glauben. Eigentlich besser bin ich freilich noch nicht geworden, allein ich habe seit dem 14. April das bestimmte Gefühl, daß ich wieder gesund werden werde. Doch bete ich nur, daß Sein Wille geschehen möge; Er hat mir dazu geholfen, daß mir Leben oder Sterben, Gesundheit oder Krankheit recht ist.“

In Ottakamand, der Hauptniederlassung auf den blauen Bergen, fand er endlich (Mai) einen geschickten Arzt, unter dessen Behandlung er allmählich vom Durchfall frei wurde. Er hatte gerade noch einen „letzten“ Brief nach Hause geschrieben: entweder werde er jetzt heimgerufen, oder, wenn etwas besser, sei er auf dem Wege nach Europa. Er durfte bleiben. Das Halbjahr, das er krank gelegen, ist ihm immerhin lieber, als die vorhergegangenen sieben Jahre und gerne will er krank bleiben oder werden, wenn er wieder einen solchen Zug thun dürfte. „Als Krankenwärter und Munschis habe ich Herrmann und Stephan bei mir, welche meine rechte und linke Hand sind. Jener hat, ohne es zu wissen, noch etwas Brahmanenstolz ankleben und diesem, einem geborenen Tamilparia, hängt etwas vom Stolz gemeiner Leute an, die sich gehoben fühlen

beide aber sind mir lieb, wie meine eigene Seele. Hoffentlich bekommt Ihr sie zu sehen, wenn ich etwa 1847 die Heimat besuche. — In behaglicheren Stunden schreibe ich für christliche Blätter rc. rc. Wenn ich nur auch zugleich in Mangalur sein könnte! Allein Alles kann man eben nicht auf einmal haben. Ich danke dem Herrn, für das was Er gibt!“

Endlich findet er (Juni) einen wirklichen Ruheplatz bei den theuren Freunden Blair, die sich in Kotargiri, der östlichsten Bergstation, auf längeres Bleiben eingerichtet hatten. Hier fühlt er sich ganz zu Haus und wird aufs treuste verpflegt. In trüben Stunden, wenn Rückfälle eintreten, lockt ihn die Aussicht, vielleicht hier oben eine Missionsstation zu gründen, auf der er auch mit halber Gesundheit doch ein schönes Stück Arbeit liefern könnte. Er wagt (Ende Juli) den ersten Ausflug zu Fuß und die Reize der eigenartigen Hügelwelt fangen an auf ihn zu wirken. Bald werden Farrenkräuter gesucht (für Dr. Barth), bald Alterthümer ausgeforscht und ausgegraben, bald Angehörige neuer Volksstämme ausgefragt. „In Mangalur ist einmal mein Posten, an den ich durch Gottes Gnade mit vielen Fasern angewachsen bin. Doch wünsche ich, die Kommittee entschlösse sich, eine Mission hier oben anzufangen; denn das Arbeitsfeld ist gar zu einladend und es ist wesentlich kanaresischer Boden. Die Badager (Nordleute, wie sie sich heißen) bilden die Masse der Bevölkerung, einfältige und leichtherzige Bauern, die meinen, Lesen und Schreiben sei für Reisesser, nicht für Leute, die so grobe Gerste essen. Auch der Dorfbrahmane, den sie mir brachten, sah aus wie ein Bauer, hatte kein Buch und konnte nicht lesen. Ihr Guru komme nie auf diese Berge. Sie wohnen in Dörfern, die aus einem halben oder ganzen Dutzend Häuser bestehen, unter einem Dach, nur durch Seitenwände

geschieden. Vor der Häuserreihe liegt die gemeinsame Tenne, die auch als Markt oder Kinderspielplatz dient."

Mögling pflegte traulichen Verkehr mit dem emglischen Bischof Spencer und predigte wiederholt für ihn in Kotargiri und Kunnur. Der Arzt konnte endlich — bei steter Vorsicht — wirkliche Genesung in Aussicht stellen und erlaubte im Oktober die Rückkehr an die heiße Küste. Sie wurde beschleunigt durch einen Wink, welchen Gottfried ihm zukommen ließ, daß der unglückliche Ramatschandra sich wieder der Mission zu nähern suche.

Gottfried hatte schwere Tage durchlebt. Einmal war die ganze Stadt durch lügenhafte Gerüchte aufgeregt, voll Wuth und Angst. „Die heidnischen Nachbarn des Schulhauses nahmen aus Furcht das Stroh von ihren Dächern, damit ihre Häuser nicht mitverbrennen, wenn man das unsere anzündet. Gottlob, daß der Sauerteig so zu wirken anfängt! Aber mir ist es bei meiner Nervenschwäche nichts Leichtes, solche Stürme auszuhalten. Zur rechten Zeit kamen die Monsunregen, und so hilft der Herr gerade dann, wo mein armes Herz am Verzagen ist. Mit dem lieben Herrmann zur Seite kann ich eher was aushalten. Wir sind aber sicher durchgekommen, als wäre Alles im tiefsten Frieden."

Herrmann raffte sich auf, hinabzusteigen ins heiße Niederland. Er hatte neue angenehme Bekanntschaften gemacht und schließlich noch eine keimende Leidenschaft bekämpft, „die beinahe einen Thoren aus mir gemacht hat". Nachdem er „einen erträglichen Sieg" davongetragen, eilte er um so rascher an seine Arbeit zurück. In Talatscheri brachte er eine Woche zu, gleichsam um sich an die Hitze der Küste zu gewöhnen. Uns schien er nur gar nicht gewachsen dem Geschäftsschwall, der auf ihn wartete; aber er hatte sich einmal entschlossen, zu wirken wie ein Gesunder, wenn auch Schwäche zu zeitweiligem Aussetzen und

Ruhen nöthigen sollte. Den Ramatschandra sah er bald nach seiner Ankunft in Mangalur (28. Oktober): „Der Docht glimmt noch, der Herr wird ihn nicht auslöschen, sondern anfachen. Er kommt des Abends halb verstohlen und bittet um Widerlegung der in diesem Jahr gefundenen (von einem Muhammedaner eingeblasenen) Zweifel gegen das Evangelium.“ Dem guten Gottfried ging sein Anblick durch Mark und Bein: „wie ein Trunkener schwankt er zwischen seines Herzens Drang und dem hergebrachten Brahmanenwesen.“ Zuletzt heißt es von ihm (Febr. 1845): „Er hat's im Gewissen, daß er dem Herrn untreu geworden, und sucht nun Ausflüchte und Disputirkünste. Gott erbarme sich seiner!“

14. Pauline auf Balmatha.

Unerträglich wäre Gottfried der Gedanke gewesen, daß ein Anderer als sein Herrmann ihn mit der Braut trauen sollte, die nun endlich in Gesellschaft der Geschwister Sutter und zwei anderer Bräute, durch allerhand Hindernisse aufgehalten, sich langsam Mangalur näherte. „Ich freue mich, einigermaßen mit Zittern, denn es ist keine Kleinigkeit für mich, denken zu müssen, wie manches Färblein, wie manchen Zug von dem Bilde, das sich die liebe Pauline von mir gemacht, sie wird auswischen müssen. Doch wir wollen gleich den Herrn gemeinschaftlich bitten, daß Er unsere Verbindung segnen und heiligen möge, dann werden wir einander bald verstehen und uns in Ihm als Eins achten lernen.“

Zugleich wirft er sich in angestrengteste Arbeit, die Zeit auszunützen. „In der ersten Klasse zu lehren ist eine Lust, wenn nur nicht die ewige Noth wäre, daß man, wie zu weiland Th. Platter's Zeiten, zuerst das Lehrbuch,

dann die Interpunktionen, dann die Erklärungen und weiß nicht was noch diktiren muß, wenn man will, daß nicht alles Gelehrte wie in einen bodenlosen Brunnen falle." So arbeitet er eben an der Kirchengeschichte und übersetzt den Daniel.

Die Reisegesellschaft, Missionar Sutter und Frau mit drei Bräuten, war Ende Oktober 1844 von Basel abgefahren. Die Diligence hatte sie nach Chalons gebracht, von wo sie Saone und Rhone hinabfuhren. In Avignon mußte wieder die Diligence bestiegen werden. Hier hörte Pauline während des Mittagessens einen Jesuiten am Nebentische unter höhnischem Gelächter von fünf evangelischen Missionaren, die in Mangalur sein sollen, erzählen. Er ahnte wohl nicht, daß fünf weitere neben ihm saßen, im Begriff auch dahin zu reisen. Wie schon in Lyon ein Besuch bei dem Prediger Fisch und seiner liebenswürdigen Gattin wohlgethan hatte, so fanden sich auch in Marseille evangelische Freunde, deren Dienste das Herz erquickten, und eine gute Predigt in der reformirten Kirche stärkte den Glauben. Auf dem Dampfschiff vergingen drei Tage unter Sturm und Seekrankheit. Man war dann froh, in Malta wieder einige Stunden festen Boden unter den Füßen zu haben. In Alexandria wurde schnell die Kleopatranadel besichtigt, dann brachte ein langsamer Dampfer die Gesellschaft nach Kairo. „Ich kann es heute noch nicht begreifen, wie wir unsere dreißig Stücke Gepäck in Bulak auf die Kamele und in das Hotel d'Orient brachten, in stockfinstrer Nacht unter tollstem Getümmel." Hier wurde nun etwas ausgeruht, man besuchte die Missionare Lieder und Kruse. Pauline begleitete auch die Sutter auf einem Ritt zu den Pyramiden, ohne daß es sie gelüstet hätte, derselben eine zu besteigen.

Nun kamen erst einige Reisenöthe. Zwei Kisten der

Bräute überschritten das Maß, welches einem Kamel für den Zug durch die Wüste zugemuthet werden durfte. Sie hatten schon den armen Lastträgern in Frankreich, Alexandria rc. manchen Seufzer ausgepreßt. Was die Mütter so sorgsam eingelegt hatten, mußte in vier kleine Verschläge umgepackt werden. Dann setzten sich alle auf Esel, neben welchen die beladenen Kamele herschritten. In der Wüste zeigten die ausgetrockneten Gerippe oder faulende Reste von Kamelen den Weg; man zählte ihrer dreißig an Einem der drei Tage, welche die Reise währte. Im öden Suez hatte man viele Mühe, zwei verfallene Dachstübchen aufzutreiben, welche die Karawane aufnahmen. Um so größer war die Freude, hier einen Brief Gottfrieds zu finden, der schon vier Wochen auf seine Empfängerin gewartet hatte. Endlich war auch das Schiff angelangt, auf dem 109 Passagiere einquartirt zu werden verlangten. Der Kapitän war nicht verpflichtet, mehr als sechzig aufzunehmen, und nur seine Gutherzigkeit verhinderte die Entscheidung, daß dießmal die Deutschen zurückbleiben müßten. Den Frauen wurden die Kabinen eingeräumt, die Herren hatten alle unter freiem Himmel ihr Nachtlager aufzuschlagen. Da klang dann das Wort, welches eine Tante in Paulines Album geschrieben hatte, ihr ins Herz: Nur frisch hinein! es wird so tief nicht sein, das rothe Meer wird dir schon Platz vergönnen. Glücklich gelangten die Deutschen nach Aden, wo eine englische Familie, von Gottfried benachrichtigt, ihnen liebevoll entgegenkam. Als man aber eben aus dem Hafen hinausfuhr, gerieth das Schiff auf eine Sandbank, und als es endlich mit der Flut glücklich weiter dampfte, wurde Sutter gerufen, einen Todten ins Meer zu versenken. Es war ein junger Missionsfreund aus Bombay, erst seit Kurzem verheiratet, dessen Kräfte die Ruhr in wenigen Tagen verzehrt hatte. „Wir sahen bald darauf von unserem Kajüten-

fenster aus den Leichnam auf ein Brett gebunden, als ein Spiel der Wellen von der Strömung nach Süden getrieben. Die junge Witwe aber ertrug die schwere Prüfung mit festem Glaubensmuth."

Am 13. Dezember wurde Bombay erreicht und schon stieg auch Freund Larkins an Bord, Briefe von Gottfried zu überbringen und die ganze Gesellschaft in sein weit entlegenes Haus einzuladen. Hier aber wurde eine schwere Wartezeit über die Bräute verhängt. Die Bräutigame in Mangalur warteten schon seit Wochen und schrieben natürlich keine Briefe mehr nach Bombay, weil sie einer schnellen Weiterfahrt entgegensahen. Sutter aber kaufte erst Hausrath ein und entschloß sich dann, auf ein Schiff zu harren, das täglich ankommen und seiner Frau Klavier bringen mußte. Natürlich wurde den Bräuten die Zeit lang, wenn sie auch Anfangs gerne ihre Wäsche und Anderes in Ordnung brachten und etwa ein Hochzeitkleid machten, später am Meeresstrande Muscheln sammelten, auf einsamen Hügeln ihre Lieder sangen und die Pracht der indischen Flora bewunderten. Der Christtag verging und noch immer kein Schiff. Endlich entschloß sich doch der Reisemarschall zur Abfahrt, ein „Pattemar" wurde gemiethet und am 31. Dez. bestiegen. Noch ein Sturm war zu bestehen, dann war 7. Januar Nachts der Hafen von Mangalur erreicht und am frühen Morgen fuhr Gottfried im Boot dem Pattemar zu.

„Am 8. Januar 1845 habe ich endlich, ja endlich meine liebe Pauline begrüßen dürfen. Der Herr hat sie, nicht immer ganz aufs Leichteste, aber doch gnädig und freundlich über Land und Meer gebracht." (Am 8. Januar 1860 hat sie sich als eine langsam Sterbende in Mangalur nach der Heimat eingeschifft — fünfzehn Jahre indischer Arbeit waren ihr beschieden, so viele wie ihrem ersten Gatten).

„Am 9. Januar Mittag hat der liebe Herrmann, den

der Herr hiezu besonders gestärkt hat, nach einer neuen Predigt über den alten Text (Ps. 68, 20, S. 87) unsere Hände in einander gefügt und den Segen des Herrn über unsere Verbindung ausgesprochen. Unsere Knaben sangen ihre deutschen Lieder. Mir war's unaussprechlich feierlich und selig zu Muthe. — Dann zogen wir gleich herauf nach Balmatha, wo unser theurer Bruder Alles für uns zurecht gemacht hatte, und nun sind wir hier, staunend über die Fülle göttlicher Liebe, welche uns zusammengebracht hat. Ich sehe gleichsam das liebliche Morgenroth eines neuen Tages. Noch sind meine Augen nicht daran gewöhnt, aber es wird kommen. Nochmals innigen Dank, daß ihr so für mich gesorgt und damit Euren elterlichen Liebeserweisungen die Krone aufgesetzt habt." — Herrmann kann sagen, er sei auf seine Weise so vergnügt als Gottfried; denn wie viel hat sich seit acht Jahren aufs lieblichste verändert! „Den lieben Gottfried habe ich nun seit Jahren gehabt, und habe nun gar auch die liebe Pauline und durch sie den lieben Gottfried gewiß künftig viel fröhlicher, getroster und glaubensfreudiger neben mir. Ja es gelte Euch und uns bis ans Ende: Gelobet sei der Herr täglich! Gott leget uns eine Last auf, aber Er hilft uns auch." — Pauline füllt die dritte Seite des Briefs. Sie fühlt ihre Armut und Schwachheit gegenüber den übernommenen Pflichten und empfiehlt sich der besonderen Fürbitte der Eltern. „Wie viel Gnade und Treue unseres großen Gottes habe ich in dieser ganzen Zeit erfahren; wie bin ich Ihm mein ganzes Herz und Leben schuldig! Ich möchte es Ihm auch aufs Neue ohne allen Vorbehalt als das einzige Dankopfer, das ich habe, übergeben. Der Herr möge mich wachsen lassen am innern Menschen und mir dazu besonders auch den Umgang mit meinem theuren Gottfried, in dem mir der Herr so *viel* geschenkt hat, und

mit unserem geliebten Herrmann segnen, vor Allem aber mich immer mehr in Seine selige Gemeinschaft in Gebet, Glauben und Liebe hineinziehen, denn bei Ihm allein ist vollkommene Sättigung für die dürstende Seele. Unser Herrmann ist recht wohl; ich hoffe ihn veranlassen zu können, sich hie und da mehr zu schonen, als er es gerne thun möchte."

Nach wenigen Tagen aber ist das Kleeblatt aus dem Strudel der Willkommsfreude aufgetaucht. Die beiden mitgetrauten Paare, Irion und Müller, sind süd- und nordwärts nach ihren Stationen abgesegelt. Von Flitterwochen weiß man hier nichts: „wir lügen einander weder in Prosa, noch viel weniger in Poesie an. Aber die Alltäglichkeit des Berufslebens ist uns auf jedem Schritte versüßt. Pauline krustelt gerade an unserem Küchengeschirr, hat auch schon etliche staunende Blicke in meinen Weißzeugkasten geworfen und der Mutter Verheißung, daß ihrs in Mangalur an Lumpen nicht fehlen werde, leider nur zu wahr gefunden." Sie merkt, daß die gesammte Haushaltung zu übernehmen, doch eine große Aufgabe sei, holt sich Rath, wo er zu finden ist, und erkennt, daß sie noch viel zu lernen, auch Manches zu verlernen hat. Mit ganzem Eifer arbeitet sie sich ins Hauswesen und in die Sprache ein.

Und welche Freude: Herrmann kann endlich seine Krankheit als etwas abgethanes ansehen; ganze Wochen, in denen er sich nicht schont, verlaufen doch ohne Störung. „Recht krank sein, möchte ich fast sagen, ist keine Kunst, aber in halbem Siechthum sich hinschleppen zwischen Arbeit und Nichtsthun, zwischen Ungeduld und Maßleidigkeit, Reizbarkeit und Apathie, ist eine gefährliche Sache. Nun Gott sei Lob und Dank, das Alles ist nun hinter mir!"

Es war eine freundliche Täuschung, die aber für den Augenblick über manche Bedenken hinüberhalf. Denn wie die heiße Zeit mit Macht hereinbrach, zeigte sich Paulines Konstitution ihr nicht gewachsen. Sie litt so still als möglich, allein Herrmann nach seiner raschen, selbstvergessenden Art jagte sie aus ihrem Eckelein auf und trieb an den Geschwistern, etliche Wochen in Madikeri zuzubringen. Auch Gottfried könne sehr gut einen Luftwechsel brauchen. Die Kodagusprache zu Papier zu bringen, passe doch gut in dessen Kram. Ueberhaupt sei es Zeit, daß er wieder ins kanaresische Land ausfliege. Er müsse Schulbücher, Grammatik und Lexikon fabriciren, müsse die Bibel übersetzen, was an einem kühleren Orte sich flinker mache. Er selbst (Herrmann) werde schon zurecht kommen mit Metz und Sutter 2c. 2c. Das leuchtete dem Paare so ein, daß sie sich in der Osterwoche zum Aufbruch entschlossen. Gottfried schreibt: „der liebe Herrmann ist rüstig und gut aussehend, und wenn er nicht ganz vergißt, wie er anno 1844 gewesen ist (wozu er scheints bisweilen Neigung hat), so dürfen wir hoffen, daß er für einen alten Indier eine recht respectable Gesundheit behalten werde. Diese hat sich so bewährt, daß ich, ohne mich der Gewissenlosigkeit zu zeihen, an ein Reischen denken kann."

So war also das gehoffte Zusammenleben in Balmatha auf dritthalb Monate zusammengeschrumpft; denn das Reischen dehnte sich über alles Erwarten aus. Umsonst hatte Herrmann sich der fröhlichen, behaglichen Aussicht gelabt „nach 8 Jahren indischen Junggesellenlebens unter dem Schatten eines lieblichen gesegneten Haushaltes sichs wohl sein lassen zu dürfen." An Einem Ort zusammen zu arbeiten, ist den drei Geschwistern nie mehr vergönnt worden.

15. Abbruch der Arbeit.

So lange Herrmann sich gesund fühlte, warf er den Gedanken an einen Besuch in der Heimat bei Seite. Aber unter peinlicher Arbeit kehrten allerhand Leiden zurück. Im Oberlande starben schnell hinter einander die tüchtigen Arbeiter Hall und Essig. Darüber schreibt er: „die Gesunden gehen, die Kranken bleiben. Ich bin oft des Lebens müde, allein es ist mir nicht unlieb, daß es so bei mir aussieht. Dabei gibt es aber manchen schönen Tag, auch hier außen unter den Heiden und der Himmel ist auch hier offen über den Gotteskindern."

Nun gibt er einem innern Impuls nach und schreibt in Eile neben aller Schularbeit einen Traktat von 70 Seiten: das Götter-Examen. Dafür muß er im Juli büßen, indem er nur noch den halben Tag arbeiten kann und täglich etwas Wein zu trinken sich genöthigt sieht. Bald schläft er bei Tag und bei Nacht. Es wird ihm nun klar, daß er nach Hause zu gehen hat, um gesund zu werden. Etliche Monate mit den Eltern verlebt, dürften wohl die beste Arznei sein. Gottfried aber brauchte darum nicht nach Mangalur zu kommen: er ist nun schon einem Rufe der Frau Blair nach den blauen Bergen gefolgt, und seine Arbeit kann er irgendwo verrichten.

Ehe Herrmann nach Europa geht, findet er es unerläßlich, noch seinen Schwager Hiller zu besuchen, den er durch Vereitlung einiger unvorsichtigen Entwürfe gründlich verstimmt hatte. Der gute Schwager hatte sich nämlich auf Baumwollebau eingelassen und Herrmann, der bei ihm kein Gehör fand, hatte durch eine offene Anzeige in Basel diesen Plan, der den Mann vom Missionswerk abgezogen hätte, rasch vernichtet. Damit gerieth der Briefwechsel mit Bettigeri ins Stocken. Also entschloß sich Herrmann ins

Oberland zu reisen und die Geschwister in ihrem Heimwesen zu sehen.

Die erste Klasse sollte ihn begleiten. Nur Stephan mußte zurückgelassen werden. Dieser hatte sich vor etlichen Jahren mit List dem Impfer entzogen und wurde jetzt dafür gestraft, indem er an den Blattern erkrankte. Er war sehr weich, bereitete sich auf den Tod vor und bekannte seinem Lehrer alle seine Sünden von Herzen. Dann lebte er wieder auf und sagte beim Abschied, er wisse jetzt, daß die Krankheit zu seinem Heil gekommen. Voll Dank für Alles, was Gott an dieser Seele gethan, dankbar auch für die Erklärung des Arztes, daß der Jüngling außer aller Gefahr sei, trat Mögling am 21. August die Reise an.

In Honawar angelangt, erhält er die Kunde von Stephans Tode. „Das war ein Schlag: ich hatte ihn sehr lieb gehabt. Nein, ich sage lieber: ich habe ihn sehr lieb. Viel hundertmal habe ich seitdem an ihn gedacht und zweimal auch im Traum — es war aber wohl mehr als nur Traum — mit ihm geredet. Das letztemal sagte er zu mir: er wisse wohl, daß ich oft an ihn denke; ich habe viele Wächter, durch diese höre er von mir. Er sei an einem guten Ort. Als ich etwas neugierig fragte: wo? wollte er mirs nicht sagen, sondern erwiderte nur lächelnd: bei den Andern. Er sehe den Heiland von Zeit zu Zeit. Dabei schloß er die Augen halb, wie vor allzu großem Lichte. Er dürfe nicht weiter sagen. Ich fragte, ob es ihm lieb sei, wenn ich ihn öfters besuchte. Er sagte Ja. Darauf sprachen wir lange von Dingen des Reiches Gottes: „viele noblemen, Abrahams Kinder, kommen zu uns." Endlich fürchtete ich, alles sei vielleicht eine Täuschung, und dachte, ich wolle lateinisch reden; wenn es wirklich Stephan sei, so könne er es nicht verstehen. Ich fragte deßhalb: per quem hi omnes glorificantur? Verwundert, daß ich so

etwas fragen könne, und als ob er den Sprachentausch nicht fühlte, erwiderte er: per quem?!! per Jesum Christum. Diese Antwort überraschte mich so sehr, daß ich meinen Pfiff völlig vergaß und getrost mit Stephan weiter sprach. Ich fragte ihn unter anderem, wo er gewesen unmittelbar nach dem Tode? Er, auch halb wundernd: dort, wo mein Leib war. (Das war wenigstens nicht in meiner Seele gewachsen). Es fiel mir auf, daß er ganz weiß aussehe, doch sagte ich nichts darüber. Darnach nahm ich Abschied von ihm. — Unmittelbar vor seinem Tode hatte er noch dreimal seinen Wärtern aufgetragen, sie sollen mir seinen Gruß sagen."

Im Oberlande erfreute den Reisenden mancher Fortschritt, der zu Tage trat, und bei Hillers verbrachte er eine fröhliche Woche. In alter und neuer Liebe mit ihnen verbunden, kehrte er nach Mangalur zurück. Nicht nur Stephan wars, den er hier vermißte, auch Ammanns Brahmanenbruder, der treue David, war in die obere Gemeinde versetzt worden, nachdem er noch in drei Liedern seiner Sehnsucht nach ihr Ausdruck gegeben hatte.

Ein neues Anliegen beschäftigte Mögling. Ihm stand fest, daß wenn er nach Europa reise, der kleine Herrmann ihn zu begleiten habe, damit er dort zum Missionar ausgebildet werde. Die Kommittee in Basel war getheilter Ansicht über die Zuträglichkeit dieser Versetzung von Hindus in die deutsche Heimat. Zunächst wurde ihm die Bitte abgeschlagen. Nun bot aber Freund Anderson, dem diese Versetzung am Herzen lag, das nöthige Reisegeld an. Sobald die Brahmanischen Verwandten von der bevorstehenden Europafahrt hörten, ließen sie merken, daß die Gattin Kaundinjas gar nicht abgeneigt wäre, zu ihrem Mann zurückzukehren. In diesem Fall hätte er natürlich Indien nicht verlassen. Am Ende aber wurde doch erkannt, daß

die Brahmanen mit dem Abtrünnigen nur ein Spiel trieben: sie wollten ihn durch die Vorspiegelung einer Wiedervereinigung mit der lange vorenthaltenen Gattin vom Gehen abbringen, indem sie hofften, wenn nur erst der gefürchtete Padre fort sei, werde es ihnen schon gelingen, den kleinen Herrmann durch List oder Gewalt wieder in ihre Hände zu bekommen. Das Beste war also, daß er seinen geistlichen Vater begleitete.

Und noch etwas Neues bahnte sich an. Herrmann hatte auf den Nilagiri erkannt, wie wünschenswerth eine Ausdehnung der Basler Mission in dieses noch unbesetzte Gebiet wäre. Jetzt zeigte sichs, daß nicht er, aber sein Gottfried den Beruf habe, sich dort festzusetzen.

16. Gottfried auf den Nilagiri.

Am 26. März 1845 hatte Gottfried seine Pauline in einen Palankin gelegt, um nach Madikeri getragen zu werden; im Einspänner fuhr er ihr nach. Beim Eintritt in die herrliche Berggegend lebten beide Gatten neu auf. Aber plötzlich (31. März), es war im Bangalo von Sulia, hatte Gottfried einen räthselhaften Schwächeanfall mit starkem Fieber; lange lag er völlig betäubt. Ein paar Tage lang pflegte ihn Pauline in der Waldwildniß, bis ein Oberst des Weges kam und ihm von Madikeri her einen Palankin entgegensandte. Dort räumte ein christlicher Offizier ihnen eine Wohnung im Palast ein. Aerztliche Hilfe war nicht zu beschaffen, da der Regimentsdoktor selbst krank lag. Doch wurde es mit beiden etwas besser. „Am 9. April, gerade drei Monate nach unserer Hochzeit, haben wir nach langer Zeit den ersten Spaziergang zu Fuß gemacht; ungefähr so, wie wir an unserer goldenen Hochzeit 1895 einen machen werden, wenn wir bis dahin leben."

Es kam doch zu keiner eigentlichen Erholung; beide krank, beide bemüht, einander zu schonen und zu pflegen. In einer Nacht (26. April) fühlte Pauline sich so elend, daß sie schriftlich von Gottfried Abschied nahm, der neben ihr schlief. Aber die Regenzeit war nahe; vor ihr mußte das dann ungesunde Kodagu verlassen werden. Etwa nach Maisur reisen? Dort herrschte die Cholera und kein Knecht wollte dahin folgen. Eine Einladung der theuren Frau Blair riß aus der Unschlüssigkeit; am 15. Mai wurde die Reise nach Kotargiri auf den blauen Bergen angetreten. Durch Cholera- und Fieberregionen, unter vielen Mühseligkeiten wurde sie glücklich vollbracht, und (24. Mai) in Ottakamand fand sich eine Ruhestätte bei lieben Christen. Am 4. Juni waren beide in Kotargiri angekommen, wo Frau Blair ihnen die mütterlichste Pflege widmete. Da erholen sie sich allmählich in der reinen Luft, 6000' über dem Meer: prachtvoll ist's da oben, auf der einen Seite stolze Berge, auf der andern die weite Aussicht auf die herrliche Ebene des Tamillandes. Die Körperleiden mildern sich; Gottfried tritt in herzliche Verbindung mit dem Bischof Spencer, für den er öfters predigt, und fängt an, sich auf den Bergen umzuschauen.

Auf einem Ritt nach Ottakamand (14. August) kehrte Gottfried in Keti ein. Das war ein Landhaus des früheren Gouverneurs von Madras, am Fuß des höchsten Berges, des Doddabetta gelegen, in einem winterlosen fruchtbaren Thal. Jetzt hatte es der pensionirte Oberrichter G. Casamajor angekauft, der noch einige Jahre nach seinem langen Dienst hier in Ruhe zubringen wollte, ehe er etwa in's irdische oder himmlische Vaterland zurückkehren würde. Ein Mann von riesenhafter Statur und hoher Einsicht; gelehrt und belesen wie selten ein Angloindier, dabei fromm und seit einem Menschenalter mit allen Missionsangelegenheiten

der Präsidentschaft innigst vertraut und verwoben. Uebrigens ein lediger Mann und reich, männiglich bekannt durch seine außergewöhnliche Gutherzigkeit, wie durch allerhand kleine Eigenheiten. Als Gottfried bei ihm eintrat, war der alte Riese hoch erfreut, einen Missionar zu begrüßen: er zeigte ihm die Badagadörfer der Umgegend und erzählte von seinen Versuchen, etwas für die armen Leute und ihre Kinder zu thun. Sein höchster Wunsch aber wäre, hier oben eine Mission gegründet zu sehen. Darauf nun konnte Gottfried nicht eingehen; er meinte, nächstens für Herrmann in Mangalur eintreten zu müssen. Allein am gleichen Abend erhielt er einen Brief von Herrmann, der ihn anwies, nur getrost hier oben zu bleiben, da er in der Bergluft doch besser im Stande sei, das manuskriptfressende Ungethüm, die Presse, zu sättigen.

Auf diesen Wink folgte eine Verhandlung zwischen den beiden Brüdern, und weiterer Verkehr mit Casamajor. Dieser sah in dem Vorgang eine Gebetserhörung und versprach, einem Bergmissionar ein Haus zu bauen und die Hälfte seines Lebensunterhalts zu tragen. „Er beansprucht keine andere Stellung zu unserer Mission, als die eines beitragenden, anonymen Freundes. Er hat sich noch in Madras erkundigt, ob kein Missionar der kirchlichen Gesellschaft zu haben sei; die Antwort lautete: nein, und betonte, daß man dort die Errichtung einer Basler Mission gerne sehen und unterstützen würde.“

„Das hat sich auf eine so ungesuchte Weise vor unsern Augen gemacht, daß wir glauben, im Vertrauen auf den Herrn an eine bleibende Niederlassung auf diesen Bergen denken zu dürfen. Sobald noch einige Vorfragen im Reinen sind, wird Herrmann die Sache der Kommittee vorlegen, der es wichtig sein muß, daß vielleicht zum letztenmal die Möglichkeit vorhanden ist, die Nilagiri-Station als eine

unbesetzte aufzunehmen und daß (was wir einbedungen haben) in dem künftigen Missionshause auch eine Wohnung für invalide Brüder, die sich eben leider bei uns zu mehren scheinen, zu finden sein wird."

„Herr Casamajor nahm uns (25. September) sehr liebevoll auf, schreibt Pauline, und führte uns in seinem ganzen Haus und Gebiet herum, das im rechten Verhältniß zu ihm — dem riesenmäßigen — steht. Gottfried ist nicht klein, aber wenn ich ihn neben Herrn Casamajor stehen sah, konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, denn er sah aus wie ein Knabe; und als wir Abends spazieren gingen und unser Wirth mich am Arm führte, war es wohl noch ein wenig spaßhafter. Wie sehr ihm die Heiden am Herzen liegen, zeigte schon eine Art Hospital, das er eingerichtet, darin er jeden Tag mehrere Stunden zubringt, kranken Badagas Arznei eingibt, die ekelhaftesten Wunden mit eigener Hand verbindet 2c. 2c.; es kommen Leute viele Meilen weit her, um sich von ihm doktern zu lassen. (Kosteten doch die Arzneien nichts und den Nackten wurde leicht ein Kleid geschenkt.) Er zeigte in seinen gesalbten Gebeten und allen seinen Unterredungen, daß er die Schrift und den Herrn seit Jahren gut kennt. Das Einzige, was den Umgang mit ihm erschwert, ist sein ungewöhnlicher Gedankenreichthum, indem er einen mit einer Fülle von guten Maximen und Lieblingsideen fast überschwemmt. Die Spannung, in welcher er dadurch G.'s Aufmerksamkeit erhielt, trug wohl dazu bei, daß dieser wieder einen plötzlichen Fieber- und Ohnmachtsanfall bekam. Wir mußten darum noch ein paar Tage länger in Keti verweilen, in welcher Zeit wir uns mit unserem Hauswirthe zusammenlebten und ihn immer mehr achten und lieben lernten."

Hier nun haben wir uns Gottfried seit dem Neujahr 1846 einquartirt zu denken. Während Pauline einige

Mädchen vom Gesinde unterrichtet, macht er Besuche in den sechs Dörfern um Keti, sucht aber umsonst die Knaben zu einer Schule zu versammeln. Er verhandelt mit den Häuptlingen und erhält schöne Versprechungen, kann aber auf keine Erfüllung derselben rechnen. Nur die Lust, Tamil zu lernen, also wieder eine fremde Sprache, bringt endlich Schüler zusammen. Die einzige Frage, welche die Leute an Gottfried richteten, wenn er zum ersten Mal in ein Dörflein kam, war immer: „Warum gibst du mir kein Geld?“ So hatten die Engländer sie gewöhnt, welche, wie überall, das Geld nach allen Richtungen hinausfliegen ließen, daher die Eingeborenen theils durch Betteln, theils durch unverhältnißmäßig bezahlte Arbeit wohlhabend, bequem und trotzig geworden waren. Zu Gottfried sagten sie zunächst: Geh' nur! mit der Zeit aber: Geh' und komm wieder! — Weil die Pocken grassiren, impft er die Leute, um sich Eingang bei ihnen zu verschaffen. Sie wissen auch diese Wohlthat wohl zu schätzen; doch fand er gelegentlich, als er die Namen der Geimpften aufschrieb, daß man ihm — aus finsterem Argwohn — in einem ganzen Dorfe nur falsche Namen angegeben hatte. Geht Pauline mit ihm in die Dörfer, so werden die Weiber sehr gesprächig und bewundern die Kleider und namentlich die weißen Nägel der Dame; aber ihre Mädchen zu schicken, damit sie bei ihr etwa weibliche Arbeiten lernten, weigern sie sich unter allerhand Ausflüchten. Auf's treuste unterzieht sich Gottfried jeder Missionsarbeit, bedauert aber, daß ihm dadurch keine Zeit zum Bibelübersetzen bleibe; letzteres betrachtet der hohe Gönner als ganze Nebensache, während Gottfried sich sagen muß, daß er sein Pfund im Schweißtuch vergrabe. Und viel redlichen Schweiß hat er sich auf diesen Bergen abgewischt; nie sind ihm Gesicht und Hände im Unterland so verbrannt worden, wie auf den Wander-

ungen über die Hügel. Indessen tröstet er sich mit der Hoffnung, sein Herrmann werde durch Besprechung mit der Kommittee diese Nilagiri-Mission schon in das rechte Fahrwasser leiten.

17. Die erste Europareise.

Herrmann schrieb an Barth: „Verstehe ich des Herrn Willen, so darf ich bald Dir und meinen lieben Eltern und noch andern, vielen, lieben Brüdern einen fröhlichen Besuch abstatten, darüber gesunden von Grund aus, und auf den Christtag 1846 wieder hier sein, um mit frischer Gesundheit, frischem Muth und frischem Glauben da anzufangen als Geselle, wo ich's als Junge liegen lasse. Keine größere Freude wüßte ich mir hier unten zu wünschen. Der Herr sage Amen dazu, so ist's gethan. — Wenn mich der liebe Christoph (Blumhardt) kuriren will, so komme ich gleich zu ihm; doch ich glaube fast, mein lieber Vater kann mich heilen; werde kaum unwohl sein, so lang ich bei ihm bin, und so wird es mir auch bei Dir gehen."

Zu Blumhardt hatte Herrmann einen starken Zug, doch zu der Möttlinger Erweckung stellte er sich etwas kritisch, was sich schon daraus erklärt, daß er fast nur durch Barth davon hörte. Auch Sutter hatte Möttlingen besucht und von dort ein Wort mitgebracht: „Siehe nur zu, wenn du nach Mangalur kommst, ob nicht die Macht des Zauberwesens gebrochen ist." Darauf erwidert Herrmann: „Die Zauberkräfte sind hier noch so stark als früher, wenigstens haben die Leute noch keinen Wechsel verspürt. Der liebe Blumhardt hat sicherlich samt seiner Gemeinde viel Gnade empfangen, allein die aus dem Erfahrenen und Erlebten gezogenen Lehren und Folgerungen scheinen mir nicht Eingebungen, sondern Einfälle zu sein. Nun, ein

Steckenpferdchen darf man einem fleißigen angestrengten Arbeiter schon gönnen."

Ich füge hier schon bei, daß Herrmanns Ahnung im Wesentlichen eintraf. Die Reise hat ihn ziemlich kurirt, ohne einen längeren Aufenthalt bei Blumhardt. Mit Herrmann aber reiste auch ich nach Hause, um meiner kranken Frau willen, von der Gottfried schrieb: „Jedermann zweifelt, ob sie die Heimat erreichen werde." Diese brachte ich nach Möttlingen, wo sie zehn glückliche Mai-Tage verlebte und von ihrem schweren Leiden glücklich genas.

Es war am 30. Nov. 1845, daß wir in Mangalur ein Pattemar bestiegen, um an der Küste hinaufzufahren. „Es wird wohl das erstemal sein, sagte Herrmann, daß vier Herrmänner im gleichen Schiff Indien verlassen." Die Gesellschaft bestand aus Herrmann, seinem „kleinen" Herrmann und den sechs Köpfen meiner Familie. In Bombay quartirten wir uns bei befreundeten Missionaren ein; Herrmann wohnte bei Isenberg, und führte seinen Sohn bei allen Freunden und in deren Schulen ein, nahm ihn auf die Insel Elephante und zu andern Sehenswürdigkeiten mit. Auf dem Dampfer (2. Jan. 1846) traf er ein Abkommen mit den Ingenieurs, um in ihrer heißen Kabine einen wohlfeilen Platz zu finden, wo zugleich Bibelandachten besser gehalten werden konnten als bei den Passagieren erster Klasse. Verspätet durch langes Warten auf die ersten Siegesberichte aus dem Pandschab, durch Kanonenschüsse zurückgerufen, um die schwer wiegenden Nachrichten von den blutigen Schlachten am Satledsch noch mitzunehmen, dampften wir erst am 4. Jan. ab. Am Sonntag predigte er abwechselnd mit mir. In Kairo nahm ihn Missionar Kruse auf. Von dort machte er Eselsritte mit einem, auch zwei kleinen Herrmännern, bald in die Stadt und auf die

Citadelle, bald nach Heliopolis und den Pyramiden; die schöne Sammlung von Alterthümern, welche Dr. Abbott zusammengebracht hatte, wurde gründlich besichtigt. Die Missionsschule zog selbstverständlich seine besondere Aufmerksamkeit an; bei der Vergleichung, zu welcher sie aufforderte, pries er sich glücklich, in Indien sein Arbeitsfeld gefunden zu haben. Ein Nilboot führte uns gemächlich nach Alexandrien, von wo der österreichische Lloyddampfer (3.—16. Februar) uns über Syra nach Triest beförderte. Bei der Vorüberfahrt an den griechischen Inseln ging Herrmann das Herz auf; wie schnell verstrichen die Tage, während die Irrfahrten eines Odysseus oder die Reisen des Apostels Paulus rekapitulirt wurden.

Es war interessant, in Triest dem jungen Indier die erste europäische Stadt zu zeigen (in Syra durften wir der Quarantäne wegen nicht landen, doch hatte uns hier am Sonntag das erste Glockengeläute gegrüßt). Dr. Buschbeck führte uns in Kirchen und Schulen. In diesen wunderte uns der Kontrast der muthwilligen deutschen Jungen gegen die sittsamen indischen Schüler; in jenen sah Kaundinja so gar viel, das an Heidenthum erinnerte. Es folgte eine kalte Fahrt über die Alpen in Postwagen und Schlitten; da wurden die ersten Schneeballen gemacht (am ersten Eis hatte man sich schon in Bombay gelabt). Am 26. Februar besuchten wir Prof. Schubert in München, der eine herzliche Freude an dem ersten Specimen einer neuen Pflanzenklasse aus Gottes tropischem Garten hatte; Abends fuhren wir alle auf der ersten Eisenbahn nach Augsburg. In Ulm aber trennten wir uns (28. Febr.): meine Familie brachte der Omnibus nach Stuttgart, Mögling aber reiste über Blaubeuren und Tübingen, wo er seinem Sohne die Stätten seiner Jugendlust und -Schmerzen zeigte, dem lieben Aldingen zu.

Ich wüßte nun wohl einen Ueberblick zu geben über die Verwendung der 7—8 Monate, welche Herrmann dem Aufleben in der Heimat zugedacht hatte. Aber wozu die Aufzählung einer langen Liste von Orten und Personen, die im Fluge besucht werden mußten! Das wichtigste genüge. Am 3. März Vormittags lief er im „hiesigen Hafen“ ein und wie fröhlich stellte er dem „Großvater“ seinen kleinen Herrmann vor, der nun Deutsch zu stammeln anfing. Wie wohl ward ihm jetzt im elterlichen Hause unter den alten und neuen Geschwistern (sechs an der Zahl). Er schreibt: „Wiederholt mußte ich es dem lieben Vater sagen, wie von Herzen ich es doch den lieben Geschwistern gönne, daß sie so viel mehr an ihm haben als wir alten in unserer Kindheit. Alle Krankheit war bald verschwunden oder vergessen; der Puls schon im April auf 90, ja 80 Schläge gesunken.“

„Sogleich wurde auch von der Rückreise nach Indien geredet. Der liebe Vater hatte von theuren Freunden den Rath erhalten, er solle mich zum Bleiben in der Heimat veranlassen; das Alter nahe heran, und wenn er stürbe, so könnte ich seine Stelle in der Familie vertreten. Ich wiederholte meine frühere Erklärung, den unwiderruflichen Entschluß, der Mission zu dienen, so lang ich dazu fähig sein werde. Er sagte: „Gut, gehe zurück! der Herr kann und wird mich am Leben erhalten, so lang ich meinen Kindern unentbehrlich bin.“ Erfreut antwortete ich: „Lieber Vater, das soll gelten. Ich will heim gehen nach Indien und Du bleibst am Leben, bis Johannes dein Vikar wird.“ Wir glaubten beide, der Herr werde Ja dazu sagen. Allein es hat Ihm anders gefallen.“

Die nächste Aufgabe war, sich der Kommittee in Basel vorzustellen und dem Inspektor Wilhelm Hoffmann eingehende Mittheilungen zu machen. Wie manche Punkte

lagen ihm auf dem Herzen! Nicht der geringste war die Zukunft seines Kaundinja. Er wünschte ihn zu einem ebenbürtigen Mitarbeiter ausgebildet zu sehen, wünschte auch durch dessen Erscheinung im Vaterlande das Missionsinteresse neu zu beleben. Die Kommittee hörte bald auf, gegen Herrmann's baldige Rückkehr nach Indien bedenklich zu sein; völlig billigte sie Kaundinja's Wunsch, in die Missionsschule und zwar zunächst um des deutschen Elementarunterrichts willen, in die Voranstalt einzutreten. Daß er seinen geistlichen Vater auf Missionsfeste begleite, war weniger erwünscht; man fürchtete die wohlmeinende, aber oft so nachtheilige Liebe mancher Missionsfreunde, und empfahl für ihn vorsichtigste Zurückgezogenheit. Da Mögling in dieser Beziehung keine Sorge hegte, nahm er sich manche Freiheit; stellte unter anderm seinen Sohn der Herzogin Henriette in Kirchheim vor und nahm ihn mit auf eine Badekur in Kissingen. Sie wirkte sehr wohlthätig. Da auch Vater Mögling eine Vakanz nahm, um seine beiden Herrmänner ins Bad zu begleiten (Juli), waren diese zwanzig Tage in Kissingen für die Betheiligten der Höhepunkt der ganzen Erholungszeit. Herrmann glaubte fest, Deutschland so gesund zu verlassen, als vor zehn Jahren. Er war nun wenigstens ruhrfrei.

Die Erholung schrumpfte übrigens auf ein Kleines zusammen. Denn nicht nur hatte die Kommittee Aufträge genug für Herrmann, z. B. betreffend die Beschaffung einer Presse und Anfertigung neuer kanaresischer Typen (dafür mußten Leipzig und Paris besucht werden, wo Julius Mohl und Burnouf freundlichst entgegen kamen). Er mußte auch dem Fürst von Schönburg in Waldenburg über die Katechistenanstalt, deren Gründung und Erhaltung diesem hohen Wohlthäter zu verdanken war, ausführlichen Bericht erstatten und dessen Wünsche entgegennehmen. Mit dem

Fürsten wurde auch besprochen, in welcher Weise das unter Dr. Barth's Leitung ausgearbeitete Bibelwerk ins Kanaresische zu übertragen wäre.

Dann aber hatte sich Herrmann seinem „Generalkapitän" Barth zur Verfügung gestellt, um eine Masse von Missionsfesten zu besuchen. „Wenn ich nun einmal im Lande herumfahren muß, so habe ich doch die Freude, es in einer so lieben Gesellschaft thun zu dürfen, wie die Deine für mich ist. Ich tauge eigentlich wenig für diese Aufgabe, doch wenn man den Herrn einfältig um seine Hilfe anfleht, wird er auch einem dummen Schwaben zur rechten Stunde das rechte Wort geben." Der Feste waren es 26; Mögling hat außerdem predigend das Hohenlohesche durchreist, in welchem er sich noch immer heimisch fühlte.

Eine sehr angenehme Reise war ihm der Besuch, den er mit W. Hoffmann und Barth in London machen durfte. Dort wurde (19.—28. August) die evangelische Allianz gegründet, unter deren ersten Gliedern auch Möglings Name zu stehen kam. Dort wurde sodann in Dr. Steinkopf's Kirche ein deutsches Missionsfest gefeiert. Eine interessante Episode bildete die Verhandlung, welche Hoffmann mit den Leitern der englisch-kirchlichen Mission über den dogmatischen Unterricht im Basler Missionshaus hatte. Mögling mußte mehrfach als Dolmetscher dienen und bekam die höchste Achtung vor dem neuen Sekretär der kirchlichen Gesellschaft, dem unbezahlten und unbezahlbaren Heinrich Venn.

Aber auch in Basel gefiel es ihm wohl. „Für meinen Besuch in der Heimat und besonders für meinen Aufenthalt in Basel, bei der Kommittee, hauptsächlich aber bei Herrn Inspektor, werde ich dem Herrn zeitlebens danken und hoffe auch bei den Brüdern draußen Frucht schaffen zu können. Menschen und menschliche Dinge angesehen

wie sie sind, nicht wie man sie phantasirt, möchte ich mir nichts hier anders wünschen als es ist. Im Einzelnen hätte man wohl manchen Wunsch; aber würden solche erwünschte Aenderungen eintreten, dann hätten sie wohl auch manches nicht Gewünschte zur Folge — kurz, ich gehe als kompleter Optimist nach Indien zurück und werde es auch bleiben." Der Wunsch, der ihm übrig blieb, ließ sich in die Worte fassen: „wir könnten einen vollkommenen Missionsinspektor haben, wenn er dies allein sein wollte."

Doch diese Tage mit ihren ungewöhnlichen Genüssen und Aufgaben eilten rasch vorbei. Es galt nun Abschied nehmen von alten und neuen Lieben. Vom Vater trennte er sich ohne viel Hoffnung auf irdisches Wiedersehen; doch fand er das Lebewohlsagen jetzt leichter als im Jahre 1836. Er ließ ihm ja seinen kleinen Herrmann, der alle seine Vakanzen in Albingen zubringen würde. Daß der kurze Aufenthalt in Europa keine volle Genesung bewirkt habe, wußte Herrmann ziemlich genau, verbarg es aber nach Kräften. „Ich ging, um die Katechistenschule anfangen zu können und hoffte, der Herr werde den Rest noch sonst wie nachholen."

Eine große Reisegesellschaft, der er als Marschall dienen sollte, fand sich zusammen. Für Indien standen drei Begleiter bereit, darunter einer, M. Bühler, für die neu angefangene Nilagiri Mission; ein anderer, W. Hoch, sollte den schon wieder invalid gewordenen Sutter an der englischen Schule in Mangalur ersetzen. Lechler und Hamberg aber, nebst zwei rheinischen Missionaren, sollten unter Gützlaff's Anleitung in die chinesische Arbeit eintreten. Herrmann bemerkt: „Die liebe Kommittee hat mich zum Reisemeister gemacht, was mir sehr lieb ist. Denn ohne diese Anordnung hätte ich als der Gescheideste salva venia überall nachgeben müssen und dabei doch die Verantwortlichkeit zu

tragen gehabt." Unter reichen Segenswünschen wurde 27. Okt. die gemeinsame Reise angetreten, welche über Marseille und Aegypten ohne Anstoß verlief. Das Interessanteste, das Herrmann diesmal in Frankreich fand, war ein Zabergäuer Landsmann, der nach vieljährigem Aufenthalt als Schuhmacher in Lyon durch vier Predigten von A. Monod gründlich bekehrt worden war samt seiner ursprünglich katholischen Frau. „Wie doch der große Herr, der auf das tausendfältige Irren der Menschenkinder sein Vaterauge richtet, die Wege von uns Ameislein sich oft so unerwartet kreuzen läßt! Da sangen und beteten wir um einen Tisch versammelt, ein Franzose (Pastor Fisch), ein Schwede, ein Hannoveraner, ein Preuße, zwei Schaffhauser, ein Basler, drei Württemberger im Allgemeinen und zwei Zabergäuer. Das war doch ein schönes Quodlibet des lieben Gottes."

In Bombay verabschiedeten sich „die Chinesen"; die drei Kanaresen aber langten am 31. Dezember glücklich in Mangalur an. Da hörten sie dann von einer gewaltigen Feuersbrunst, welche Aldingen betroffen, aber doch vor dem lieben Pfarrhaus noch Halt gemacht hatte. Durch Unvorsichtigkeit mit Zündhölzchen war eine ganze Straße niedergebrannt, und auf den Schrecken folgte viel Geschäft, bis die Abgebrannten alle untergebracht waren.

18. In Kateru.

Herrmann konnte sich nur kurz auf Balmatha umsehen, wo Metz die vielverzweigte Arbeit nach besten Kräften geleitet hatte. Zunächst mußte er sich des Auftrags entledigen, der Mission auf den Nilagiri zu festerem Bestand zu verhelfen.

Gottfried war es gelungen, auf einer Pflanzung in Kateru, zwei Stunden von Ottakamand, eine Schule zu gründen. Das war ein wärmerer Ort als Keti, immer noch

5600′ über dem Meer. Er bezog (Juni 1846) eine der dortigen Hütten, die Herr Casamajor ihm einräumte. Sie war von einem prächtigen Rosengarten umgeben, und bot Aussicht auf den brausenden Wasserfall, den noch Elephanten, Tiger und Bären zu Zeiten besuchten, wie auf eine ungeheure Schlucht, mit dichten Wäldern ausgefüllt, zum Theil schon auch mit Kaffeebäumen bepflanzt. Während er bald in den Dörfern arbeitete, bald den Engländern in ihren Niederlassungen predigte (das verwaiste Kotargiri namentlich betrachtete er als sein Filial), wurden seiner Pauline drei englische Mädchen zur Erziehung anvertraut.

Es war ein etwas wildes Leben draußen, in dem man sich manchmal verwunderte, mit wie wenig man auskommen könne, wenn man nicht viel habe. „Das Haus ist ein rechtes Puppenstübchen, alles so einfach, wie man es in keinem Pfarrhaus hat, die Fenster theilweise mit geöltem Papier verpappt." Der Wasserfall und die Bäche, die ihn bilden, wachsen oft von plötzlichen Regengüssen so stark an, daß man von der Außenwelt völlig abgeschieden ist. Dann ist kein Bissen Brot im Hause, kein Mensch und kein Pferd wagt sich hinüber. Eines Tags sind dem Leiter der Pflanzung 400 Körbe voll Seidenraupen zu Grunde gegangen, weil die Badager Kulis ihnen die nöthigen Maulbeerblätter nicht bringen konnten. Trotz alles Wachens, Schießens und Vergiftens kommen Nachts die Stachelschweine und fressen alles Gemüse ab, wühlen die Kartoffeln bis auf den letzten Stock heraus. Gottfried begegnet heute einem Tiger, dann einem Elephanten, doch ohne sie zu sehen; den Bär sieht er gemächlich über den Weg schreiten. Affen erscheinen zu Duzenden auf den Bäumen am Wasserfall und Eichhörnchen, so groß wie eine Katze. Wilde Hunde hausen in den Wäldern und zerreißen manches schöne Stück Vieh. Engländer kommen und schießen namentlich Elche, senden dann wohl

auch der gastfreien Missionsfrau vom erlegten Wild. Engländerinnen aber haben ein besonderes Geschick, Tage festzusetzen, an welchen sie einen besuchen wollen; dann wenn man alles gerüstet hat, ein duftendes Brieflein zu schicken, daß es ihnen sehr leid sei, sie aber unmöglich kommen können; Pauline nimmt sich daher vor, nie mehr Vorbereitungen zu treffen. Doch gibts Ausnahmen, wenn z. B. die Marquisin von Tweeddale, die Gemahlin des Gouverneurs, die Station in der Wildniß besucht, eine wahrhaft christliche, theilnehmende Dame.

Aber es ist ein Ort zum gesund werden. Das Werk der Bibelübersetzung geht rüstig voran. Pauline schreibt: „Das ist ein eben so liebliches als wichtiges Geschäft, und ich habe die Ehre, Sekretärin meines Gottfrieds zu sein und Mutter von drei Waisen. Ihm ist's wohl, dem ewigen religiösen Streit der Engländer fern zu stehen, denn wie viel Zeit wird hier oben mit dem Disput über Kirche, Dissent u. dgl. vergeudet! Mein Gottfried ist gar nüchtern und schwazt keinen gelehrten Unsinn, sondern gibt die klarsten und einfachsten Gedanken in den klarsten und einfachsten Worten, und da ist dann bald ausgestritten. Neulich überraschte uns Herr Casamajor mit der Nachricht, daß ein deutscher Missionar auf die Berge komme. Die Ueberraschung wurde in Freude verwandelt, als der liebe Schweizer B. bei uns eintrat. Er bewahrt noch die alte Liebe gegen das Missionshaus, in welchem er drei Jahre zubrachte, bis er es wegen Kränklichkeit verlassen mußte. Uebrigens ein strenger Plymouthbruder, voll von Bedenklichkeiten und fest überzeugt, daß alle Kirchen, namentlich aber die church of England vom Teufel seien, und daß es keinen geistlichen Stand geben sollte &c. Dessen ungeachtet ist er ein lieber Bruder und hat Verstand oder Bescheidenheit genug, andere Leute ungeschoren zu lassen und mit Allen, die den Herrn

lieben, sich brüderlicher Einigkeit zu bestreben. Wir haben ihn eingeladen, etliche Wochen bei uns zu bleiben und einen Anfang im Tamillernen zu machen. Wir wünschen ihm allen Segen, haben aber an dergleichen separatistischem Treiben, von dem wir hier außen genug sehen, je länger je weniger Freude, Gottfried so wenig, daß er mir schon gedroht hat, er lasse sich von mir scheiden, wenn ich eine Plymouthsister werde."

Gottfried denkt doch nicht ernstlich an dieses letzte Mittel. Wie Pauline ihren Mädchen zum Christtag einiges Backwerk verfertigt, bemerkt er: „sie hat es in dieser Kunst so weit gebracht, daß sie unter den englischen Frauen für ein Orakel der Koch- und Backkunst, sowie auch der Strickkunst ꝛc. gilt. Sie selbst denkt, ihre Schwestern werden dies nicht recht glauben wollen; ich aber kann wenigstens soviel sagen, daß ihre Gerichte noch sehr selten mißrathen sind und mir wohlschmecken. In allem Ernste, ich freue mich oft, daß meine liebe Pauline auch im Haushaltungsfache, in welches sie mit so viel Aengstlichkeit eintrat, über Erwarten gut zu Stande kommt."

Jetzt also war der Bruder erwartet samt dem neuen Mitarbeiter Bühler, mehrjährigem Lehrer am Missionshaus und dort schon mit Gottfried vertraut. Am 18. Jan. 1847 ritt Gottfried westwärts dem Passe zu, der nach Malabar hinabführt. Es leidet ihn aber nicht im Bangalo von Sispara, er geht noch eine Stunde die Steige hinab und unversehens steht bei einer Wendung der Straße sein Herrmann vor ihm, blühend von Gesundheit und Kraft. Das war eine große Freude; wie viel gabs zu fragen und zu erzählen. Herrmann war vorausgeritten und gelaufen; Bühler kam in einer Sänfte nach. Am 20. ging ihnen auch Pauline entgegen und nun hatten sich die Geschwister wieder — auf etliche Wochen.

Zunächst wurde nun mit Herrn Casamajor gesprochen, bis alles noch Zweifelhafte und Schwebende ins Reine gebracht und die Zukunft der Station gesichert war. Der großherzige Brite gab gleich 15000 Mark für die Anschaffung eines Missionshauses, sobald der zweckmäßigste Ort für dasselbe gefunden wäre. Verschiedene Plätze wurden eingesehen, doch konnte noch keine entscheidende Wahl getroffen werden.

Gottfried durfte seinem Herrmann, als dieser (5. Febr.) die Berge verließ, die vollendete Uebersetzung des zweiten und schwereren Theils vom Neuen Testament mitgeben. Schon berieth man über die Arbeit am Alten Testamente. Da lernte Pauline bei Bühler gar das Ebräische, um sich für ihren Sekretärsdienst gehörig auszurüsten.

Doch werfen wir noch einen Blick ins innere Leben des engverbundenen Kleeblatts! Pauline kann diese lieblichen Tage trauten Beisammenseins nicht dankbar genug schildern. „Sie werden mir eine unauslöschliche Erinnerung sein. Es waren ungetrübte Freudens- und Segenstage, mir von doppeltem Werth, da ich den lieben Herrmann zum erstenmal gesund sah und eigentlich jetzt erst kennen lernte.“

Pauline hatte im letzten Sommer an die Albinger Eltern insgeheim geschrieben: „Es scheint nach Euren Briefen, daß der liebe Herrmann Euch gesagt hat, wir seien ein immerwährend seufzendes Paar, und das ist Euch vielleicht neu gewesen und nahegegangen. Du, liebe Mutter, schreibst zwar, Du denkest nicht, daß wir schwermüthig seien, nur oft niedergeschlagen, und ermunterst mich, es bei meinem lieben Gottfried nicht zu leiden, daß er so niedergedrückt sei. Dem ist aber nicht so leicht zu begegnen, wie vielleicht unser lieber Herrmann mit seinem immer fröhlichen und freudigen Sinne meint, und wie auch Du von

unserm lieben sel. Vater Karl her am Besten wissen wirst. Denn einmal hängt diese Gemüthsstimmung genau mit den körperlichen Gebrechen und somit auch mit dem Wetter u. s. w. zusammen, und dann ist es gewiß ein großer Unterschied, ein älterer Bruder und eine Frau zu sein. War Gottfried traurig in Mangalur, so sagte eben unser lieber Herrmann: Dummheiten, Einbildungen! oder dergl., machte die Thüre zu oder sprach von anderen Dingen. Das kann und darf und will ein Weib nicht thun. Dagegen stehen ihr andere Mittel zu Gebot, und ich kann Euch versichern, daß ich gewiß mit Freuden Allem aufbiete, die Wolken von der Stirne meines theuren Gottfrieds zu verscheuchen, bald Bitten, bald Gründe, bald Scherze, und es ist mir auch durch des Herrn Gnade schon oft gelungen. — Seit dem Aufstand in Mangalur haben Gottfrieds Nerven einen bedeutenden Stoß erlitten und er ist darum viel empfindlicher für jede gemüthliche Aufregung als früher. Ich glaube, daß wenn wir einmal unser eigenes Häuslein haben und Gottfried ruhig und ungestört seinem eigentlichen Beruf, dem Uebersetzen der Bibel, obliegen kann, er auch wieder fröhlicher werden wird. Darum ist mir so sehr viel daran gelegen, daß wir einen predigenden Bruder zur Hilfe bekommen. Denn dieses Geschäft ist nothwendig an und für sich, aber auch noch um unseres hohen Gönners- willen. Nun bitte ich Euch, nicht ein zu trauriges Bild von uns im Herzen zu tragen, und verspreche, meinem und Eurem lieben Gottfried gewiß immer treulich zu helfen, fröhlich zu sein; hoffe auch, daß ihr nichts in diesem Briefe als eine Klage oder nur etwas daran Grenzendes betrachten werdet. Wir sind unbeschreiblich glücklich mit einander, das wißt Ihr längst; wir wissen, daß der Herr uns von Ewigkeit her für einander bestimmt hat, und ich beuge mich vor Ihm in dem Bewußtsein, daß ich der vielen

Gnade, die Er mir in dieser Verbindung geschenkt hat, so gar unwerth bin; und gerade das Kreuzlein, das Er uns in den Ehestand mitgegeben hat, dient zu noch innigerer Vereinigung mit Ihm und mit einander. Liebste Eltern, leget Alles in Liebe zurecht, was ich geschrieben, und betet eben für uns um den rechten Freudengeist aus dem obern Heiligthum."

Nun erst, da Herrmann in Kateru Paulines natürlichen und neu geschenkten Frohsinn sah, merkte er, daß er sie doch etwas verkannt hatte. Er bat ihr ab und forderte sie auf, auch nicht zum Scheine auf Gottfrieds Lamentiren einzugehen, was sie im nächsten Augenblicke ihrem Manne gegenüber muthig durchführte. Gottfried stutzte erst, dann begriff er den Zusammenhang und lachte. Das geheime Bündniß, das Pauline und Herrmann gegen ihn, d. h. gegen die eine Seite seines Wesens geschlossen hatten, freute ihn doch im Innersten.

Wenn nun traurige Nachrichten kommen, wie sie das Revolutionsjahr 1848 in Fülle brachte, da ja Theodor „der neugebackene Oekonomierath" sich „zu den bösen Buben" schlug, so wußte sie allem die heiterste Seite abzugewinnen. Sie schrieb z. B. nach Albingen (4. Mai 1848): „Mein lieber Gottfried läßt Euch herzlich grüßen. Er meint, es sei umsonst, daß ich Euch schreibe; Ihr werdet schon lange geflohen, wo nicht umgebracht sein. Ich hoffe und glaube gewiß, daß er Unrecht hat, aber es ist wahr, daß wir mit etwas ängstlicher Spannung den nächsten Briefen entgegensehen und Eurer wirklich besonders vor dem Herrn gedenken."

Wie aber Herrmann seinem Bruder die Wahrheit sagt, mag ein Beispiel zeigen: „Darin gebe ich Dir Recht, daß eine radikale Aenderung im Centrum Deines Gemüths noch zu geschehen hat. Du hängst viel zu sehr am Seelischen, Sichtbaren statt am Unsichtbaren, das Dein wird durch

den Glauben. Wenn Wolken kommen, dann bist Du, als ob die Sonne ausgelöscht wäre; wenn die Wellen brausen, so meinst Du, das Meer habe keine Balken, kurz bist nur guten Muthes so lang es schön Wetter ist. Nun Du weißt wohl, daß diese Zeichnung nicht eine wahre Schilderung von Dir ist, aber etwas Wahres ist daran. Und wie ist dem zu helfen? durch einfältigen, wahrhaftigen, ein für allemal an Dir selbst desperirenden Glauben. Denn in der That, ein heimliches Selbstvertrauen liegt Deinen Desperationen zu Grunde; das wirf in Jesu Namen über Bord, dann weißt Du in Ewigkeit, daß Dein Schiff nicht sinkt. Gottes ewige Liebe zu Dir, zu mir, zu Allen ist ja eine ewige Wahrheit, die uns in Jesu Leben, Sterben, Auferstehen, leibhaftig, sichtlich, handgreiflich geoffenbart ist. Kein Fluch liegt auf uns, denn Er hat den Fluch getragen, oder ists nicht wahr? Alles hat uns in Christo der Vater gegeben. Keine Sünde ist unvergeben, so gewiß als das Evangelium Gottes Wort ist. „Ja, sagt Dein Halbglaube, aber gilt das Alles mir?" Ja Allen, ob sies glauben oder nicht. Zweifeln kannst Du nicht, außer wenn Du Gottes Zeugniß für eine Lüge erklärst. Also, lieber Gottfried, glaube doch endlich einmal von Herzen (Röm. 10, 10), was eine ewige Wahrheit ist, ob Dus glaubst oder nicht, daß der allmächtige Gott Dich, ja Dich — weil Alle — geliebt hat, liebt, in Ewigkeit liebt (und wenn er Dich verdammen müßte, weil Du seine Liebe von Dir stießest, quod absit!) in Jesu, seinem Sohne, der für Dich am Kreuze gestorben ist, und laß Dir Dein Herz in Ewigkeit stillen durch den guten Geist, der im zerschlagenen, glaubenden, gründlich selbstverzagten Herzen wohnt. Halte Dich ja sonst nirgend mehr auf! In dem Centrum Deines Wesens muß dieses Licht aus der Finsterniß brechen und dann wird Alles Licht werden, Licht in alle Ewigkeit hinaus,

Licht hinauf bis in den Thron, der über den Himmeln ist, Licht bis hinter die Grundlegung der Welt, da der Sohn dem Vater das ewige Ja gegeben zur Erlösung des ebenbildlichen Geschlechts aus tiefstem Falle. Und dann was ists, ob wir leben oder sterben, Du, Deine Pauline, ich, wer sonst, ob heute ob morgen, ob in 20 Jahren, über alle diese und andere Kleinigkeiten dieses Erdenlebens breitet sich ein krystallheller, ewig blauer Himmel, durch und durch sonnenhaft, daß unsern jetzigen Augen das Sehen vergeht. Da bleibt keine Sorge übrig und keine Angst, da ist der Friede des Gottes, der der Gott des Friedens ist, und vollkommene Liebe treibt die Furcht aus und die Sorge auch. Und laß Dir sagen, lieber Gottfried, was Dich an dieser Herzensstillung, dieser Freude, diesem Erkennen unendlicher Liebe und Barmherzigkeit hindert, das ist nichts Anderes, als purer, seis noch so versteckter Unglaube, als teuflischer, seis noch so geschminkter heimlicher Trotz des dummen Herzens, das ich kenne und ausschelte in rechtem Grimm, weil es ja auch das meine ist, denn wir sind ja Einer wie der Andere, als Kinder des ersten Adams. Verschieden sind wir freilich auch genug; denn es gibt auch eine Trägheit und fette Behaglichkeit und Sorglosigkeit im alten Adamsherzen, welche von Glauben so wenig etwas weiß als Deine Verzagtheit. Nach dieser laß Dich nicht gelüsten, Du kämest aus dem Regen in die Dachtraufe. Doch da hat es keine Noth bei Dir."

Der predigende Bruder, den die neue Mission brauchte, rückte schon im März an. Es war Karl Mörike, der das Klima des heißen Unterlands nicht ertragen konnte und auf die Berge versetzt, nicht nur bald leiblich genas, sondern auch den Badagas weit und breit das Wort verkündigte und nach langer Geduldsarbeit die ersten Früchte ernten durfte. Er ward mit beiden Brüdern innigst verbunden.

Weil aber doch der gute Gottfried bei obiger Darstellung etwas zu schlecht wegkommt, sei auch noch ein Zeugniß von seinem ächten Glauben angefügt. Er schickt seiner Pauline zum Geburtstag (1849) einen „schwachen Klang von einer verstummten Harfe."

Wie selig läßt sichs wandern
Von einem Jahr zum andern
In unsers Heilands Hut!
Vom alten in das neue
Geleitet uns der Treue,
Der alle Tage Wunder thut.

Zwar unsre Jahre eilen,
Ihr Strom fließt ohne Weilen
Dem weiten Meere zu.
Doch sind wir ohne Sorgen,
Sind jetzt schon wohl geborgen
Und harren einer sel'gen Ruh.

In hell und trüben Tagen
Laß uns nur ohne Zagen
Fortkärcheln unsern Pfad;
Dem Herrn an Ruheplätzen
Zwar Ebenezer setzen,
Doch vorwärts eilen schnurgerad.

Die Zeiten, die vergangen,
Die fröhlichen und bangen,
Sein denn dem Herrn gedankt!
Und was hienach mag kommen,
Sei freudig angenommen
Von Ihm, deß Rath nicht trügt noch wankt!

Er woll uns tief begründen,
Woll uns das Herz entzünden
Mit wahrer Liebesglut!

Er woll uns vollbereiten,
Mit seinen Augen leiten
Und mehren Glaubenskraft und Muth.

Und wenn einst auch wir beide,
Von unserm Erdenkleide
Entbunden, auferstehn,
Dann dürfen wir uns droben
Mit Lieben und mit Loben,
Ein selig Geisterpaar, ergehn.

19. Gesteigerte Arbeit.

Nachdem Herrmann (Februar 1847) wieder an die Küste zurückgekehrt war, galt es zunächst die Erziehungsanstalt umzugestalten nach dem in Basel ausgefertigten Plane. Die Knabenschule wurde abgetrennt und an Metz übergeben, der die fünfzig Jungen mit einem Lehrgehilfen am Vormittag unterrichten, am Nachmittag zu Handarbeiten (Weben ꝛc.) anleiten sollte. Die Katechistenschule nahm sieben erweckte Jünglinge aus der Knabenschule auf, wozu von andern Missionsbrüdern übergebene stoßen sollten, welche ernstlich begehrten, sich für den Dienst des Evangeliums vorzubereiten. Mögling beschloß, mit ihnen alljährlich die ganze Bibel durchzulesen, in drei Jahren ihnen Bibelauslegung mit Geschichte und Geographie vorzutragen, während ein Munschi sie in der Grammatik und Literatur des Kanaresischen und des Tulu unterrichtete. Zum praktischen Unterricht gehört, daß sie ihn zur Bazarpredigt begleiten, Reden, Predigten und Disputationen nachschreiben, Aufsätze und Predigten ausarbeiten, auch sich im Katechisiren üben. Der Unterricht im Muhammedanismus und Hinduismus sollte noch verschoben, das Englische nur als

Nebenfach betrieben werden. „Geben dann unsere lieben Brüder ihre Winkel=Katecheten=Schulen auf, so kann es zu einem wahren, guten und schönen Seminar doch noch kommen. Thun sie es nicht, dann muß ich eben in Geduld warten, bis sie vernünftiger werden.“

Herrmann hatte mit manchem Mißverständniß zu kämpfen. Andere Missionare trauten sich die Fähigkeit zu, ohne strengen Unterricht junge Eingeborne zu brauchbaren Gehilfen heranzuziehen, und mochten ihre hoffnungsvollsteu Bursche nicht an Balmatha abgeben, da sie ein Salz auf ihren Stationen seien. Einigen schien Mögling's Unterrichtsplan zu hoch angelegt, sie wollten ihre Leute nicht aus der Einfalt und Demuth fallen lassen. Zu unliebsamen Kritiken bot auch die Kostspieligkeit der Anstalt eine Handhabe. So einfach auch alles eingerichtet war, vermißte man doch das sorgsame Walten einer Hausmutter und Mögling selbst bekannte offen, er sei kein Rechenmeister. Dabei aber blieb er fest: „Die Hindus müssen zu uns herauf, wir können nicht hinunter in den Schmutz.“

Aber auch eine Industrieschule sollte auf Balmatha erstehen. Schon im Jahre 1842 schrieb Herrmann an den Inspektor: „Ihr lieber Herr Vater sprach 1835 sehr bestimmt davon, daß er die Aussendung von christlichen Handwerkern in Verbindung mit unserer indischen Mission für eine nothwendige Bedingung ihrer festen Begründung und ihres sicheren Wachsthums ansehe. Und je mehr sich unser Werk ausdehnt, desto größeres Gewicht bekommt die Frage, ob unsere Gemeinden ohne Erlernung von Handwerken, durch welche sie sich ihren ehrlichen Lebensunterhalt sichern können, nicht unserer Mission eine zu schwere Last werden werden. Die erwachsenen Mitglieder werden wohl schwerlich in ganz neue Beschäftigungen eingeführt werden können, die jüngeren aber, wenn sie bei tüchtigen europäischen

Arbeitern in die Lehre gingen, würden sich wohl aus ihrem bisherigen Kreise herausrücken lassen und lernen können, für sich und die Ihrigen den nöthigen Lebensunterhalt und noch mehr zu erwerben. Eine ähnliche Frage drängt sich auf beim Gedanken an die zukünftige Versorgung derjenigen Knaben unseres Instituts, welchen es an Gaben fehlt, um tüchtige Schullehrer oder Katecheten zu werden."

Nachdem Herrmann diese Frage bei seinem Besuch in Basel neu angeregt und auch mit dem Fürsten von Schönburg besprochen hatte, wurden 1846 zwei Uhrmacher bestimmt, auf Balmatha ihr Handwerk anzufangen und zugleich die typographische Presse in Gang zu setzen. Für die Buchbinderei hatte Mögling schon gesorgt, indem er etliche Jungen in Bombay und anderswo dies Handwerk lernen ließ. Die Einführung der Weberei hatte Metz übernommen und achtungswerthe Resultate erzielt. Die Uhrmacher rückten übrigens erst 1848 an. Ihnen folgten dann die rechten Männer, der Webermeister Haller und der Mechanikus Plebst.

Mit der Zeit sollte noch eine Einrichtung getroffen werden, wozu der zum Pädagogen gebildete Missionar Hoch die Hand bot. Es sollte eine eigentliche Schullehrer-Klasse gebildet werden. Vorerst war die Zeit dazu noch nicht gekommen.

Herrmann schrieb jetzt ein Tagebuch, um sich selbst von seiner Zeitverwendung strenge Rechenschaft zu geben. Darin steht einmal: „3 Uhr aufgestanden, 10 Uhr zu Bett. Die Brüder sagen, ich wolle indischer Missionsinspektor werden. Antwort: Das ist nicht wahr. Ich glaube nicht, daß unsere Mission eines geordneten Regiments fähig ist. Ich bin müde und matt. Herr, laß mich im Frieden ruhen und hilf mir einmal in die ewige Ruhe, die Du mir am Kreuze erworben hast."

„Es gibt eine Welt auch unter Brüdern und dieser ist das Kreuz Christi eine Thorheit.“ Das war eine Erfahrung, an der Mögling schon lange schwer getragen hatte. Oft war er zu offenherzig und zu hastig, als daß er sich nicht Mißverständnissen blosgestellt hätte. Aber ihm unbewußt hatte er einen Mann zur Seite, der bei großer Thätigkeit in Unlauterkeit fiel, aber mit ungemeiner Kunst sein Innerstes zu verbergen und in barocker Weise den Schein zu erregen wußte, daß er innerlich ganz anders sei, als er sich äußerlich gebe. Dieser suchte um irgend welchen Preis näheren Verkehr zwischen Mögling und der Gemeinde zu verhindern, während er ganz in der Stille böse Gedanken über Mögling's Herrschsucht und List in Umlauf setzte. Je mehr Mögling ins Gerede kam, als gehe er mit Herrscherplanen um, als nehme er es nicht genau mit der Wahrheit, als sei es ihm mehr um den Schein als das Wesen der Mission zu thun, desto sicherer konnte dieser X. sich fühlen, desto mehr hatte er die Sympathien der Brüder für sich. Erst nach Jahren wurde dieser Feind entlarvt. Vorerst, im Jahre 1847, weiß Mögling nur zu notiren „Das Hin- und Hergerede mit X. ist mir jetzt entleidet. Nach langen Verhandlungen sind wir wieder auf demselben Punkt. Seine Erklärung ist so unbestimmt und vielerlei sagend, daß ich nichts damit anfangen kann.“ Weiter kommt er nicht als zu dem Schluß: „Ueber Bruder X's Verhältniß zu mir oder meines zu ihm habe ich noch keine Klarheit.“ Das muß denn auch manche fernerstehende Missionare entschuldigen, wenn sie sich über Mögling's Streben und innerstes Sein irre führen ließen. Gottfried meinte: „Herrmann hat in seinem Verkehr mit Anderen eine Einfalt, welche in der That oft wie Arglist aussieht und deßwegen natürlich auch so interpretirt wird.“ Mögling aber konnte mit gutem Gewissen sagen: „mit dem Herrschen-

wollen siehts anders aus, als sich mancher vorstellt. Mich sollte es königlich freuen, wenn unsere Schar aus Männern bestünde, von welchen ich der schlechteste wäre; mit Jauchzen wollte ich hintendrein laufen. Uebrigens können fremde Leute mir nicht wehthun. Wenn mich der Herr einmal ins Feuer legen will, so muß es von den Allernächsten kommen."

Noch immer predigt er den Engländern am Sonntag. Weil er aber Zeit herauszuschlagen sucht, gibt er das Predigtschreiben auf, das er zehn Jahre treulich fortgesetzt, um hinfort extempore nach wohlüberdachter Disposition zu predigen. „Anderson hält dies für die bessere Art, meint aber, ich solle es kürzer machen. Muß auf die Uhr sehen."

29. Mai 1847 (sein Geburtstag). „Gebetsgeist zu erbitten. Das Rauchen hat mich schon manchmal vom Gebet abgehalten. Es soll deshalb nun endlich aufgegeben sein. Dazu hilf Du mir, o gnädiger Gott, um Jesu willen. Erklärte das den Brüdern und schenkte meine Cigarren weg."

Die Arbeiten wurden dem Plane gemäß durchgeführt, freilich mit manchem Ach und Krach, weil kein Gehilfe zur Verfügung stand. Zu Zeiten aber kamen angenehme Unterbrechungen dazwischen, wenn die übersetzten Bibeltheile auf einer Konferenz mit vier englischen Missionaren durchgegangen und allerlei Bemerkungen und Kritiken, die sich angesammelt hatten, erwogen wurden.

Im August 1847 versammelte sich diese Konferenz zum erstenmal in Maisur. Welche Freude für Gottfried, seinen Herrmann anrücken zu sehen mit den Jünglingen seiner Klasse! Welche Feuerprobe aber, seine gewissenhafte Arbeit nun Wort für Wort von allerhand Kritikern beleuchten und beurtheilen zu lassen, die sich nicht viel ums Griechische kümmerten. Natürlich wurde debattirt und durch Stimmenmehrheit entschieden. Da saß er manchmal wie auf der

Folterbank, wenn etwas, das ihn viele Mühe gekostet, verworfen ward. Jeder Einwurf klang ihm wie eine Verdammung seiner Arbeit und seiner Fähigkeit. Oft scheute er sich, alle seine Gründe vorzubringen, um nicht bei dem und jenem Gliede des Kommittees anzustoßen. Und wenn er sich selbst vertheidigte, sah es nicht aus, als maße er sich bessere Kenntniß des Griechischen oder des Kanaresischen an? Mit Herrmann zu streiten war etwas ganz Anderes. Meist begnügte er sich damit, ihn für sich streiten zu lassen.

Uebrigens wurde Gottfrieds ungemeine Tüchtigkeit für diese Aufgabe so allgemein anerkannt, daß er von der Madras Bibelgesellschaft die Anstellung als Uebersetzer erhielt. Nicht mehr aus der Missionskasse zu leben, war ihm auch eine gemüthliche Erleichterung. — Herrmann hätte während seines Aufenthalts in Basel einen Aufsatz über kanaresische Sprache und Literatur verfassen sollen, fand aber die Zeit nicht dazu. Er übertrug die Sache seinem Gottfried, bestand aber darauf, derselbe müsse sie mit nächster Post vollendet abstoßen. Richtig brachte dieser eine Arbeit, welche der deutschen Morgenländischen Gesellschaft höchst willkommen war und durch ein Diplom seiner Mitgliedschaft belohnt wurde. Auch den indischen Gelehrten blieb seine Meisterschaft nicht verborgen; nur er selbst zweifelte bis zum Ende je und je an seiner Befähigung.

Wiederholt wurden nun solche Revisionssitzungen auf den Bergen gehalten; und wenn Herrmann für ihn einstand, fand Gottfried es gerathener, denselben fern zu bleiben. Er lieferte doch wenigstens, wie er meinte, ein mehr oder minder brauchbares Concept. Am 16. November 1848 verließ sein Neues Testament die Presse.

Indessen führte Herrmann einen lebhaften Briefwechsel mit dem neugewonnenen Freunde Casamajor, dem Manne der fürstlichen Gedanken. Er begeisterte den 55jährigen

Edelmann zu dem Wunsche, selbst auch noch kanaresisch zu lernen, was ihm bei seiner Kenntniß der ostdrawidischen Sprachen nicht schwer fallen konnte, und sandte ihm den besten Munschi zu, der sich zum Gang auf die kalten Berge entschließen mochte. Täglich freut sich nun der alte Edelmann über seine Fortschritte und richtet eine Schule ein, die sich schnell mit Badaga-Kindern füllt. Er besucht sie unabläßig und wird wieder Kind mit Kindern.

Unter dem Lernen stieg ihm ein Gedanke auf: er wünschte das Beste von kanaresischer Literatur gesammelt zu besitzen. Eine reizende Aussicht für Mögling, der schon lange nach einer solchen Fundgrube der Sprache getrachtet hatte. „Welche Lust, die Ruinen der kanaresischen Gedankenvorwelt zu durchsuchen und den Körper der Sprache aus seinem staubigen, rauchigen, schmutzigen Grab von Palmblättern und Papierfetzen zu Tage zu fördern!“ Er entwarf einen Plan für die Ausarbeitung einer bibliotheca carnataca; sie dürfte wohl auch, meinte er, den Beinamen Casamajorana tragen, denn ohne die Mittel des Alten vom Berge wäre sie nicht zu Stande gekommen. Handschriften wurden nun von überall her gekauft oder entlehnt, gesichtet und verglichen, der Urtext ermittelt und Alles lithographirt, was für das Studium der Grammatik, der Geschichte, Religion und Landessitte werthvoll war. Eine Auflage von 200 Exemplaren für den Gebrauch der Missionare und gelehrter Gesellschaften schien genügend. Man fing mit den neueren Gedichten an und stieg auf zu den älteren und ältesten Werken. Alles natürlich unter Herrmann's Leitung, der sich dazu die Sprachgelehrten und Schreiber heranzog und überwachte.

Dieses neue Unternehmen fiel zusammen mit einer inneren Umwandlung, die seine Geschwister mehr beunruhigte als erfreute. „Herrmann läßt uns liebliche Briefe

zukommen und wir freuen uns über das Wachsthum seines inneren Menschen; doch haben wir hin und wieder geschwisterliche Einrede gethan, weil uns scheinen will, er habe sich auch im neuen Wesen in einigen Stücken übereilt. Man kann es freilich nicht zu genau nehmen, aber doch kann sich auch der Bußeifer überrennen und da ist es gewiß nöthig, wenn auch nicht angenehm für den jüngern, geistlich soweit dahinten stehenden Bruder, mit etwas kaltem Wasser dem älteren beizuspringen." Herrmann bittet die Seinigen, sich ja keine Sorge zu machen, als hause er auf seine Kraft los. „Ich finde, daß meine Gesundheit bei gesteigerter Arbeit eher zu= als abnimmt, von Seelengesundheit nichts zu sagen. Was mir oft bitter weh thut ist, daß ich nicht viel früher mein wahres Arbeitsmaß ausgefunden habe, und daran war nur meine angeborene und angewohnte Faulheit schuld." (?)

Um den Anfang der neuen Aufgabe richtig zu bewältigen, ruft er (Sept. 1848) seinen Gottfried auf etliche Monate zu sich herab. Pauline gab dem Gatten Urlaub; sie bleibt, um kranke Missionsfrauen zu verpflegen und die anvertrauten Kinder zu erziehen; zur Abwechslung wohnt sie auch in Keti, wo Casamajor sie regelmäßig um 10 Uhr in seine Schule abholt, mit den 60 Kindern zu reden, sie zu examiniren u. s. w. Gottfried kann jetzt die Hitze in Mangalur ertragen, woran er froh ist: „denn wenn man mit Herrmann an einem Karren ziehen soll, so muß man ordentliche Schritte machen, sonst kommt man unter das Rad. Was seine Gesundheit anlangt, so kann ich quoad medicus bezeugen, daß ihm nichts fehlt, bin aber dessen ungeachtet der Meinung, daß der liebe Herrmann darin irrt, sich selbst als eine Dampfmaschine von so und soviel Pferdekräften anzusehen, die so und so viel Meilen des Tags dampfen muß. Die Maschinerie ist ganz solid, aber

die Grundfrage ist, ob der geistleibliche Organismus eines wiedergeborenen Menschen bestimmt ist, auf diese Art zu wirken. Das kann ich übrigens quoad theologus bezeugen, daß nicht Moses, sondern Christus das Räderwerk treibt, aber es restirt bei mir doch ein Bedenken, von welchem ich täglich ein Stücklein in aller Offenheit gegen meinen Bruder ausspreche. Aber nun greifen Herrmanns Räder wieder in die meinigen, darum Adieu." Ueber das neue Unternehmen bemerkt er: „Ich bin bis über die Ohren in der Arbeit mit Herrmann und finde den Anfang barbarisch schwer, hoffe aber, einen Schatz von Wörtern und Gedanken für die Missionsarbeit zu heben, und bin überzeugt, daß wir tiefer graben müssen, um uns des ganzen Sprachschatzes zu bemächtigen."

Casamajor freute sich des schönen Anfangs und pflog herzlichen Umgang mit Mögling bei einer neuen Revisionssitzung. Bald darauf aber erkrankte er und entschlief sanft in Gegenwart der Missionare, an einem Hirnschlag (29. Mai 1849). Nun fand sich, daß all sein Vermögen der Nilagiri-Mission vermacht war, der er priesterlich den Weg gebahnt hatte. Den Badagern schien er eine Art Gottheit; vom Todten sagten sie: er kommt gewiß wieder. Er hatte einen Lieblingsspaziergang unter den Bäumen am Teich von Keti und wünschte öfters, daß man ihn hier einmal begraben möchte. Am Ende aber zog er vor, sich in Ottakamand bestatten zu lassen, damit nicht die Heiden seinem Grabe irgend welche vermeinte Ehre anzuthun versucht würden. Die Dorfleute durften alle den Todten noch sehen und viele bewahrten dem Manne und dem lächelnden Gesicht, das über den Tod zu triumphiren schien, ein treues Andenken.

„An meinem Geburtstag ging er zur Ruhe ein, schrieb Mögling, ich gönne ihm seine Abfahrt, allein es thut mir

doch wehe, daß ein nobleman weniger auf Erden ist, da sie so rar sind.“ Er bereinigte nun als Bevollmächtigter der Kommittee die Geschäfte, welche aus dem letzten Willen des Mannes sich ergaben, und hatte die Freude, die Mission endlich fest in Keti gegründet zu sehen. —‘

Die Weigle aber wohnen in Ottakamand, im Hause einer hohen Familie Elliot, welche ihre drei Kinder ihnen übergeben hat, talentvolle, wohlerzogene Mädchen und Knaben. Dafür kommt der Mission eine schöne Gabe zu gut. „Pauline unterrichtet die Kinder neben dem Lehrer, welchen wir für sie angestellt haben. Sie ist völlig hergestellt, steht morgens mit der Sonne auf und arbeitet den ganzen Tag mit Leichtigkeit und Lust. Da leben wir in der wohlausgestatteten Wohnung der Eltern, welche sehr dankbar dafür sind, daß wir ihre Stelle vertreten; für unsern Lebensunterhalt ist über Bedürfniß gesorgt, wir halten uns aber ganz in der Stille. Ich habe das Alte Testament zu übersetzen und freue mich dieser Arbeit sehr; später, wenn es dazu reicht, möchte ich an ein gründliches Wörterbuch gehen.“ Pauline fügt bei: „Zu unsern Füßen dehnt sich der klare Wasserspiegel des Otte-Sees; die grünen Hügel sind mit Gruppen von Wäldchen geziert und da und dort sehen wir die Häuser der Europäer auf den Bergen umher gestreut und freundlich die dunkeln Schatten der Bäume belebend. Gerade gegenüber von unserem Hause steht die Kirche und neben ihr der stille Gottesacker mit den weißen Grabsteinen, die uns ernst mahnen, daß auch in diesem paradiesischen Lande Krankheit und Tod ihre Opfer fordern, und uns beten lehren um Klugheit, das Sterben zu bedenken.“

Hier nun ruhte auch Herrmann gern aus, wenn er zu den Revisionssitzungen heraufkam. Er wuchs mit den Elliotschen Kindern aufs Traulichste zusammen und wenn

er scheiden mußte, begleiteten sie ihn bis auf die Höhe des Passes. Dann aber warf er sich mit vollem Entschluß in das Reiseleben, indem er laufend und reitend 3—4 Stationen zurücklegte, bis er völlig erschöpft und halb schlafend in Bangalo von Gundelpett anlangte. Hier begann er am nächsten Tage den ersten von vielen Briefen an die Elliotschen Kinder zu schreiben, um seinen Geschwistern im Werke christlicher Erziehung an die Hand zu gehen. Es sind liebliche Kinderbriefe, anregend durch Scherz und Ernst.

Nach Casamajors Heimgang war ein Ersatz für die Förderung der bibliotheca carnataca zu suchen. Herrmann wandte sich an die Madras Regierung. Während diese sich besann, übernahm ein Mitglied derselben, der bekannte Sir Walter Elliot, ein weitsehender, vielvermögender Staatsmann das Patronat des Unternehmens, das er als bewährter Alterthumsforscher sogleich in seiner Bedeutung erkannt hatte. Höchst freigebig hat er Mögling unterstützt nicht blos mit Geldmitteln, sondern mit Handschriften aus den Sammlungen in Madras und wohlerwogenen Rathschlägen. Es wurden doch 6 Bände fertig.

Da sodann Gottfried erkannte, daß er zur Förderung seiner Bibelübersetzung eine Zeitlang im Oberlande ganz unter Kanaresen wohnen sollte, löste er die Verbindung mit dem Elliotschen Hause und schied nach einer deutschen Christbescherung (Dez. 1849) von den liebgewordenen Bergen. Er führte seine Pauline über die Stationen Malabars die Küste hinauf. Da sah ich sie zum erstenmal in Tschirakal, einem Filial von Kannanur, während meine Frau durch einen längeren Aufenthalt in Kateru schon innig mit ihr verbunden war. Völlig hergestellt, wie sie jetzt war, nahm sie den herzlichsten Antheil an unserem Werke und freute sich besonders an Hebichs erwecklicher Predigt. „Von diesem

Papa, meint sie im Vertrauen, ließe ich mir gern auch eine Tracht Schläge gefallen; verdienen und brauchen könnte ichs wenigstens gut." Noch ein kurzer Aufenthalt im lieben Mangalur, dann gings hinauf zum Schwager in Bettigeri und weiter nach Dharwar, wo sie Arbeit fand unter schwarzen Kindern. Hier darf sie am 11. Sept. 1850 ihr erstes Kind, Karl, herzen. Und Gottfried jubelt: „Der Herr hat alle unsere Sorgen beschämt."

Das war ungefähr die Zeit, in welcher die Eßlinger Schwiegereltern gehofft hatten, ihn auf einen Besuch in der Heimat sehen zu dürfen. Allein es schien ihm unmöglich, sich von seiner Arbeit zu trennen, ehe auch das Alte Testament übersetzt wäre. Und der Schwiegervater, der ihn so sehnlich erwartet hatte, war nun bereits aus diesem Leben (März 1850) geschieden; die Gattin folgte ihm bald nach (Juni 1851). Auch sie hatte noch ihre Kinder durchaus daheim haben wollen. Ihm hatte Gottfried zuletzt geschrieben: „Wir haben schon manche reiche Beamte gekannt und es hat uns noch nie zum Tauschen gelüstet; wir sind gerne arm neben diesen reichen Herren. Aber das will ich gestehen: nach einem regelmäßigen Amt, mit den geregelten Verhältnissen in Geschäft, Oberbehörde, Unterordnung, Besoldung 2c. 2c. wie mans zu Hause hat, nach diesem hat michs schon oft gelüstet. Hier sind wir einen Tag so unabhängig und einflußreich, wie es kein Pfarrer, kein Prälat zu Hause ist, dann wieder so abhängig und zu solchen Geschäften genöthigt, wie sie ein Provisor kaum thut. Doch wenn wir auch vergleichende Blicke anders wohin werfen, so sind wir doch im Ganzen mit unserer Lage und mit unserem Geschäft herzlich zufrieden und glücklich dabei. Einen besondern Zug nach der Heimat habe ich nicht, wenn ich mich auch nicht absolut sträuben wollte. Aber was sagt der Vater dazu? Ohne seine

Erlaubniß könnten wir doch nicht gehen, und Er müßte irgend ein besonderes Thürlein aufthun." —

Indessen war in Basel Joseph Josenhans als Inspektor eingetreten und hatte zur großen Freude der beiden Brüder der indischen Mission eine neue Verfassung gegeben. Während bisher die einzelnen Stationen und Missionare unter sich nur lose verbunden waren und ihren Mittelpunkt in der fernen Kommittee hatten, wurde nun die Generalkonferenz von neuem ins Leben gerufen und damit ein Vereinigungspunkt für die Glieder des bereits groß gewordenen Missionskörpers geschaffen. Man durfte hoffen, daß damit etwas Wesentliches geschehe, die Einheit des Ganzen zu sichern, den Muth und die Freudigkeit der Brüder zu beleben und Mißverständnissen vorzubeugen.

Mögling hatte nun das Amt eines Generalsekretärs anzutreten und sich allerhand Arbeiten für das gemeine Beste zu unterziehen. „Ich habe bei den Brüdern angefragt, ob wir nicht unsere erste Generalkonferenz neuer Rechnung im Januar 1850 halten könnten. Ich hoffe, sie werden es annehmen, auch wird sie ihren Zweck nicht verfehlen, wenn sie jetzt zu Stande kommt. Mir ist es nur darum zu thun, daß man einmal einen Anfang und einen Versuch mache, sich in eine Ordnung zu finden." Die Generalkonferenz wurde wirklich abgehalten, doch sandten nur drei von den vier Distrikten des Missionsgebiets ihre Abgeordnete; so nach und nach kam aber allenthalben die Erkenntniß auf, daß nur durch solches Zusammentreten falsche Freiheit und falche Brüderlichkeit ebenso wie unbefugtes Regiment beseitigt werden können.

Für Herrmann war es eine aufreibende Arbeit. „Ich habe mich darüber unmäßig verleiden müssen und hätte wahrhaftig die Zeit für andere Arbeit gar wohl brauchen können. Es geht mir oft verdrießlich mit meinem Karren,

auf dem ich doch nun schon ins 13. Jahr fahre. Der Karren wäre schon recht, er fährt nicht bloß auf der Chaussee, sondern auch in Feld und Wald, über Stock und Stein, wenns sein muß, und es wäre im Grund eine Freude drauf los zu fahren nach dem Kompaß, den man bei sich hat. Allein unglücklicher Weise hat der Fuhrmann eine Anzahl lieber Freunde, die auf einem Jahrmarkt alle, jeder einen oder zwei Radschuhe eingekauft zu haben scheinen und ihre Freude daran haben, wenn eine Gelegenheit kommt, einen ihrer Radschuhe anzubringen. So geschieht es manchmal, daß alle vier Räder beschuht sind, und sogar, wenns bergauf geht, wollen sie denselben nicht abnehmen. Ich wollte alle die Radschuhe führen und mich nicht beklagen, wenn man mir dieselben auf den Wagen legte, allein dazu verstehen sich die Freunde nicht. Und so komme ich mit ordentlich raschen Pferden doch nicht frischer aus dem Feld, als ein müder Einspänner, den man unberadschuht dahin schleichen läßt." Einmal nennt er sich einen mit allerlei Radschuhen, Ketten und Stricken gesegneten Mann. „Wenn es etwas hülfe, wäre ich schon oft aus der Haut gefahren. Doch zweifle ich auch, ob es mir gut wäre, wenn Jedermann in unserem Mikrokosmus mich gelten und gewähren ließe."

Noch ein weiteres Geschäft entsprang ihm aus allgemeinen Missionsangelegenheiten. Die Missionare in Madras waren nämlich über die Kastenfrage in einige Aufregung gerathen, seit die lutherischen Sendboten von Leipzig dieselbe für ein Adiaphoron erklärt hatten. Mögling war für seine Person und Praxis diesem alten Steckenpferd der Hindus spinnefeind, wie überhaupt jedem Hinderniß vollster Geistesgemeinschaft zwischen Missionaren und Neubekehrten. Und so gleichgiltig ihn äußerliche Verschiedenheiten ließen, ihre Bedeutsamkeit für die Schwachen hatte

er doch mehrfach mit Händen greifen können. Als z. B. ein Verwandter der getauften Brahmanen diese zum erstenmal ohne die althergebrachte Haarlocke sah, hatte er ausgerufen: „Ich wußte zuvor, daß ihr arg dumm seid, aber jetzt erst sehe ich, daß ihr völlig zu Narren geworden seid.“ Warum nicht solchen Winken nachgehen und die Idole des indischen Volksgeistes nach einander bekämpfen und umwerfen? Andererseits aber konnte er doch nicht alle Argumente der Kastebekämpfer für richtig ansehen; und wenn die Madras-Konferenz englischer und amerikanischer Missionare besonderen Werth darauf legte, daß auch die Basler sich ihren Erklärungen anschließen möchten, so lag ihm doch viel näher, einen Versuch zu machen, ob nicht die sich gegenüber stehenden Parteien versöhnt werden könnten.

Eben jetzt (Febr. 1850) kam K. Graul, der Direktor der Leipziger Mission, von Bombay herab nach Mangalur. Mögling widmete sich ihm mit großer Aufopferung. Eine Woche lang begleitete er, mit seinen Katechistenschülern, den Gast nach den alten Stätten der Dschaina Fürsten und Priester. Allerlei Missionsfragen wurden unterwegs durchgesprochen. Ueber die Kastenangelegenheit glaubte er mit Graul einige ziemlich übereinstimmende Grundgedanken erzielt zu haben, die er in folgender Weise formulirte: „1. Graul erklärt, daß nach Allem, was er in und um Mangalur in mehrwöchigem Aufenthalt gesehen, er sich überzeugt habe, daß wir unter den gegebenen Umständen den richtigen Weg getroffen haben, unsere neuen Gemeinden vor den Vorurtheilen und Gefahren des Kastengeistes zu bewahren. 2. Er glaubt auch, daß der Hinduismus zwischen bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten keine scharfe Grenzlinie zu ziehen wußte und daß beide für den Hindu noch heute zusammenfallen. 3. Graul wünscht so sehr als wir, daß die Tamilkirche vom Kastengeist und Kastenbrauch

gereinigt werde. Nur will er nicht das Aufgeben der Kaste als Bedingung für die Taufe fordern."

Uebrigens hatten Möglings Bemühungen, eine Annäherung zwischen den englischen und lutherischen Missionaren herbeizuführen, keinen merklichen Erfolg. Je länger er über die Kaste nachdachte, desto gewisser wurde ihm, daß hierin mit Gesetzeszwang nichts Wesentliches zu erreichen sei, daß aber am Ende jede ältere Mission finden werde, sie dürfe wenigstens keinen Hindu als Mitarbeiter anstellen, der nicht die Kaste aufgegeben habe. „Wie die Polygamie aus der Kirche verschwand, weil die Einehe schon zum Diakonenamt für nöthig erklärt wurde, so wird die Kaste verschwinden, wenn nur solche zum Lehren berufen werden, welche sich von ihrem Zopf befreit haben." Unverzeihlich aber wäre es, wenn man auf neuem Felde Leute taufte, welche nicht rein abmachen mit der Kaste.

Es kamen immer neue Aufgaben zu den alten. „Heute, schreibt Herrmann 25. März 1850, hatte ich einen mühevollen Tag. Vor 5 Wochen kamen 4 Jünglinge von Hubli hieher, welche begehrten unterrichtet und getauft zu werden. Sie haben sich hier allewege gut gehalten, allein von ihren Leuten sind sie mit einer Täuschung geschieden, indem sie statt aufs Fest in Gokarna hieher reisten. So haben sie sich bei diesen in ein schiefes Licht gestellt. Mich hatten sie früher zweimal fragen lassen, ob ich sie annehme, wenn sie kommen, worauf ich antwortete: ja, wenn es Euch Ernst ist, Christen zu werden. Mir schiens des Wagens werth, auch auf die Gefahr hin, den Brüdern, die sie bisher unterrichtet hatten, Anstoß zu geben. Heute nun kamen ihre Leute, drei Mütter und etliche andere Verwandte, und sahen sie zum erstenmal seit ihrem Austritt aus der Kaste. Es war eine herzbrechende Scene. Sie sind aber wohl bestanden und ich habe die beste Zuversicht, sie werden

getauft. Den Vater des Ischwara hatten seine Gläubiger nach des Sohnes Austritt ausgepfändet und ins Gefängniß geworfen. Nun fragte die Mutter den Sohn: Ist das Gottesfurcht, Deinen Vater ins Gefängniß zu liefern und Deine Mutter zu verlassen? Ich bin nun allein auf der Welt, das ertrage ich nicht, werde suchen zu sterben. Ischwara war tief ergriffen, blieb aber dennoch fest. Allein ich weiß nicht, ob ich ihm nicht rathen soll, mit seiner Mutter nach Hubli zu gehen." Am Ende gelang es den Verwandten doch, die Jünglinge zur Rückkehr nach Hubli zu bewegen, wo sie getauft wurden.

Ein andermal nähert sich eine vornehme Seele, lehnt zwar mündliche Verhandlungen ab, läßt sich aber auf Korrespondenz ein. „Ein denkender Mann, mit dem ich sehr sachte umgehen muß. Er ist wie ein Nachtschmetterling, der eine Lampe gesehen hat und in weitem Kreise umfliegt, hie und da quer über Feld daher kommt, nahe genug, um wieder zu erschrecken und wieder in die Nacht hinaus zu schießen — aber er kommt wieder und seine Kreise werden enger. Der Herr erbarme sich sein."

„Ich werde oft erstaunlich müde, nicht sowohl im Leib als in der Seele; daher freue ich mich auf die Zeit, da ich ausgespannt werde, seis früher oder später. Der mir zu helfen herabbeorderte Bruder protestirt gegen seine Versetzung. So allein gelassen, kann ich die Nase kaum über dem Wasser halten. Die Katechistenklasse den ganzen Tag beschäftigen, den Bibeldruck für die Revisionskommittee fortführen, Traktatfabrikation, englisches Predigen und Stundenhalten, Korrespondenz mit Deutschen und Engländern und mit der lieben Kommittee: diese alle müssen sich in meinen Tag und halbe Nacht theilen und kommen oft in Streit. Und daneben will doch die eigene Seele auch gelebt haben. Bete nur herzhaft für mich, ich kanns brauchen."

Leider kürzte Herrmann seine Schlafzeit mehr und mehr ab. Er befahl dem Knecht, ihn zu bestimmter Stunde unbarmherzig zu wecken; thue er es nicht, so nehme er einen andern. Mit vier, ja drei Stunden täglicher Ruhe glaubte er auskommen zu können. Warum sollte sich der elende Leib dem Geiste nicht fügen? „Die Zeit wird mir nach und nach lang, denn ich bin viel zu sehr angespannt, um lang auszuhalten, und Arbeit abzubrechen, dazu habe ich gar keine Lust; da warte ich lieber, bis ich expreß auf die Seite gelegt werde. Dann weiß ich, warum und wozu, und schicke mich darein.“ (24. April 1850.)

20. Zusammenbrechen.

Im Mai 1850 brach die auf's höchste gespannte Kraft zusammen. Starkes Fieber warf Mögling Tage lang aufs Lager. „Der Arzt, der einen Schlag befürchtete, setzte mir 30 Blutegel an Schläfe und Ohren, ließ mir zweimal zur Ader und gab mir alle Nacht ein paar Quecksilberkugeln, so daß ich nach der Krankheit erst noch von der Kur kurirt werden mußte. Nun hat mein Puls wie ein verzogenes Pferd wieder seine alten Sprünge angefangen und schlägt 90—100mal in der Minute. Ich schlafe nun 9 Stunden und länger, kann dabei den Tag über ordentlich arbeiten, nur gibt es eben kein Stück und — der Mitarbeiter kommt nicht.“ — „Daß ich lernen muß, langsamer zu fahren, hätte ich schon lange merken können. Ich war manchmal halb ohnmächtig auf meinen Abendspaziergängen und glühend heiß, wenn ich mich aufs Bett legte. Dabei dachte ich keinen Augenblick an Krankheit; man kommt in einen Arbeitszorn hinein, der einen auf solche Symptome nicht achten läßt. Ich fürchtete keine Krankheit als Dysenterie, und da ich keine Angriffe von diesem Feinde hatte, so besorgte ich nichts

Schlimmes. Meine angeborne Faulheit, gegen die ich zu Felde lag, ließ mich die Schwäche, welche sich nach und nach ankündigte, verkennen. Ich hielt Abmattung für Trägheit und wollte nicht nachgeben."

„Freilich rechnete ich auch auf Hilfe von Monat zu Monat und dachte: nun diesen Monat geht es doch noch; nachher, wenn Würth kommt, ruhst du aus ꝛc. Kurz, ich bin angeführt worden, wie es hie und da einem übereifrigen Knechte geht. Und nun bin ich ins Schwabenalter eingetreten: da wird wohl der Verstand mit Macht kommen. Du (Barth) willst die Ankunft des Antichrists noch erleben? Ich will seinen Sturz, ja des Teufels Sturz und Gericht noch erleben und noch mehr; aber nur nicht hier unten. Doch kann mein Herr mich geschwind kuriren, wenn er will. Seine Zeit ist die rechte Zeit."

Darauf antwortete Barth: „Hättest Du früher besser hausgehalten mit deiner Kraft und dem indischen Klima mehr Rechnung getragen und Dich weniger unter die Unsterblichen gerechnet, so wär's nicht so weit gekommen. Niemand hat mehr Recht mit Dir darüber zu zanken, als ich, weil ich's ungefähr auch so mache, obwohl nicht gar so arg."

Sobald Würth, der lang erwartete Mitarbeiter, eingetroffen und ihm die Arbeit an der Katechistenklasse übertragen worden war, begab sich Herrmann (August) auf eine Erholungsreise. In Bangalur hoffte er sich abzukühlen, erreichte aber wenig Besserung, weil er zugleich in der Revisionskommittee angestrengt arbeitete. In einsamen Stunden, oft den Tod erwartend, diktirte er einen Traktat „Ein Duzend Briefe", der viele Leser fand, nicht blos im Kanaresischen, sondern auch in drei Nachbarzungen. Darin schilderte er die gründliche Bekehrung eines gebildeten Heiden, wie sie ihm als Ideal und aus der Erfahrung vorschwebte. Er unterrichtete auf dieser Reise einen hoff-

nungsvollen Brahmanenjüngling, der auch getauft wurde, aber, vom Ehrgeiz auf eigene Wege gezogen, sich in weite Ferne verlor. „Mehr ein Blitzjunge als ein Donnerskind.“

„Auch die hiesigen Aerzte, wie die Mangalurer, schicken mich heim,“ schreibt er am 1. Oktober 1850. „Allein ich kann nicht gehen, solange ich kein Ja von der höchsten Kanzlei habe. Bekomme ich dieses, dann will ich flugs gehen; habe schon manchmal angefragt, allein keine Antwort! Die Erlaubniß der lieben Kommittee reicht mir nicht aus. Soll ich auf einem fleischlich so verständigen, respektablen Wege mich aus dem Staube machen? Ich glaube, daß es in ein paar Monaten eine Wendung mit meiner Gesundheit nehmen wird. Bis dahin muß ich warten.“

Er versuchte es auch mit Madras, und meinte einige Fortschritte zu spüren. Hier zogen ihn besonders die Freischotten an; „unter einem solchen Haufen junger Leute wäre ich wie ein Fisch im Wasser.“ Ueber einen Punkt faßte er einen festen Entschluß: „Mir hat man durch lauter Aderlässe zuletzt fast das Herz abgezapft und der Blutmangel hat mich nervös gemacht. Ich werde mich nun nicht mehr stechen lassen.“

Allmählich wich die ungeheure Schwäche, ohne doch einem Wohlgefühl Platz zu machen. Herrmann kehrte über Dharwar langsam nach Kanara zurück. Seine Geschwister konnten ihn nicht ohne Wehmuth empfangen, aber er stellte sich so leichtherzig als je und sagte, als er den kleinen Karl in die Arme nahm: „Gerade so ein cretin wie alle andern!“ Er hat jedoch diesen Sohn mit besonderer Liebe umfaßt. — Gottfried sieht des Bruders Entschließung, besser Maß zu halten, als das willkommenste Symptom rückkehrender Gesundheit an. Wirklich will dieser sich hinfort auf das Nöthigste beschränken; fast blickt er mit Neid auf

Hebich, der so Vieles zu Stande bringe, blos weil er sich nie zersplittere.

Werfen wir noch einen Blick in den Weigleschen Haushalt! Pauline hatte gerade (Jan. 1851) traurige Nachrichten von Hause erhalten, da trat eine alte Christin herein und klagte ihre Noth mit vielen Thränen, ihr Sohn sei ein Säufer ꝛc. ꝛc. „Dazu kam meine Aja, eine alte Heidin, deren Kinder ihr auch Noth machen. Die nahm jene Christine bei der Hand und sagte: wir beide sind jetzt alte Weiber und müssen bald sterben; was haben wir erlebt! Nur weinen müssen wir, wenn wir an unsere Kinder denken. Dann aber fuhr Christine fort: Hierin sind wir einander gleich; Gott hat uns für unsere Sünden gestraft. Doch besteht ein großer Unterschied zwischen uns: meine Sünden sind vergeben und ich habe einen Heiland, aber wie stehts mit Dir? Wir stehen bald vor dem Richterstuhl, und wie wird Dirs gehen, wenn Du nicht glaubst? — Meine Alte war sichtlich bewegt. Mein Kleiner lag auf meinem Schoß und lächelte zu dem Allen; da mußte ich still seufzen, der Herr wolle mich doch nicht durch ihn für meine Sünden strafen, sondern ihn uns zur Freude und Ihm zur Ehre aufwachsen lassen.“

Herrmann ist wieder in Mangalur nnd kann zur Noth am Sonntag eine, zwei Predigten halten ohne bedeutende Anstrengung. „Ich thaue nach und nach wieder auf, hauptsächlich durch langes Schlafen. Angreifenden Verhandlungen aber sollte ich mehr ausweichen. Ich habe noch der zweiten Generalkonferenz angewohnt und darnach bei der Kommittee angefragt, ob sie mir nicht mein Sekretariat abnehmen wolle. Mir wäre es lieb, ich wäre des unfruchtbaren Geschäftes los.“ Er mußte das Amt behalten.

Uebrigens ist ihm bei dieser Konferenz gelungen, allerhand Mißverständnisse zu beseitigen. „Damit ist mir ein

Mühlstein vom Hals genommen. Die lieben Brüder denken nicht daran, was sie mir mit einem guten Wörtlein für Freude machen. Daß ich in Dingen, die mir fest geworden sind, nicht nachgebe, daß ich oft ein fahriges Wesen zeige, auch nicht leicht merken lasse, wenn mir selbst etwas weh thut, verführt sie zu denken, ich sei von Holz oder Stein und mache mir nichts aus ihnen. Dann bin ich ein unverbesserlicher busybody (allzu geschäftig), kanns nicht mit ansehen, wenn die Karren auf der Straße nicht durch den Sand kommen, und helfe ungebeten und ungedankt. Man hat mich nicht umsonst schon als Knabe zu Hause den „Grechtmacher" geheißen und auf der Stiftsstube den „Dokter". Wenn ich dann aber so etwas merke, wie daß Du mich eifrig vertheidigt hast, so geht mein träges, kaltes Herz auf, daß ich Dir um den Hals fallen möchte. Der Herr wolle Dir eine besondere Freude dafür ins Herz geben und Dich den Pulsschlag fühlen lassen, der von seinem Herzen aus durch den ganzen Leib Christi dringt und sein Leben bezeugt und erneuert!" — „Eine neue Geschichte hat mich an meine Sterblichkeit erinnert, denn ich bin auf einmal aus meinem bischen Gesundheit um einen Monat zurückgeworfen. Es ist eine Schande, daß ich in meiner Festung, dem Namen des Herrn, so schlecht gesichert bin. Es ist nicht Schuld der festen Burg, sondern meine Nasenweisheit, die alle Augenblicke über die Mauer gucken möchte; sonst könnte mich kein Schuß treffen. Doch ich hoffe zuletzt noch zu lernen, wie mans macht. Habe mich schon an manches gewöhnt, was früher Bauchgrimmen machte." — „Ich denke so: sterbe ich bald, so ist all dieses Geschwätz schnell abgethan. Läßt mich der Herr alt werden, so gewinne ichs gewiß; denn ich bin mir bewußt, daß ich nicht das Meine suche, noch mir selber lebe. So lasse ich mirs wohl sein und freue mich der Gnade, die ich habe

als Zielscheibe von allerlei Unverstand und Böswilligkeit. Ich habe eigentlich noch wenig zu leiden gehabt im Leben; so freut michs, daß ich auch einmal eine Kur habe durchmachen dürfen."

Wieder ist er bei einer Revisionssitzung auf den Nilagiri drei Monate thätig. „Kann täglich 6 Stunden Kommitteearbeit thun, dies ist aber auch beinahe Alles. Mein Puls ist immer noch närrisch. Woher es kommt, hat mir noch kein Arzt recht sagen können. So lang ich mich leiblich und geistig ruhig halte, ist alles recht, die geringste Erregung aber treibt den Puls auf 95—115 Schläge. Fieber habe ich jedoch nie. Es ist eine sonderbare Sache; wahrscheinlich ist es nöthig, daß mich der Herr so in den Zaum nimmt, damit ich mich stiller halten kann, als mir sonst möglich gewesen wäre."

Er schrieb damals eine Antikritik über Dr. Grauls abschätzige Schilderung „des Basler Missionsversuchs." Dieselbe verdiente um ihrer einseitigen, schiefen Berichte und Urtheile willen eine eingehende Beleuchtung. Wie erstaunlich klang z. B. die Behauptung, die weiße Farbe der Saraswata-Brahmanen (zu welchen Kaundinja gehörte), „deute auf arabische Abstammung." Wie wunderlich verdreht war doch so manches dem Gast im Vertrauen Mitgetheilte! Eine Erwiderung schien damals nöthig und sie wurde gewissenhaft ausgearbeitet; doch ist sie nie im Druck erschienen, vielleicht weil die „Beleuchtungen der Missionssache," die Barth herausgab, 1852 ihrem Ende entgegen gingen.

Was Herrmann wieder nach Mangalur treibt, ist seine Schule. Er glaubt sie ja treu besorgt, wünscht aber möglichst viel Herz in den Unterricht einfließen zu lassen. „Ich kann mich den Jungen täglich dritthalb Stunden widmen und suche immer unsern künftigen Mitarbeitern ein Gefühl

im Innersten beizubringen, wir seien nicht Meister, sondern Brüder. Und wie groß ist doch die Aufgabe, biblische Prediger zu ziehen! Was hilft alles andere Predigen, wenn auch für den Anfang noch so erwecklich, in die Länge? Ich selber aber lerne dabei hoffentlich mehr als der Beste der Schüler. Je mehr ich z. B. den Kolosserbrief verstehe, desto mehr staune ich und möchte manchmal jauchzen über die Sprache des heil. Geistes: was Menschen von Briefen zusammenstoppeln, ist wie todt verglichen mit diesen geflügelten Worten. Eine Hilfe fürs Verständniß finde ich beim Unterricht darin, daß ich den Bau der Sätze zeichne und zeichnen lasse mit Linien. Habe einmal bei Zeller in Beuggen etwas Aehnliches gesehen."

„Uebrigens ist mein Grundgefühl, daß ich ein armseliger, nichtsnutziger Mensch bin. Bin ich vorher nichts werth gewesen in den Zeiten meiner Blindheit, so ist es jetzt um so ärger, seitdem ich Gnade gefunden habe und doch so wenig Treue bewiesen und so wenig Frucht gebracht. In einer Herbstvakanz band mir einmal die Frau Apotheker von Brackenheim einen Korb voll Trauben an ihre Kammerz, um mich einen Herbst halten zu lassen. So komm ich mir oft vor. Die Früchte, welche ich hie und da sehe, scheinen Trauben, die an mich dürren Stock angebunden worden sind. Aber „Er ist treu": mit dieser Parole gehts durchs Todesthal doch ins Licht."

„Juli 1851. Heute träumte mir — was? Ich war im Stift, man untersuchte. Ich habe einem Haufen Kameraden an einem verpönten Tage eine Sauferei veranstaltet. Die alten Gesellen waren da. Als Veranlasser der ganzen Geschichte wurde ich ins Carcer gesprochen. Glücklicher Weise wachte ich auf. Solche Erinnerungen machen mich sehr kleinlaut. Hätte ich meine Tübinger Zeit besser benützt, so wäre ich jetzt fruchtreicher. Allein

wer weiß? Der Schächer hätte doch nicht mögen kein Schächer sein."

Was aber Mögling am tiefsten bewegte, das war die nahende Ankunft seines „kleinen Herrmanns." Am 2. Juli schreibt er: „Morgen werden Herrmann und S. Kullen in Basel eingesegnet werden. Gottlob für diese ganze Reihe von Gnadengaben, welche dieser Tag gewissermaßen abschließt. Wenn ich noch nicht gesund bin, bis Herrmann kommt, so werde ich's, sobald ich ihn zu Gesicht bekomme." Herrmann hatte fünf Jahre lang den vertrautesten Briefwechsel mit diesem seinem Sohne geführt, nun sollte er an ihm und seinem Begleiter Mitarbeiter gewinnen. Er schätzte beide höher als sich selbst und erwartete nun erst einen rechten Aufschwung für seine Katechetenschule. Hätten diese sich in die Aufgabe eingearbeitet, so konnte er dann ohne viel Bedenken dem Rufe seines Vaters folgen, der ihn in die Heimat zurückrief. — „Alle Abende reite ich etwa eine Stunde weit auf den ersten Berg im Osten, wo die beste Luft und Aussicht ist. Einmal rennt mir da ein junger Mann nach. Ich frage, was er wolle. Er antwortet: Sara und Rahel möchten mich gern sehen. Sara ist die Witwe eines Katechisten aus Malabar, der im Jahre 1841 starb, Rahel seine Tochter. Die Witwe, ein schlechtes Weib, hatte Rahel fortgenommen, beide galten seit acht Jahren für ausgewandert. Ich hieß die Weiber an die Straße kommen, so wolle ich mit ihnen sprechen. Die Alte war aber zu krank, so trat Rahel allein heran und sagte, sie käme gern wieder zu uns, wenn sie dürfte. Ich lud sie gleich ein; es gab aber noch allerlei Widerstände bei der Mutter, ehe sie weich wurde und das Kind herausgab. Im Jahre 1836 war sie ein kleines Mädchen, das jeden Tag nach Tisch zu uns kam und eine Banane bettelte. So kommt doch hie und da ein verlorenes Schäfchen wieder heim."

Noch einmal geht (Okt.) ein Fiebersturm über Mögling hin, der ihn eine Woche lang niederwirft. „Habe noch nicht leicht solche Schmerzen so lang ausgehalten. Es war wie eine elektrische Schmerzbatterie (vielleicht rheumatischer Art); bin froh, daß die Explosion geschah vor Ankunft der Gäste.“

Nun landeten sie (14. Okt.): Inspektor Josenhans mit 4 Missionaren und Hochs Braut. Herrmann schrieb mir: „Josenhans hat einen Segen mitgebracht, Er ist angethan mit einem Geiste, welcher gewiß siegen wird. Ich habe den Sorgen den Abschied gegeben; mir lacht das Herz im Leibe, daß ihm Alles so gut geräth. Habe manchfaltig über die Schnur gehauen in diesen bewegten Tagen und doch bin ich nicht sehr angegriffen. Die Freude ist eben doch eine der besten Arzneien. Ich bin ganz kindisch vergnügt. Herrmann (Kaundinja) hat einen prächtigen Empfang unter seinen Leuten und erhält eine Menge Besuche; für ihn kann ich nicht genug danken. Er ist ganz derselbe geblieben, der er am 24. November 1843 war, und verspricht ein tüchtiger Arbeiter zu werden. Plebst ist sehr bedächtlich, solid, etwas gottfriedisch, immerhin ein feiner Mann u. s. w. Mir ists jetzt nur ärgerlich, daß man alle Nacht ins Bett gehen und schlafen muß, und ich freue mich immer beim Einschlafen auf den Morgen.“

Kaundinja fügte bei: „Von Morgen bis Abend werde ich täglich so sehr angelaufen, daß ich fast keine Zeit habe, ein wenig auszuruhen. Zwar kommen Viele aus Neugierde, Viele aber auch, um eingehend mit mir zu reden, weil sie meine alten Freunde, Bekannten oder Verwandten sind. Das hat mich sehr ermuthigt, denn ich muß redlich bekennen, daß mir auf der Reise manchmal bange wurde, wenn ich über mein Verhältniß zu meinen Volksgenossen nachdachte. Freilich trieb mich das ins Gebet zum Herrn,

und Er hat sichtlich die Herzen vieler zu mir gewendet und sie reden freundlich mit mir. Diese Besuche werden freilich abnehmen, aber einstweilen haben sie gehört, wozu ich nach Mangalur gekommen bin, nämlich ihnen Gottes Wort zu predigen, den für uns gekreuzigten Heiland. Obgleich ich nach ihren Begriffen ein Auswürfling bin, haben mich dennoch viele als einen der Ihrigen begrüßt, so daß ich aus ihrer seit sechs Jahren durchaus veränderten Stimmung glaube schließen zu dürfen, daß ich eben so guten, wenn nicht besseren Eingang unter sie finden werde als die europäischen Brüder. Der Herr sei für Alles gelobt." Und Vater Mögling in Aldingen schreibt: „Meine Freude über das am kleinen Herrmann vollendete Werk des Herrn auszusprechen, dazu fehlen mir gänzlich die Worte."

Von Kaundinjas Leben muß hier auch etwas eingeschaltet werden, da er Möglings Sohn und liebster Bruder zugleich war. Er hat am 20. Juli 1851, da er mit andern Missionaren in Leonberg von Prälat Kapff ordinirt wurde, seinen Lebenslauf erzählt (Miss.-Mag. 1853, I. S. 160). Geboren am 10. April 1825 als Sohn eines Saraswata Brahmanen Ranga, hatte er in der Kindheit öfters vor einem Krischnagötzen tanzen müssen. Betrachtete ihn doch sein Vater als geboren in Folge eines Gelübdes an diese Gottheit. Allein als der Junge heranwuchs, leitete ihn der Vater in die Erkenntniß Gottes als der Weltseele ein; dadurch verlor er alle Scheu vor den Götzen. Als es mit Ranga 1834 zum Sterben kam, bangte er um die Zukunft seines Sohnes, dessen Schwestern schon verheirathet waren. Dem Schwiegervater der einen übergab er den Sohn, dann starb er gelassen. 24 Tage darauf starb auch die Mutter. Ananda verlobte sich mit der Tochter des eingebornen Richters von Mangalur im Jahre 1840. Um die gleiche Zeit fügte er zu dem Studium des Sanskrit und Marathi

auch den Unterricht im Englischen und trat zu diesem Zweck in die englische Schule ein. Man dachte dabei an eine künftige Anstellung bei der Regierung. Was nun vom biblischen Unterricht an Ananda haftete, war hauptsächlich die Sittenlehre. Er suchte wahrhaftig zu werden im Denken und Reden; ein vorsichtiger Oheim aber bekämpfte die Bibellehre mit gutem Erfolg durch pantheistische Philosopheme. Als ihn ein Wechselfieber befiel, August 1843, betete Ananda zu dem Gott, an den er doch nicht glauben wollte, er möchte ihn genesen lassen. Die Genesung kam, aber das Gedächtniß hatte schwer gelitten, namentlich die englische Sprache schien ihm wie weggeblasen. Das betrübte ihn so sehr, daß er einmal, als er mit Weigle iu einem englischen Buche las, in Weinen ausbrach. Dieser betete für ihn und bewog den fernen Mögling, der eben auf seiner großen Reise war, zum Mitbeten. Ananda selbst befolgte Weigle's Rath, Gott zu bitten, daß ihm das Gedächtniß wieder geschenkt werde. Der Rath schlug ein und half. Am 24. November 1843 aber kam es in fünfstündiger Verhandlung mit Mögling zu jener Entscheidung (S. 185), welche aus dem Heiden einen Christen machte. Später sagte ihm sein Onkel, der Philosoph: „an jenem Tage, da Du so lange nicht kamst, hab ichs an Deinem Gesicht, an Deinen Augen gemerkt, daß es mit Dir etwas anders geworden war.“ Den 24. November hat Mögling fortan jedes Jahr als einen besonderen Gnadentag gefeiert: wäre ihm sonst nichts geschenkt worden, dafür könnte er doch nie genug danken. „Die Gemeinschaft mit Kaundinja betrachte ich als einen rechten Triumph über den Kastengeist, der unser beinahe mächtigster Feind ist. Wie groß war doch meine Herzensfreude, als ich sah, daß der mich von Anfang an ganz einfältig verstund!“

Die Visitation der gesammten Mission, auf welcher

Mögling den Inspektor zu begleiten hatte, legte ihm manche Strapatzen und Anstrengungen auf. Doch unterzog er sich diesen ohne merklichen Schaden. Er konnte schon Kaundinja für etliche Lehrstunden (Jesaja und Pastoralbriefe) einstehen lassen und begab sich mit Josenhans auf die Reise.

„In Honawer besuchte ich Kaundinjas Schwiegervater, der krank zu einem Luftwechsel hergekommen war. Er versprach Kaundinja zu schreiben und ließ mich über eine Stunde reden und predigen. In Sirsi besuchte ich dann sein Haus und gab seiner Tochter einen Brief von ihrem Manne, sah sie aber kaum und konnte nicht mit ihr sprechen. Doch glaube ich, daß sie zu ihm kommen will. Jedermann sprach von ihr als Anandraos Gattin." Sie schickte diesem einen eigenen Boten, welcher andeutete, wenn er sie selbst abhole, sei sie entschlossen, zu ihm zu kommen. Dafür wurden denn Vorbereitungen getroffen.

In Dharwár war es Herrmann „gründlich wohl" bei seinen Geschwistern. Pauline schreibt: „Des lieben Josenhans Besuch war mir sehr gesegnet. Er war voll Liebe und Kraft, seine Anrede an die Gemeinde wird mir noch lange im Herzen nachtönen. An Herrmann hatte ich auch eine große Freude, nur war er zu Zeiten sehr müde." Gottfried genoß diese Tage mit besonderer Lust, da ihm ein zweiter Sohn, Joseph Samuel (10. Dec.) geboren wurde. Er taufte ihn selbst; Taufpathen waren Josenhans und Bischof Gobat, deren Namen auch der Kleine bekam. Ein ähnlicher Gottfried! Daher der Vater seiner Pauline gleich ankündigte, er werde dieses Kind nie so lieben können, wie den Karl. Letzterer wollte schon am ersten Tage sein Brüderchen mit Brot füttern, ward aber bald eifersüchtig über die Theilung von Liebe und Aufmerksamkeit, in welche er sich schicken mußte. Gottfried bemerkt noch: „Das Netteste an Josenhans ist, wie er eine Art hat, die unschmack-

haftesten Dinge den Betreffenden solchergestalt unter die Augen zu sagen, daß sie es ihm nicht übel nehmen können. Auch die bitteren Wahrheiten sind durch die große Herzlichkeit, welche sich der altschwäbischen Derbheit zugesellt, gewissermaßen versüßt, und der Geschlagene selbst kann ihm nichts nachtragen."

Gottfried hatte für die Konferenz eine Predigt über 1. Kor. 9, 27 auszuarbeiten, die sehr gelungen genannt wurde. Ihm war kurz zuvor sein Predigertalent gar zweifelhaft geworden. Er schrieb mir: „Der liebe Oberst Coffin hat mir eröffnet, daß man, ihn selbst allein ausgenommen, mit meinem extempore Predigen unzufrieden sei. Dies hat mich sehr niedergeschlagen, weil ich glaubte, der Herr habe mir hier zu einer gewissen seelsorgerischen Freiheit des Wirkens verholfen, und ich darf sagen, es ist mir so weit gelungen: ich habe meines Wissens nicht at random (drauflos) geschwatzt, nicht gestottert, und nicht auffallend schlechtes Englisch gesprochen. Jetzt muß ich eben wieder Argumentlein machen und ablesen, möchte noch lieber aus einem guten Buche vorlesen. So jetzt hast Du mich auch einmal wieder ein Stücklein seufzen hören." Dem Oberst wars nachher leid; er hat vor dem Visitator seinem lieben Weigle das glänzendste Zeugniß gegeben. Und als die Engländer sahen, wie ärmlich er sich behalf, haben sie ihm einen Ochsenwagen neuer Façon geschenkt (mit rundem Dach von Tuch), damit auch Frau und Kinder in die frische Luft kämen.

Auf die Station Bettigeri wars den beiden Brüdern fast bange, denn Schwager Hiller war schon längerher etwas eigene Wege gegangen. Gottfried schreibt: „Ich habe mich gefreut über Josenhans Genauigkeit, Strenge, Ungenirtheit und dabei doch große Zartheit und Liebe. Unsere Lotte freut sich von Herzen, daß ihrem Mann das Bauern-

geschäft gänzlich niedergelegt ist." Im Verlauf wurde aber doch ein Stellentausch für räthlich befunden. Da entschloß sich Hiller, der schon länger leidend war, lieber (Febr. 1852) mit seiner Frau und vier Kindern nach Amerika zu gehen, um einen neuen Anfang zu machen. Um der Kinder willen geht auch Lotte gern. Die erbetene Entlassung nebst Reisegeld wurde ihnen gewährt, und so scheidet denn das erste Glied der Mögling'schen Missionsfamilie vom indischen Boden. Auch der Vater in Aldingen war mit dieser Wendung zufrieden. Ein Brite aber wollte unserer Mission hinfort keinen Beitrag mehr geben, weil sie den einzigen Mann, der es recht verstanden, dem Volk nahe zu kommen, fortgehen ließ.

Von Dharwar eilte Herrmann nach Sirsi, um mit Kaundinja zusammenzutreffen. Durch Gebet gestärkt, traten Beide 22. Dezember in des Richters Hause, um mit ihm über seine Tochter Lakschmi zu verhandeln. Dieser wollte erst den Schwiegersohn gar nicht kennen; dann äußerte er, nach dem Schrecklichen, das geschehen, könne er ihn nicht mehr als einen Verwandten ansehen. Mögling aber erklärte ihm in aller Ruhe, nach dem Gesetz müsse dem Gatten eine Zusammenkunft mit Lakschmi gewährt werden. Nach und nach wurde der Alte nachgiebiger: er selbst hätte nichts dagegen, aber seine Tochter wolle nicht. Endlich wurde ins Haus geschickt und nach einiger Zögerung erscheint die Verschleierte hinter einer Thür. Mit wallendem Herzen geht Kaundinja ihr entgegen und fragt sie, ob sie ihm folgen wolle. Sie zittert und schweigt; dann überschüttet sie ihn mit Vorwürfen. Er versichert sie seiner ununterbrochenen Liebe, fragt, fleht. Alles vergebens. Der Richter rief: Du siehst ja, sie will nicht. Kaundinja fing an, den Muth zu verlieren. Mögling rief ihm auf Deutsch neuen Muth zu und hieß ihn aushalten und anhalten so

lange als möglich. Neue Vorstellungen und Bitten. Drei Stunden waren verflossen. Der Richter wiederholte immer: Du siehst, sie will nicht. Mögling entgegnete: „Im Gegentheil, Ihr seht ja, Eure Tochter kann sich nicht von ihrem Manne trennen.“ Endlich verlangt der Vater von Lakschmi ein entscheidendes Wort. Aber sie schwieg beharrlich. Nach vier Stunden mußte der Kampf abgebrochen werden.

Heißes Flehen zu dem Lenker der Herzen ging dem zweiten Versuch voraus. Am Abend des 23. Dezember sind die Beiden wieder in des Richters Haus; dieser erschien nicht, wohl aber einige Verwandte, auch Lakschmi war wieder auf ihrem Posten. Leib und Seele ermatteten unter dem gleichförmigen Ringen, bis endlich Lakschmi erklärte, erst in vier Monaten könne sie eine entscheidende Antwort geben. Man mußte umkehren, Kaundinja legte sein Opfer auf den Altar.

Am 24. Dezember schrieb er ihr einen wehmüthigen Abschiedsbrief und sandte ihn nach dem Hause des Richters. Dann packte er auf, schickte den Palankin, in welchem er seine Frau mitzunehmen gehofft hatte, voraus und ritt mit Mögling nach Süden. Noch in der Stadt läuft ihm ein Bote nach, der ihn bittet, noch einmal zu Lakschmi zu kommen. Er reitet hin, sieht sie und fragt: Willst Du nun mit mir ziehen? Wie von dämonischer Macht zurückgehalten, sagt sie: „nach vier Monaten will ich kommen.“ Kaundinja saß wieder auf und ritt davon. Doch jetzt eilt ihm der Hauspriester nach und bittet ihn, nur noch einmal, auf einen Augenblick zu kommen. Kaundinja steht vor Lakschmi und fragt zum letztenmal. Da kommt endlich ein leises Ja über die bebende Lippe. „Aber nur nicht mit Mögling reisen!“ Das ward zugestanden. Kaundinja sprengte den Palankinträgern nach, die einen weiten Vorsprung hatten, ritt ebenso schnell zurück, rüstete seine Frau zur

Reise, und Nachts 10 Uhr, ohne ein Lebewohl für Vater oder Mutter, ging der Zug in aller Stille von dannen, Lakschmi im Palankin, Kaundinja neben ihr zu Pferde. Mögling ritt langsam hintendrein. Weil dieser aber im nächsten Bangalo nach Mitternacht auch ein Zimmer bezog, gerieth Lakschmi über dem Gedanken, mit ihrem Todfeind unter einem Dach zu weilen, völlig außer sich und drohte mit Selbstmord. Es war eine unsäglich traurige Nacht. Erst am dritten Tag, als ein Verwandtenhaus erreicht war, nahm sie etwas Speise zu sich. Wie sollte sie essen, was nicht von Brahmanenhänden bereitet war! Am 28. Dec. kam man in Mangalur an; neuer Jammer, neue Nöthe. Wirds wohl noch gelingen?!

Wir können Möglings Reisen in Begleitung des Visitators nicht weiter verfolgen. Alle Stationen wurden der Reihe nach besucht und auf allen neue Anordnungen getroffen. Das Organisationstalent des Inspektors erwies sich glänzend in der Regulirung der verschiedensten Aufgaben der Missionare. Was daran Mögling besonders befriedigte, das war die Erhebung der Katechetenschule zur gemeinsamen Anstalt der ganzen Mission; auch Hebich und andere Missionare gaben, sogar aus fremden Sprachgebieten, ihre Jünglinge dahin ab, und erhielten dafür Gehilfen aus der jetzt austretenden Klasse. Um diese Neun rissen sich die Stationen so, daß über die Anerkennung ihrer tüchtigen Ausbildung kein Zweifel übrig blieb. Minder freute Mögling, daß für die neue Klasse von 14 Schülern deutscher Sprachunterricht eingeführt wurde, da den Bedürfnissen Indiens das Englische doch mehr zu entsprechen schien.

Eben jetzt machte ein bekehrter Brahmane der Freischotten, Narayan Scheschadri, einen Besuch auf etlichen Stationen. Dabei ging Mögling das Herz auf: was

konnte doch Gott aus solchen Landeskindern machen durch gründliche Bekehrung und europäische Bildung! Er hätte ihm nur auch gleich eine europäische Frau gewünscht, wie sie damals ein Parsi-Bruder in Basel gewann. Eine solche Mischung, meinte er, sei ganz geeignet, neue Geisteskräfte den jungen Gemeinden zuzuführen. Und Gottfried findet in diesem Scheschadri einen recht gediegenen, profitabeln Bruder. „Wenn der mein Nachbar wäre, wollte ich gern Jahr und Tag kein europäisches Gesicht sehen. Er hat viele, zum Theil vornehme Mahratta-Besuche gehabt und nett disputirt und gepredigt.“ Wenn der Mission solche Gehilfen geschenkt würden, so ließe sich gewiß am Nachschub von weißen Missionaren sparen. Es kommt Mögling abgeschmackt vor, daß deutsche Missionare ihre Gehilfen nicht frischweg an ihren Tisch nehmen, wie ers bei den Freischotten in Madras gesehen hat; klage man über deren Mangel an Bildung, so wäre ja das gerade eine Gelegenheit, sie zu feineren Formen zu erziehen. „Zu dieser Scheinsuperiorität verführen uns die Engländer mit ihrem Kastenzopf. Der Herr wird aber auch in dieser Sache sich als Durchbrecher aller Bande beweisen. Ich wenigstens habe unserem Kastenresiduum den Untergang geschworen.“

Als die Visitation (6. Mai 1852) zu Ende ging, und Mögling seine Stellung zum Inspektor klar überschauen konnte, fühlte er, daß denn doch sein Sekretariat einem halbkranken Manne eine zu große, und sichtlich wachsende, Bürde auflege, zumal da sich neben dem offiziellen Verhältniß zu Josenhans das alte Freundschaftsverhältniß nicht fortführen lasse. Er hätte das Amt gerne abgeschüttelt, mußte es aber vorerst noch tragen. Gottfried, der von der Generalkonferenz 11. Mai zu den Seinen zurückgekehrt war, kann beim Rückblick auf die letzten Verhandlungen einen Seufzer nicht unterdrücken: „Der Herr wolle doch

die ganze Geschichte zum Besten lenken und Frucht tragen lassen! Ich bitte, daß er mir Gnade schenke, mein Geschäft ohne Anstoß zu thun und mich nicht an Andern aufzuhalten, wozu ich so viel Gelegenheit und Neigung habe."

In Mangalur kommt man nun nach und nach wieder ins Arbeitsgeleise. Zunächst sorgt Mögling für die regelmäßige Betreibung der Bazarpredigt, auch während der Regenzeit. Er hat von einem darbenden Brahmanen das Eck der Marktstraße gemiethet um 3 Mark des Monats („es ist das theuer, doch das Predigen hoffentlich noch mehr werth"), hat es sauber hergerichtet und mit einem Dach versehen, daß man in jedem Wetter Kirche auf dem Markt halten könne. „Einer der frühesten, eifrigsten Feinde, der Nägelmann,*) hat den Platz abgetreten. Mich zieht diese Arbeit sehr an; oft stellen sich mehr als 100 Zuhörer ein, und die meisten sind aufmerksam. Unsere neue Klasse von Katechistenschülern läßt sich gut dabei an, und Herrmann K. kommt sichtlich zu Kräften in der Rede. Ich hatte früher nicht Ruhe genug zur Reflexion über die Wirkung von Predigten, speciellen Wendungen, Angriffen u. s. w. auf die Bazarzuhörer. Jetzt fange ich eine neue Schule darin an, kann mich geistig freier umsehen und im Treffen selbst lernen."

Dann nimmt er seine neuen Schüler aufs Land zu einer kleinen Predigtreise, die ihm einen jungen Brahmanen zuführt. Derselbe war nur allzubereit, rasch Christ zu werden, stellte sich aber während des Unterrichts als förmlicher Dieb heraus und entfloh zu den Muhammedanern, die ihn als Scheich Ahmed im Triumph aufnah-

*) „Nägelmann" hieß dieser Dasappa, weil er schon vor 15 Jahren, wenn Hebich den Gekreuzigten predigte, eine Zeitlang mit zwei Nägeln in der Hand herumgelaufen war und jene Predigt verhöhnt hatte.

men. Auch ein anderer, scheinbar vom Wort angezogener Mann, ein Moslim Nhannu, hielt nur kurze Zeit aus. „Diese sind also meine zwei ersten Katechumenen gewesen. Ich sehne mich nach ein paar rechten Bekehrungen von ganzer Seele. Es wird einem müde und matt zu Muth, wenn man nicht von Zeit zu Zeit den Wind Gottes in die Todtengebeine fahren sieht. Uebrigens bin ich ganz bereit, mich noch hundertmal anführen zu lassen, lieber als daß ich einen Kommenden nicht zuvorkommend aufnehme."

Kaundinjas Frau bereitete ihm den ganzen Sommer über viele Noth durch ihren unbeschreiblichen Eigensinn. Dieselbe hatte wirklich ihren Mann lieb, konnte sich aber durchaus nicht in irgend welche annähernd christliche Ordnung finden; sie wollte Heidin bleiben bis zum Tod. Da sie auch mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte, war eine konsequente Behandlung so schwierig, daß dem guten Mögling, der doch sonst nie in Verlegenheit gerieth, manchmal der Verstand stille stand. Oefters wünschte sie, daß entweder er, „der Räuber" stürbe oder sie. Er drang so weit durch, daß sie endlich das heidnische Stirnzeichen abthat, aber ihrem Herzen näher zu kommen, blieb eine ungelöste Aufgabe. „Die arme Herrfrau ist eben immer noch verhext. Herrmann aber hält sich sehr gut, freundlich, geduldig und doch unbeweglich. Gottlob! Ihn anders zu sehen, würde mich krank machen."

Die überhandnehmende Müdigkeit zu vertreiben, wirft Herrmann sich in eine neue Arbeit. Er geht auf eine Woche nach Mulki, um sich ganz ins Tulu zu tauchen. Er arbeitet in dieser Sprache, die er bisher nur vom Hören eingesogen hatte, eine reichhaltige Riegersche Predigt mit aller Sorgfalt aus und wird darüber ganz jung. Nachdem sie wieder und wieder korrigirt ist, schreibt er sie hübsch

ordentlich ab auf einen Sitz und liest sie Abends dem Gemeinlein vor, dann lernt er sie halb auswendig, um sie (1. August) in Mangalur zu halten. „Habe nicht gewußt, daß mir das Sprachenlernen so große Freude machen würde. Als ich kanaresisch lernte, war ich noch sehr dumm und hatte keinen rechten Geschmack für die Arbeit an sich, wollte nur geschwind ein wenig predigen lernen. Jetzt ist es gottlob anders. Aber neben vielem Verstand, reicher Manchfaltigkeit der Formen und konsequenter Musik liegt doch auch viel Crudes, Zufälliges, Gemeines in einem Dialekt wie das Tulu, das so nieder steht, daß jede Dörferconfiguration ihren besonderen Nebensprachschatz und besondere Aussprache hat.“ Daß die Mission darauf bedacht sein müsse, in solchen Landschaften den Dialekt allmählich durch eine kultivirtere Sprache zu ersetzen, stand Mögling fest. Wenn Ammann das Neue Testament ins Tulu übersetzte, so hatte er seine Freude daran; das Alte Testament aber, meinte er, werde ein Tulu-Mann in kanaresischer Sprache zu lesen haben. Und die Schulen müßten dafür sorgen, daß der künftigen Generation die kanaresische Literatur zugänglich werde. Mörike druckte eben für die Badager ein Lukas-Evangelium; Mögling meinte: „solche Patois-Bücher sind wohl nöthig, doch nicht von so großem Nutzen wie die in herrschenden Sprachen gedruckten.“

Aber der Aufenthalt im Tululande geht nun seinem Ende entgegen. „Die kleinen Predigtreisen mehrten mir die Schmerzen am Herzen. Unterwegs spürte ich nicht, was zu viel war, aber hintennach muß ich die Rechnung bezahlen. Gottlob, daß ich bald Vakanz machen kann. Ich unterrichte nun täglich den Kodagu-Mann (Somaja); wenn er sich bekehrt, will ich ihn am Erscheinungsfest taufen. Er macht mir Freude. Vorher noch gehen wir aufs Subrahmanjafest, was drei Wochen dauern wird. Ende Januar

hoffe ich mit dem englischen Bericht über unser Werk fertig zu werden, dann habe ich im Sinne, den Somaja in seine Heimat zu begleiten und ein paar Wochen bei ihm zu bleiben. Sein Weib mit drei Kindern ist jetzt allein auf seinem Erbgut, da sein älterer Bruder gestorben ist. Dann komme ich auf ein paar Tage zu Euch (nach Kannanur), weiter nach Dharwar zu Gottfried, dann nach Bombay, wo ich die Antwort der Kommittee abwarten will. Ich schreibe um Erlaubniß, wieder nach Kissingen zu gehen. Die Brüder Kullen und Kaundinja sind jetzt hinlänglich eingeleitet. Es will's eben nicht thun mit meiner Gesundheit; ich bin noch immer nicht recht wach und möchte lieber hinliegen, ruhen, schlafen, möchte fast sagen sterben. Hie und da regt mich eine Arbeit so auf, daß ich die halbe oder ganze Nacht nicht schlafen kann; dann schlafe ich fast während des Redens oder Schreibens ein. Es ist also Zeit für mich zu gehen, außer der Herr machte mich durch ein Wunder gesund. — Wenn ich ein Anderer wäre, so hätte ich ihn längst heimgeschickt. Gefällt es dem Herrn, so komme ich bald wieder und gesund. Das wird mir nach neun Jahren etwas ganz Neues sein. Nur wenn im Mai merkliche Besserung einträte, ginge ich etwa ein Jahr auf die Nilagiri und übersetzte mit Bühler am Alten Testament" 2c. 2c. (30. Okt.)

Alle diese Plane machen auf Gottfried einen wehmüthigen Eindruck: „mir eröffnen sie eine ganze vista von Mehrwollen, als er kann, und von darausfolgendem Zusammenbrechen. Warum nicht flugs heimgehen? Aber mir ist's ein unheimliches Gefühl, auch wenn er heimgeht; denn es wird dann doch wieder eine Missionsfest-Jagd abgeben, und nachher, wenn Gott ihn soweit kommen läßt, wieder eine Jagd hier außen. Herrmann wünscht, daß ich provisorisch für ihn in Mangalur eintrete, weil die Druckpresse

sonst nicht fortarbeiten kann aus Mangel an Sprachhilfe. Ich mag daran weder schieben, noch hindern; wenn ich gerufen werde, so gehe ich, nicht ohne Bedenken, namentlich wegen Frau und Kinder, aber doch auch mit Freudigkeit, da der Herr sie wohl auch in Mangalur gesund erhalten kann. — Mit meiner Arbeit an der kanaresischen Liturgie bin ich jetzt fertig und beiße am Calwer Bibelwerk an. (Im Januar 1853 wurde Gottfried mit den Evangelien fertig.) — Was soll ich sagen? Meine Arbeit hier außen ist eigentlich nur durch meine Verbindung mit Herrmann etwas werth geworden; an sich wäre sie nichts. Noch in der andern Welt wird mich's freuen, dem lieben Herrmann treu gewesen zu sein. — Das fühle ich mit Dir von Herzen, daß Eine Seele, dem Herrn gewonnen, mehr ist, als alle meine allotria und freue mich über Hebich's Schlachten mit. — Von der Fehlerhaftigkeit meiner Uebersetzung bin ich jetzt recht gründlich überzeugt; mein einziger Trost ist, daß ich die Verantwortlichkeit nicht gehabt habe. Wenn ich die Sache noch einmal in die Hand bekäme, so würde ich gewiß Vieles ändern, nämlich popularisiren. Hoffe nächstens etwas über den goldenen Mittelweg zwischen Popularität und Classizität aufzusetzen für denkende Missionsfreunde. In Beziehung auf Textkritik und Exegese bin ich ein fast unerschütterlicher Bewunderer der englischen Bibel. — Je und je mahnt mich ein starker Schwindel oder Ohnmachtsanfall an die Ewigkeit. Vielleicht wenn ich einen geschickten und mich anzuhören willigen Doctor hätte, könnte mir geholfen werden, denn in manchen Beziehungen bin ich besser daran als vor Jahren; in anderen aber wird eben das Hüttlein nachgerade morsch."

Mögling hat, was er sich vorgesetzt, mit Ausnahme des englischen Berichts, den er seinem Gottfried anhängte, Alles nach einander ausgeführt, freilich so, daß er etwa

Sonntags dreimal predigt, worauf zwei schlaflose Nächte folgen, oder auf Subrahmanja sich mit Kaundinja und der Katechistenklasse unter den Festbesuchern abmüht, um dann eine Woche stumpf und matt hinzuliegen. Am 6. Februar 1853 schreibt er: „Dies ist mein letzter Sonntag hier, Stephanas Somaja geht das erstemal mit uns zum h. Abendmahl. Der Herr hat mich viel, viel Gnade und Barmherzigkeit erfahren lassen an dieser Stätte. Ich erwarte nicht mehr, nach Mangalur zurückzukehren, ich bin ganz überflüssig hier: Samuel ersetzt mich mehr als völlig in der Schule, Gottfried im Literarischen, Herrmann b auf dem Bazar, und das ewige Geschreibe zwischen Kommittee und Brüdern ist mir von Herzensgrund entleidet. Von dieser aufreibenden Arbeit muß ich mich jedenfalls zurückziehen, denn es geht mir ans Leben. Vielleicht schickt mich der Herr zu den Kurgs; das würde mich sehr freuen. Jedenfalls sehne ich mich, aus dem Karren herauszukommen in freie Predigt-Arbeit. Es reicht kaum noch zu vier rechten Arbeitsstunden des Tags; mein Puls ist wie Quecksilber und erhält mich in beständiger Schläfrigkeit. Ohne gründliche Besserung kann ich freilich nicht ans Bleiben denken; aber dem Herrn ist kein Ding unmöglich.

„Ich bin ein sonderbarer Geselle; viele Dinge thue ich ganz einfältig extempore, Anderes geschieht nach sorgfältiger Berechnung. Manches liegt mir als Berufsaufgabe seit vielen Jahren im Sinn und ich wartete auf die Gelegenheiten, wie sie kamen, da ein Stück, dort eines zu verwirklichen. Und weil etliche meiner Gedanken vom Herrn gewesen sind, so haben sie auf unerwartete, fast unbewußte Weise Form und Bestand erhalten. Wenn nun alles dies meinem armen Verstand auf die Rechnung geschrieben wird, dann sehe ich bedeutend anders aus als ich bin, und das was mir am unbefangensten in Wort und Werk ausbricht,

bringt mir den Anschein von durchtriebener List. Ich beschwere mich nicht. Ueber meine Sünden, Trägheit, Eigensinn, Leichtsinn, Ungehorsam, muß ich mich aufs Tiefste schämen. Aber der himmlische Gärtner säet, pflanzt und zieht seine Kräuter und Blumen gerne auf faulem Boden. Es wird doch Manches der hiesigen Arbeit ein Menschenalter und mehr überdauern."

Wenn Herrmann jetzt ins Vaterhaus zurückkehrte, würde er es nicht mehr in Aldingen finden. Politische Veränderungen hatten das Einkommen des Pfarrers so geschmälert, daß er in seinen alten Tagen noch einen Wechsel vornehmen mußte. Der Missionspapa zog nach Süßen bei Geislingen (Mai 1852) mit den eigenen und sechs Hörnle'schen Kindern; nun wartete er in geduldiger Sehnsucht, wann wohl sein Herrmann von Triest und Ulm her bei ihm eintreten würde.

Drittes Buch.

Arbeit in Kurg.

1. Eingang in Almanda.

Von Kurg ist nun zu reden, einem Bergländchen, dessen schon öfter (S. 160) unter dem Namen Kodagu Erwähnung geschah. Kodagu („das Steile“) ist der richtige Name, die Engländer haben aber Coorg oder Kurg darausgemacht; und da Mögling selbst eine Schrift ausgearbeitet hat, „das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg, Basel, 1866,“ müssen wir uns schon bescheiden, den Namen in beiderlei Formen unseren Lesern zuzumuthen.

Dieses Bergland, höchstens 26 Stunden lang und halb so breit, mit zwei Gipfeln, die über 5600′ hoch sich erheben, ist reich bewässert und von ziemlich gleichmäßiger Temperatur. Aus den schönen Wäldern und Thälern fließen Ströme, welche nach West und Ost dem Meere zueilen, darunter die segensreiche Kaweri, der Hauptfluß Südindiens. Die Regenzeit währt von Ende Mai bis September und bringt leicht Fieber, welche von den Eingebornen nicht sehr gefürchtet sind, während sie Einwanderern lästiger werden. Die übrigen acht Monate hindurch herrscht die lieblichste Witterung, außer wenn im Januar, Februar und März die Ostwinde stark gehen. Das ganze Jahr hindurch sind

die Nächte, Morgen und Abende kühl. Man vergißt oft ganz, daß man in Indien lebt, nur 13 Grade im Norden des Aequators. Der Europäer sieht sich nicht satt an den Herrlichkeiten dieser Erde und dieses Himmels.

Die Einwohner (jetzt 178,283) theilen sich in etwa 50,000 Kodager, welche ihren eigenen Dialekt sprechen, und doppelt soviele Einwanderer, meist Kanaresen und Malajalis. Die Kodager sind ein Krieger- und Jägervölkchen, das eng zusammenhängt und eine Art Weibergemeinschaft im Kreise der Familie hegt. Vor Brahmanen und ihren Götzen haben sie wenig Achtung, verehren lieber Todte und Dämonen. Im Jahre 1834 eroberten die Engländer das Land, um der Tyrannei seines letzten Fürsten ein Ende zu machen. Seither steht es unter einem Superintendenten, der dem Vicekönig in Kalkutta untergeben ist.

Ein Kodaga, Somaja, der um seiner Schulden willen nach Benares zum Exkönig gewandert war und sonst allerhand heilige Orte pilgernd besucht hatte, traf im Oktober 1852 mit Mögling zusammen. Ein welterfahrener, kluger, feiner Mann, der im täglichen Unterricht aufzuthauen schien, in der Druckerei Arbeit fand und treu verrichtete, auch mit wirklichem Interesse die Predigtreise nach Subrahmanja mitmachte. Am 6. Januar 1853 taufte ihn Mögling mit dem Namen Stephanas als den Erstling eines bisher vom Christenthum noch unberührten Völkchens. Die Aufgabe, zu demselben zurückzukehren und unter ihm zu leben als Zeuge des Evangeliums, schien Stephanas zuerst eine Unmöglichkeit. Doch am 10. Februar zog er mit Mögling hinauf nach Kurg; Kaundinja und ich trafen mit den Beiden in Wiraradschendrapete zusammen.

Als Stephanas Somaja 17. Februar in sein Familiengut Almanda eintrat, empfingen ihn seine Gattin und die drei Kinder mit großer Freude. Sie aßen ungescheut

mit ihm; auch jetzt, da er Christ geworden, wollte sich die Frau um keinen Preis von ihm trennen. Wir alle machten Tags darauf einen Besuch in Almanda, eine Stunde Wegs von Wiraradsch, hielten dort unser Morgengebet, redeten mit den Leuten und aßen zu Mittag. Kodager kamen und fragten, welches Recht wir haben, so in eines ihrer Häuser einzutreten? Antwort: „Die Einladung des Hausvaters." Da dieser sie bestätigte, blieb es bei allerlei murrenden Bemerkungen. Am nächsten Tag stellten sich Gläubiger ein, Bezahlung zu verlangen. Mögling nahm sie alle ins Amthaus, um die Schuldsache ins Reine zu bringen. Da stellte sich heraus, daß die Schulden sich auf fast 2000 Mark beliefen, eine höhere Summe, als Stephanas angegeben hatte. Das machte Mögling etwas mißtrauisch, doch versprach er gut zu stehen für die richtige Bezahlung der Schuld.

Am Sonntag den 20. Februar hielten wir Gottesdienst in Wiradschendrapete, wozu auch Stephanas mit seiner und seines Bruders Familie sich einfand. Nachts schrieb Mögling einen Brief an einen englischen Freund, H. Stokes, ob er ihm nicht die nöthige Summe Geldes leihen könne 2c., als an den Fensterladen des Bangalos geklopft wurde. Der Subedar (Amtmann) hatte die Familie aus Almanda vertrieben, die nun für die Nacht untergebracht wurde. Er behauptete, ein Kodaga, der seine Kaste verdorben habe, könne kein eigenes Haus oder Land haben, sein Besitz falle den Erben anheim.

Hier nun war eine interessante Rechtsfrage durchzufechten. Seit einem Jahre hatte die indische Regierung auch für den Heiden volle Religionsfreiheit proklamirt; sollte dieses Gesetz nicht auch für die Kodager gelten? Mögling gab den Gedanken an die Heimreise auf und überließ es dem Herrn für seine Gesundheit zu sorgen: in diesem Klima, meinte er, könnte auch ein Halbgesunder schon etwas aus-

richten. Um der Missionskommittee mit dem gewagten Schritt keine Noth zu bereiten, nahm er seine Entlassung; er hoffte, Gott werde seiner Unternehmung irgendwie die nöthigen Mittel zufließen lassen. Welche Lust, damit auch des Sekretariats enthoben zu sein! Gottfried enthielt sich eines Urtheils über dieses Vorgehen; er und Pauline beteten nur ernstlicher um Gottes Segen auf den kranken Einsiedler und sein Werk. Denn zu was dieser sich gürtet, ist nichts Geringeres, als ein Königreich in Kurg zu erobern, „das sich auf der künftigen zweiten Ausgabe der Erde ohne Zweifel finden wird."

Der Superintendent, ein Hauptmann Gustard, an welchen sich Mögling zunächst wandte, scheute sich durchzugreifen; er warnte auch den Missionar, dem Stephanas, als einem höchst unzuverlässigen Manne, nicht zu viel zu trauen. Wäre es nicht das Bessere, ihn aus dem Lande fortzunehmen, damit keine Aufregung entstehe? Allein Mögling hielt sich für festgebunden durch die Willenserklärung von Stephanas Gattin. Gustard berichtete also an seinen nächsten Vorgesetzten, den Oberkommissär von Maisur, General Cubbon, und lud Mögling ein, mit Stephanas nnd dessen Familie nach der Hauptstadt Madikeri zu ziehen, wo diese sicher seien. Ein Hauptzauberer der Kodaga's stellte ihnen nämlich nach.

Nach Madikeri (englisch: Merkara) zog also der Missionar mit seinen Schutzbefohlenen. Er unterrichtete die Gattin des Stephanas, wobei dieser den Dolmetscher machte, und taufte sie samt den Kindern am 4. März in einer Versammlung von englischen und eingebornen Christen. Jene erhielt den Namen Salome, die Kinder wurden Maria, Martha und Gabriel genannt.

Alle Morgen predigte er nun auf dem Bazar und wurde von allerlei Leuten, besonders auch wißbegierigen

Jünglingen besucht. „Gustard fragte mich fleißig aus. Einmal sagte ich ihm, der Sohn seines Kassiers, eines Brahmanen, habe gegen mich geäußert, er werde noch einmal Christ. Dies wurde dem Vater berichtet, der den Sohn tüchtig durchprügelte, was einen Lärm im ganzen Amthaus veranlaßte. Seither sagte ich Gustard nichts mehr."

Der General hatte indessen die Sache des Stephanas dem Generalgouverneur in Kalkutta vorgelegt. Dieser entschied: Stephanas solle sein Eigenthum zurückbekommen, übrigens nach Kodagu-Sitte die Schwägerin samt deren Kindern zu sich nehmen. Der Bescheid fiel wie ein Donnerschlag auf die Kodager, keiner wagte mehr die Familie anzutasten. Am 1. Juni nahm sie Besitz von dem Almanda-Gut, wohin auch ein invalider Katechist zog. Mögling aber schlug seine Wohnung im Bangalo des nahen Wiradschendrapete auf, um der Familie nahe zu sein. Weil Stephanas noch immer zweifelte, ob Mögling ihm seine Unwahrheit in Betreff der Schuldensumme völlig vergeben habe, schlug dieser ihm vor, seinen Knaben, den Gabriel, ihm an Kindesstatt zu übergeben; das werde zur Befestigung ihrer Gemeinschaft dienen. So war es nun einmal Mögling's Art: wo andere vielleicht die Vorsicht übertrieben hätten, übertrieb er das Entgegenkommen, denn wie deutlich erkannte er: „wenn Gott sich nicht königlich groß im Vergeben zu mir herabgeneigt hätte, was wäre auch aus mir geworden!"

Mögling hat sich unsägliche Mühe mit dieser Familie gegeben, ohne — wenigstens an den Alten — wirkliche Freude zu erleben. Nach einem Jahr bekennt er: „Von Dankbarkeit habe ich bei Stephanas noch wenig gesehen. Das ist eine Geistesfrucht, und Bezeugung der Dankbarkeit erfordert eine gewisse Erziehung. Als Knabe konnte ich Alles eher als danken, und das sogar in Fällen, wo ich

mich mit Freuden bemühte, meine Dankbarkeit mit der That zu beweisen; die hergebrachte Redensart über den Mund zu bringen, war mir nicht möglich.“ Warum also bei Neubekehrten nicht mit Geduld auf Geistesfrüchte warten? Später äußert er: „Wenn ich mich anstrenge, Stephanas zu verstehen und seinen Charakter zu berechnen, so komme ich zu einem guten Resultat. Dennoch wandelt mich von Zeit zu Zeit ohne klare Erkenntniß eine Furcht an, er könnte doch ein falscher Mann sein. Der Herr wolle Alles zu rechter Zeit ans Licht bringen, aber auch im schlimmsten Fall Barmherzigkeit ergehen lassen.“ Nach Jahren kam die ganze Unlauterkeit des Mannes ans Licht. Aber darum hat er doch gedient, die Mission in sein Land und Volk einzuführen; ohne einen solchen Mittelsmann wären Andere nicht näher getreten, hätte der Prediger auch keinen tüchtigen Dolmetscher gehabt, sie gründlich zu unterrichten. Irgendwie mußte der Arme als Werkzeug zur Evangelisation Kurgs dienen, ohne von dieser selbst einen Nutzen zu haben. Das Land zu evangelisiren, sah Mögling als seine Aufgabe an.

So predigt er nun auf den zwei Wochenmärkten von Wiraradsch, wie auf dem Freitagsmarkt in Madikeri, unterrichtet die Leutlein in Almanda und sammelt Materialien zu einer Geschichte von Kurg, legt auch Wörtersammlungen in 4—5 Dialekten an. Seinen schwer getroffenen Herrmann Kaundinja lud er gleichfalls zur Erholung auf die Berge ein, wo derselbe etliche Wochen zubrachte. Es war ein harter Schlag für diesen, daß seine Gattin unbekehrt von ihm genommen wurde. Lakschmi hatte sich ihm einmal entzogen, war davon gelaufen zu ihren Schwägerinnen. Als er dann aber sich von ihr trennen wollte, lenkte sie wieder ein und kehrte zurück. Am Ende schien sie nachgiebiger werden zu wollen, sie lernte (6. Juni 1853) in

einer halben Stunde das deutsche Alphabet, in 8 Tagen konnte sie ordentlich lesen. Auch weibliche Arbeiten zu lernen bequemte sie sich, trotz ihres fast unüberwindlichen Widerwillens gegen „das Geschäft eines Schneiders." Nun eben wurde sie von einem Wechselfieber befallen, dem die geschwächte zarte Natur nicht Stand zu halten vermochte. Am Abend des 6. Juli redete Kaundinja mit ihr vom Heiland in großer Herzlichkeit. Sie aber, da sie den Tod nahen fühlte, fing an Rama, Rama anzurufen. Herrmann konnte ihr nur zurufen: „Der Herr, der wahre Gott, wolle Dir Barmherzigkeit erweisen, wenn Du hinüberkommst!" Vor 11 Uhr Nachts stand ihr Athem still. Sie wurde wenigstens christlich begraben: die Missionare beteten und sangen an ihrem Grabe, da die Brahmanen sie natürlich nicht mehr als Kastegenossin betrachteten. „Ach hätte sie sich bekehrt! Sie lebte gewiß jetzt noch — ein doppeltes Leben."

Im Oktober schloß sich Kaundinja mit den Katechistenschülern wieder seinem Vater an, um das große Kawerifest zu besuchen. Die Sonne ist in das Zeichen der Wage (tula) getreten, sie hat die Wolkenwelt überwunden. Jetzt sammelt sich Alles, Bergbewohner und Niederländer, an der Kaweri-Quelle, um im heiligen Bach zu baden, dem Gott zu opfern und ein Rohr mit dem Weihwasser zu füllen, daß etwas vom Segen des Tula-kaweri-Festes mit nach Hause getragen werde. Da kann denn großen Massen das Wort verkündigt werden auf Hoffnung. Man nimmt auch Bücher mit zum Verkauf, darf sich aber das erste und andremal glücklich preisen, wenn nur eines seinen Liebhaber findet; denn kein Pilger hat hier einige übrige Pfennige.

Einem englischen Freunde zulieb unternahm Mögling auch eine weitere Reise, die ihn ins südliche Bergland Wajanadu führte. Hier fand er einen Kaffeepflanzer, der Abends nach dem Namenverles eine Predigt an seine

Arbeiter gestattete. Das waren Taglöhner aus Maisur und Malabar, doch der Mehrzahl nach mißgestaltete Waldleute von allerlei Stämmen. Solchen die erste Botschaft zu bringen von einem Gott, der sie liebe und, wie ein Vater seine schwächlichsten Kinder, ganz besonders liebe, war eine hohe Lust für den Evangelisten.

Neben dieser Wanderpredigt mußte aber auch für einen festen Mittelpunkt der Mission gesorgt werden. Dafür traf Mögling Vorbereitungen während der nassen Jahreszeit; dann wurde ein Stück Wald auf Stephanas Gut ausgerodet und mit dem Neujahr 1854 der Bau eines Kirchleins und des Wohnhauses begonnen. Die Predigten auf den Märkten gingen regelmäßig fort. Unter steten Nöthen mit der Faulheit und Trunksucht seiner Maurer wurde der Aufbau noch vor dem Regen vollendet. Das Holzwerk dazu kam von Kalikut herauf. Da standen endlich die beiden bescheidenen Häuschen (eines 40 Fuß lang und 22′ breit, das andere 30′ und 18′); ein Kreuz, über dem Eingang der Kirche in der Mauer angebracht, zeigte den Zweck an, dem das erste dienen sollte. Hebich, der vorbeikam auf einer Predigtreise, wurde freundlich genöthigt, die Einweihung zu übernehmen, was er 23. Juni 1854 in Gegenwart auch eines englischen Freundes that. In einer einfachen Rede sprach er seine Freude aus über das, was Gott hier gethan, und betete brünstig um herrliche Vollendung dieses Anfangs. — „Der Herr helfe weiter! Die Baurechnung ist bezahlt (in Allem 3380 Mark) und die Nachbarn wundern sich wohl, woher der arme Padre es hat!“

Wenn Mögling auf sein erstes Jahr in Kurg zurückblickt, so wundert er sich selbst über den frischen Lebensmuth, der ihm gewachsen, so daß er in dieser Zeit gewiß 800 Stunden Wegs geritten ist. „Es ist wirklich Alles gerathen, außer mir selber. Ehe ich's mir versehe, bin ich

gleichgiltig, träg, unaufgelegt, das Schwerste zuerst zu thun, auf das Kleine zu achten und meine Ordnung täglicher Arbeit einzuhalten. Er wolle mich züchtigen, bewahren, selig machen!"

2. Vater Möglings Tod.

Im Februar 1854 schrieb mir Mögling: „Sonderbar, daß ich auch von Haus keine Briefe erhalte. Habe glücklicherweise keine Zeit übrig zum Sorgen machen, sonst wäre es mir vielleicht ängstlich zu Muth. Wenn mein lieber Vater gesund ist, dann bekümmre ich mich um die andern Dinge nicht viel. Aber noch nie wäre ich so ungern von Indien fortgegangen als jetzt. Ein Anfang ist gemacht, ich habe festen Fuß gefaßt unter den Leuten. Wenn ich jetzt ginge, würden sie den Ruhm irgend einem der Götzen zuschreiben, der den Padre wieder aus dem Lande geschafft habe. Darum, denke ich, wird es der Herr nicht geschehen lassen. Aber was die Fürbitte betrifft — ach was bin ich doch für ein träger, dummer, schwerer Esel! Wie selig könnte unser eines sein, wenn das Gebet nicht ausginge! Es ist zum Verzweifeln, bei dem unausdenklichen Gnadenreichtum, welchen der Herr gegeben hat, so bettelhaft arm zu bleiben!"

Als dann im März mein Vater starb, fürchtete er: „Auch unser Vater wird vielleicht bald sterben. Der Tod unseres Nathanaels (eines 12jährigen Sohnes, † 11. Okt. 1853) scheint ihm sehr nahe gegangen zu sein." Der Vater beschäftigte sich von da an häufig mit dem Gedanken an seinen eigenen Heimgang. Und Gottfried schreibt: „Unser guter Vater leidet wieder an einem „leichten" Schleimfieber. Ich fürchte fast, diese häufigen Krankheiten werden doch zu viel für ihn."

Nach Gottfried müssen wir uns jetzt umsehen. Er ist

schon volle vier Jahre in Dharwar und eingewachsen in die Verhältnisse der Oberländer. Er betheiligt sich ernstlich an allen ihren Freuden und Leiden, stellt sich wohl auch bei Hochzeiten als Gelegenheitsdichter ein. Einmal läßt er die Hochzeitsgäste alle Revue passiren vor einem anonymen Schwaben, der jedem ein Sprüchlein sagt. Ihm selbst wird zugerufen:

Der Reih' nach kommt jetz jeder b'sonder:
Den Aeltsta, mein i, häb i kennt;
I hör, er sei a Hypochonder,
So, was mer z'deutsch en Seufzer nennt.
Er soll im Glauba von der Erda
Sich schwenga und a Hellauf werda.

Sei Frau, woher ist se gebürtig?
Vom Städtle, wo mer se net b'sinnt*).
Und ist se wohl des Städtles würdig,
An ebenbürtig Bürgerkind?
Sie soll sich eben ohne B'sinna
Verläugna und da Himmel g'winna.

Nun kommt der langerwartete Bescheid, Gottfried habe nach Mangalur zu ziehen. Aber vorher mußte noch ein Familienereigniß abgewartet werden. Pauline kehrte von einer jener Hochzeiten mit fürchterlichem Zahnweh zurück. Es setzte sich ein Zahngeschwür an, das Gesicht war so verschwollen, daß sie den Mund nicht öffnen konnte. Dazu kam solches Herzklopfen, daß sie selbst dachte, sie werde die Entbindung nicht überleben. Zugleich erkrankten ihre beiden Kinder. Es war eine Zeit, wie Gottfried seit 1845 keine mehr erlebt hatte. Da kam aber (18. Februar) ein liebes Töchterchen „wie auf der Post“ dahergefahren, und Alles

*) Flattich hatte mit einem Schüler aus Eßlingen zu thun, dem zugemuthet wurde, sich zu besinnen. Der antwortete weinend: „In Eßlingen besinnt man sich nicht.“

geht so gut als möglich. „Gelobet sei der Herr, der abermals Großes an uns gethan hat! Wie ist nur die Kleine zu nennen? Doch wohl nicht nach dem Kalender Konkordia?“ Sie erhält in der Taufe den Namen „Johanna Julie“, und wird bald dem Vater ein besonderer Liebling, schon weil sie Nachts nicht aufwacht.

Jetzt muß die Umsiedlung nach Mangalur vorgenommen werden, freilich unter dem steten Gefühl, daß das Küstenklima der Frau und den Kindern nicht zusagen werde. Zuvor aber hat Gottfried die Freude, seinen Koch, einen vielgewanderten Tamilknecht, samt dessen Familie zu taufen. Er hat deren Leben und Charaktere (Heidenbote, Februar 1854) anmuthig geschildert: den gescheiden, willigen, anstelligen, vielgewanderten Mann, der aber kein Maul hat, sondern wie ein Taubstummer seinem Geschäfte nachgeht, und den wilden Drachen von Frau, deren Waldstrom von leidenschaftlicher Telugu-Beredsamkeit der milde, kindliche Mann so ruhig anhört, bis er endlich flüstert: Frau, jetzt ist's genug! Von einem wüthenden Hunde gebissen und wunderbar geheilt, wird sie dem Worte zugänglich, dem der Mann schon lange offenstand. Gottfried unterrichtet beide und tauft sie, die einzige Taufe, die er in der Tamilsprache verrichtet hat. Mit rührender Treue hing nun dieser Paul an ihm und an den Kindern, die zu bedienen seine besondere Freude war. Jahrelang ist er der dankbarste, zuverlässigste Knecht und Freund, am Ende aber dennoch — verkommen!

Es war eine höchst beschwerliche Reise, welche die Weigle am 31. März antraten. Das kränkelnde Josephlein wurde in Sirsi so elend, daß sein Leben Tagelang in der Wage lag. Endlich konnte die Reise fortgesetzt werden, zuletzt in einem Boote, welches die Familie am Charfreitag (14. April) nach Mangalur brachte. „Unser Joseph ist uns jetzt nur

wie ein Gast geschenkt, denn er hat eine sehr zarte Konstitution. Ich selbst habe es leider noch nicht wieder gelernt, in diesen schwülen Nächten zu schlafen, und dieser Mangel macht mich oft sehr müde. Ach möge der Herr mir beistehen, daß ich meine Sachen nicht gar zu ungeschickt mache und in den verwickelten Fragen unbeschrieen durchschlüpfe!" Gottfried freute sich doch über das Wachsthum der Gemeinde, wenn sie nun auch vorherrschend eine Tulu-Gemeinde geworden war. Ihm lag ob, die Leitung der Presse zu übernehmen und sogleich den Druck der kanaresischen Uebersetzung des Calwer Bibelwerks zu beginnen; Gedanken über die nöthige Missions- und Schulliteratur wurden bewegt und berathen 2c.

Gleich in der nächsten Woche traf Mögling ein (19. April) zu einem Besuch. Er brachte den Geschwistern sein braunes Adoptivkind, den Gabriel mit, daß sie es mit ihren Kindern erziehen möchten. „Ist's nicht sonderbar, daß Du jetzt an meinem Platz bist und ich in Kurg sitze? Wer hätte das gedacht vor zwei Jahren? Der Herr hat Alles wohlgemacht, gebt unserem Gott die Ehre!" Bewegt von manchem Rückblick, erfreut über manchen gedeihlichen Fortschritt, sah er der Fortsetzung seiner einstigen Arbeit durch den fleißigen Gottfried zu. Einmal riß er ihn fast mit Gewalt vom Auspacken seiner Bücher fort, daß er auch an der Bazarpredigt theilnehme. Mit Pauline ritt er nach Mulki hinaus und geberdete sich durchaus als den fast Genesenen. Dann eilte er über Kannanur nach seinem Kurg zurück, seine Bauten zu vollenden.

Hier ist er, wie gewöhnlich nach einem solchen Strudel, stark von Todesahnungen heimgesucht. „Mir wird's oft lang, dieses Erdenpilgerwesen, wie einem, der eine Nacht auf dem Krankenbett durchwacht und sich nach dem Morgen sehnt. Es verlangt mich sehr nach dem, was drüben und

droben ist. Ich bemühe mich auch, den Todesgedanken zu meinem täglichen, ja stündlichen Begleiter zu bekommen. Nichts ist doch unanständiger, als daß ein Christ sich vom Tod übereilen lasse."

Er hatte nun mit einigen Seelen zu thun, die sich ihm anschließen wollten. Eine Frau, die in ihrem Hause schlecht behandelt wurde, kam zu ihm; er hielt es fürs Beste, sie nach Mangalur zu schicken. Dahin folgte ihr auch ihr Gatte, welcher jetzt wie sie Christ werden wollte. Ein anderer Kodaga, der oft zu Mögling kam, aufmerksam hörte, aber nur die Kaste nicht aufgeben wollte, wurde in einer Krankheit von seinem Bruder ermordet. Ein Jüngling, der etwas von der Güte des Herrn verschmeckt hatte, brachte einen Tag bei Mögling mit Lesen und Beten zu. Die Drohung des Vaters, sich zu tödten, wenn er nicht noch einmal heim käme, drehte ihm das Herz um.

Uebrigens war Mögling durch den Monsun ins Haus gesprochen, wo er eine Uebersetzung von Paley's Horæ Paulinæ vollendete. An diesem Werk, wie an Butler's Analogy hatte er immer eine besondere Freude. „Diese solide Art zu denken, ich möchte sie fast eine richterliche heißen, findet sich, so viel ich weiß, nur in England. Die Deutschen sind immer versucht, Vieles vorauszusetzen und noch Mehreres anzudeuten, und werden rhetorisch oder poetisch, ehe sie sich's versehen. Das fällt einem Paley oder Butler nicht ein." Er hoffte, mit diesen Uebertragungen den kanaresischen Evangelisten einen bleibenden Dienst zu erzeigen.

Eben jetzt kam ein kanaresischer Schreiber zu ihm, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Als 17jähriger Jüngling hatte er sich schon an Mögling und Sutter anschließen wollen, als diese 1841 Kodagu besuchten, war aber von seinen Leuten abgefaßt und in Gewahrsam gehalten worden,

bis die Missionare fort waren. Dann hatte er dem Exkönig Wiraradscha in Benares als Schreiber gedient und war mit ihm nach England gegangen. Als das Töchterlein des Radschas, die kleine Viktoria, auf des Vaters Wunsch getauft wurde — Pathin war die Königin Viktoria, — sah auch dieser Schantamalla zu und wollte sich zugleich taufen lassen; aber der Vicepräsident des Direktorenhofs bedeutete ihm, im Buckingham-Palast könne er nicht getauft werden, er solle in eine Kirche gehen. Er besuchte nun einen von Maisur zurückgekehrten Missionar, der ihn etwas unterrichtete, dann aber anwies, lieber nach Mangalur zu gehen. Dieser Mann hatte viel „von der Herrlichkeit Christi" in Europa zu sehen bekommen, ohne doch bekehrt zu werden. Nach einigen Tagen holte ihn sein Bruder ab mit der Nachricht, die Mutter liege im Sterben. Er ging und kehrte nicht wieder.

Dagegen taufte Mögling 30. Juli eine Hanna und ihren Sohn Samuel. Die Frau von ihrem Schmuck (im Werth von 200 Mark) zu befreien, war eine schwere Arbeit. Zuerst geistiger Art. Dann, als sie die Juwelen ablegen wollte, leistete ein Rubin an der Nase solchen Widerstand, daß sie zu Mögling kam, ob er ihr nicht davon helfen könne. Er klemmte den Goldstiel aus allen Kräften, bis er endlich nachgab und der Rubin an die Stubendecke hinauffuhr.

Die Todesgedanken wurden neu geweckt durch den schnellen Abschied des Missionar Bühler, der 7. Juli auf den Nilagiri an der Cholera starb. Tief erschüttert schrieben mir beide Brüder am 12. Juli über diesen Schlag, ohne noch zu ahnen, daß ihnen am gleichen Tag der Vater gestorben war. „Es ist mir schwer ums Herz. Unser Stündlein wird auch kommen, bälder vielleicht, als wir meinen. Es lag mir heute in den Ohren, wie es heißen werde:

„der Mögling, oder der Herrmann, ist doch schnell abgefahren.“ Darnach die lange Nacht, darnach aber auch der Ewigkeitsmorgen. „Wäre gern bei meinem Herrn,“ sagt mein Herz. „Und bei meiner Mutter,“ rufts aus meiner Kindheit herauf. Zu den Müttern versammelt werden, gefiele mir so gut als das Schriftwort „zu den Vätern.“

Ein gewaltiges Gallenfieber streckte Mögling in seiner Einsiedelung darnieder. Er war noch sehr elend, als ihn der Londoner Missionar Porter besuchte, der ihn einlud, mit ihm ins trockenere Maisur-Land zu reisen. Schwach wie er war, setzte er sich 11. August zu Pferd, um nach Madikeri zu reiten, wo er tüchtig durchnäßt ankam. Aber die Reise, längst beabsichtigt, wurde dennoch fortgesetzt nach Maisur und Irodu, wo bei befreundeten Offizieren, Hebichs „Kindern“, Rast gemacht wurde. Eben wüthete dort die Cholera. Da hatte man gerade einen alten Trommler begraben, der 60 Jahre wie ein Heide gelebt, sich aber vor 6 Monaten ernstlich bekehrt hatte, daß er voll Freude und Dank auch auf dem Schmerzenslager von dem Sünderheiland zeugen und fröhlich entschlafen konnte. Jetzt hatte auch Mögling etliche Todte zu bestatten, ehe er weiter fuhr nach Bangalur.

Er hatte dort Revisionsarbeit vor mit Missionar Campbell; die Psalmen und Sprüche sollten erledigt werden. Zugleich wollte er seine Uebersetzung von Paley drucken: „es ist rein unmöglich, hie zu Land etwas zu drucken, wenn man nicht selbst dabei ist.“ Namentlich aber hatte er im Sinn, den eigentlichen Regenten dieser Länder, den General Sir Mark Cubbon zu sehen, um mit ihm eine ersprießliche Uebereinkunft wegen der Errichtung von Schulen in Kurg zu treffen. Alles gelang ihm so ziemlich nach Wunsch.

Am 30. August aber erhält er — in Bangalur — die

Nachricht vom Tode des Vaters. Es war mit dessen Gesundheit zuletzt besser gegangen. „Am Sonntag vor seinem Ende predigte er noch mit voller Kraft und dachte nicht an Sterben, als er von einem Katarrh befallen wurde, der mit einer Lungenlähmung endigte. Am 12. Juli um Mitternacht entschlief er sanft. „Christus hat mir alle meine Sünden vergeben, Er ist mein Alles. Auf Ihn verlasse ich mich.“ Das waren seine letzten Worte. Selten habe ich einen so weitherzigen, truglosen, liebevollen Menschen gesehen wie meinen lieben Vater. Er war jung bis zuletzt, war so gar herzlich, aufrichtig, fröhlich und treu. Und am 14. Juli ist ihm der theure Spleiß im Tode nachgefolgt! — Der liebe Vater hat viel in sich getragen, was nicht zu Ausbildung und Verwirklichung bei ihm gekommen ist. Auf Gelderwerb aber und Geldverwaltung hat er sich nicht verstanden. Da wird die liebe Mutter allerlei Noth haben. Es ist ein Schlag aus heiterem Himmel. Kann nicht sagen, daß ich besonders traurig bin. Aber es fremdelt mich auf einmal sehr in der Welt. Ich stürbe jetzt viel gerner als früher. Möchte heim. Wann, Herr? Ich fühle mich leicht, los, reisefertig.“

Am gleichen Tag, 30. August, hört Gottfried in Mangalur vom Heimgang der Väter Mögling und Spleiß. „Die beiden Todesnachrichten haben mich auch sehr erschüttert. Doch wie wohl ists den theuren Männern droben, und wie sehr sollten auch wir uns darnach ausstrecken, mit dem Apostel sagen zu lernen: Ich habe Lust abzuscheiden. Aber da fehlt es mir noch sehr. Merkwürdig ist mir, daß ich sie beide, meinen Vater und Spleiß, an Einem Tage, wahrscheinlich dem 21. Sept. 1835, zum erstenmal gesehen habe, damals als Du Dich von ihnen in Dußlingen verabschiedetest. — Ueber die liebe Mutter bin ich ruhiger, als die andern Geschwister sein können, weil ich sie schon zwei-

mal, 1828 und 1834, als Witwe gekannt habe und weiß, daß sie sich zu helfen weiß, soweit dies von Menschen gesagt werden kann. Sie wird nicht so leicht in Noth kommen. Der liebe Gott muß und wird freilich immer das Beste thun."

Wunderbar war nun, daß der sterbende Vater von der früheren Verabredung, den Erstgeborenen heimzurufen, daß der seine Stelle vertrete, nichts mehr hatte verlauten lassen. Freilich ein halbes Jahr zuvor hatte er ihm „ein Stück aus einem Brief vom lieben Schubert geschickt, sagend: ich solle heimkommen. Allein ich möchte Kurg erobern und habe noch nicht einmal Soldaten dazu. Daß mein lieber Vater wünscht, daß ich heimkäme, ist natürlich; allein das kann mich nicht bestimmen. Ich habe ihm daher geschrieben, wenn er mir befehle heimzukommen, so gehorche ich. Ich glaube nicht, daß er ohne Erlaubniß vom Herrn so etwas befehlen würde. Weniger als ein entschiedener Befehl aber, dem ich als Sohn gehorchen wolle, bewege mich nicht von meinem Posten." (7. Jan. 1854). Die Witwe war stark genug, auf das Heimrufen ihres Herrmanns zu verzichten; so lieb ihr seine Rückkehr wäre, sei sie doch nicht gesonnen, ihn von Kurg wegzurufen. Später wurde sie zwar umgestimmt, so daß sie ihm den Wunsch ausdrückte, er möchte kommen; als er aber vorzog, ihr in anderer Weise einigen Beistand zuzuwenden, wagte sie nicht mehr den Ruf zu wiederholen. Sie begnügte sich mit seinem Versprechen, nach Hause zu kommen, im Fall daß sie stürbe.

Wie sehr ihn nun aber die Frage des Lebens nach dem Tode bewegt, zeigen viele Briefe. Er wird immer geneigter, die Zeit zwischen dem Tode und dem Tag des Herrn als eine totale Ruhe anzusehen. Nicht umsonst heiße das Neue Testament den Tod einen Schlaf. Der Schlaf mag Träume haben, sehr bedeutsame, die nicht trügen,

Ahnungen der Zukunft. Aber ein Schlaf wirds doch sein. An Pauline schreibt er 15. Oktober: „Der Tod des lieben Vaters hat mir zum Bewußtsein gebracht, daß mich der Herr durch sein Wort von tiefgesessenen älteren Phantasien eines andern Wiedersehens, als am Tage des Herrn, kurirt hat. Unser Sein theilt sich nach Schriftlehre in die zwei großen Theile: Jetzt und Ewigkeit, und es bleibt nichts dazwischen. Nicht als ob die Todten bewußtlos wären. Das äußere Bewußtsein fällt mit dem Leibe; das innere Geistesbewußtsein wird wacher als je. Wer in Christo stirbt, der ruht in Ihm, ein seliges, der Ewigkeitsgeburt harrendes Kind im Schoß der Liebesmutter. Für die Andern wirds ein schreckliches Warten des Gerichts absetzen. So fühle ich mich dem Tag des Herrn viel näher. Um das Rechthaben ist mirs nicht zu thun, aber ich möchte das Rechte haben." Gottfried brachte einige Einwendungen vor, besonders dem Gleichniß vom reichen Mann und Lazarus entnommen, aber ohne damit tieferen Eindruck zu machen.

Gottfried hatte gerade viel Lob geerntet für eine englische Predigt am Bußtage (16. Juli), der für den Anfang des Krimkriegs festgesetzt worden war. Die Begehungs- und Unterlassungssünden der Herrscher Indiens waren darin in so offener Weise behandelt, daß er sich auf das Gegentheil von Beifall gefaßt gemacht hatte. Er warnte scharf vor der Versuchung, in welcher die stolze Nation schwebe, sich als den Bahnbrecher von Civilisation und Evangelisation über die ganze Welt hin anzusehen. Ein Ereigniß, wie die Empörung des Jahres 1857, schien ihm bereits im Bereich der Möglichkeit zu liegen. Seine Predigt wurde von den Zuhörern dem Druck übergeben.

Und auch im Missionskreis selbst steigen ernste Mahnungen auf. Man rüstete eben auf die erste große Kinder-

karawane, welche in die europäische Heimat geschickt werden sollte. Für 24 Kleine waren die Mütter Tag und Nacht thätig, das Nöthige zu rüsten. Gottfried zwar hat noch keine abzugeben, und es ist ihm selbst wunderbar, daß die Sorge für die eigenen Kinder sein Herz noch gar nicht bewegt. Da hat er selbst eines der Kinder, das von einer Leberkrankheit niedergeworfen wurde, noch treu gepflegt, es war der aufgeweckte, liederreiche Gottlob Bührer, und als es schnell davonflog, den Eltern einen Nachruf gewidmet.

Auf den 25. Oktober 1854.

Der Herr ist uns zuvorgekommen!
  Den wir bald hätten heimgeschickt,
Den hat er selber heim genommen,
  Wir haben weinend nachgeblickt.

Im theuren Elternhaus auf Erden,
  Da, dachten wir, wird er gedeihn.
Noch Bess'res aber sollt ihm werden:
  Im obern Vaterhaus zu sein.

Weit übers Meer die lange Reise
  Hat unserm Herzen bang gemacht.
Da hat der Herr in eigner Weise
  Ihn jenseits schon ans Land gebracht.

Wie schnelle ward er uns genommen!
  Es dünkt uns wie ein Traumgesicht.
Doch, stünde gleich sein Wiederkommen
  In unsrer Wahl, wir wählten's nicht.

Wir mühen uns noch heut und morgen
  Als Fremdlinge im Thränenthal;
Er ist auf ewig schon geborgen,
  Genießt des Königs Abendmahl.

Er ist daheim beim Freund der Kinder,
Der ihn als sein Kind kennt und liebt,
Der, selbst der Todesüberwinder,
Den Seinigen das Leben gibt.

Daheim, daheim, o Wort voll Frieden!
Du, Herr, hast Alles wohl gemacht.
Das Kind ist selig hingeschieden,
In Deine Scheune eingebracht.

Ach, heim, nur heim wollst uns auch bringen
Zu rechter Zeit, am rechten Ort!
So woll'n wir Lob und Dank Dir singen,
Im Glauben hier, beim Schauen dort!

Und als ob der Tod nun angefangen hätte, Ernte zu halten, starb auch jene Wilhelmine, die vor 12 Jahren ihrer Schwester Stelle als Gattin Greiners eingenommen hatte. Sie wurde von einem Knäblein leicht entbunden; eine halbe Stunde später entschlief sie an bloßer Schwäche. Sie hatte noch das Kind gesehen und gesagt: Ein Samuel, er soll des Herrn sein. Pauline, die auf der einen Seite des Bettes stand, sah dann den Gatten auf der andern Seite bitterlich weinen und fragte den Arzt: „droht irgend eine Gefahr?“ worauf dieser antwortete: „Sie ist todt.“ (23. Nov.) Wird der Tod nun Halt machen?

Das war eine Frage, die auch Mögling sehr beschäftigte. Er nimmt in seinem Bangalur innigsten Antheil an Allem, was Mangalur bewegt. „An Sterbebetten verherrlicht der Herr so gern seine Gnade. Das Glaubenslicht, das durch Thränen bricht, gibt einen Miniatur-Regenbogen, welchen Gott gewiß so gerne sieht wie seinen großen am Himmel. Aber mir ist bang, es kommen noch weitere Todesfälle.“

Um ungestört zu arbeiten, hat er in Bangalur eine eigene Wohnung gemiethet. Dort besuchen ihn freilich auch

Heiden, aus denen er ein paar Fische fängt, d. h. in die Netze anderer Missionare treibt. „Welche Freude, einer Seele über den Graben helfen zu dürfen!“ Zuweilen predigt er auch englisch und kanaresisch; aber Besuche macht er keine außer zweckdienliche. So ist er denn mehrmals bei General Cubbon („natürlich geschätzt, der feinste Mann, den ich in Indien gesehen“), läßt sich von ihm das Archiv für Kurg öffnen, um die Geschichte des Ländchens und den Charakter seines letzten Königs genau zu erforschen und der Welt zu enthüllen, und erhält die Zusage, daß der General ihm für eine englische Schule das Reisebangalo in Madikeri einräumen, sowie für Geld und Schulmaterialien sorgen wolle. Das lautet günstig; denn „hier ist alles so voll von Bettelleuten, daß ein Steifbettler meines Schlags nicht gut ankommen kann. Ich stehe mit der Kappe in der Hand am Wege, aber das Gefährt, in welchem gute Leute aus Gebersheim sitzen, ist noch nicht gekommen.“ Doch wenn je und je das Geld ausgeht, ists ihm immer ein Zeichen, daß bald von irgend woher welches kommen werde.

Derjenige Freund, welcher seine Mission am kräftigsten unterstützt hatte, H. Stokes, war nun im Begriff, sich nach England zurückzuziehen. Er lud Mögling zu sich (Nov.) nach Madras ein und schickte ihm das Reisegeld. Dort sah derselbe nicht blos Missionare, wie den Freischotten Anderson, sondern namentlich auch den Gouverneur Lord Harris. „Der examinirte mich über eine Stunde und fragte so gescheid, daß ich nur zu thun hatte, um in der Ordnung auszukommen. Es freute mich zu finden, daß er sich gegen die Ausschließung der Bibel von irgend welcher Schule ausspricht. Nachher schickte er mir einen Beitrag von 200 Mark für Kurg und versprach die Gabe halbjährlich zu wiederholen.“

Auf dem Rückweg erkrankte Mögling an einem scharfen Ruhranfall, der sich schon in Welur angemeldet hatte, als er dort predigte und Schulen besuchte. Nun lag er hilflos im Bangalo von Kolar und fragte sich, ob liegen bleiben oder etwas wagen. Er betete, setzte sich dann aufs Pferd und ritt Bangalur zu in großen Schmerzen, die doch allmählich nachließen (17. Dez.) Dort vollendete er seine erste Schrift über Kurg „Coorg Memoirs“ und betrieb den langweiligen Druck seiner Uebersetzungen, die Stokes sogleich in Tamil und Telugu übertragen ließ. Er durfte noch dem alten noblen General predigen über das Eine, das noth sei, und setzte diese Predigt später in Zuschriften fort. Endlich kehrte er (2. Februar 1855) nach Madikeri zurück.

„Es ist mir jetzt sonderbar zu Muth in diesem Reisehaus: wie oft bin ich als Fremder hier gewesen, gesund und krank. Jetzt ist es so zu sagen mein (weil zur Schule eingeräumt). So wird es uns einmal im Großen werden, wenn die Erde, auf welcher wir jetzt Fremdlinge sind, unser Eigenthum geworden ist.“ — „Unterwegs, diesseits Humsur, sahen meine Knechte einen wilden Eber, der mit einem großen Tiger rang. Sie verscheuchten diesen mit lautem Rufen und tödteten den ermatteten Eber. Davon lebten wir, bis wir nach Madikeri kamen, wo ich Kopf und Schinken den Offizieren schenkte.“ An der Gründung der Schule merkten nun die eingebornen Beamten, daß der Missionar in hoher Gunst stehe, und suchten fortan ihm möglichst zu gefallen.

Wie er aber (3. Febr.) in Almanda einkehrte, machte er betrübte Entdeckungen. Der Katechist, auf dessen Treue er sich verlassen zu können glaubte, war über der langen Abwesenheit des Missionars in Sünde gefallen und mußte entlassen werden. Dagegen freute diesen eine Bewegung

unter den Sklaven, die ihre Kinder unterrichten lassen wollten, und die Bereitwilligkeit des Stephanas, ihr Schulmeister zu werden, wenn man ihn auch als Holejaguru (Sklavenlehrer) verspotten werde. Im März 1855 eröffnete Mögling die englische Schule in Madikeri mit 24 Knaben, die bald zu 35 anwuchsen, und ist nun jede Woche 2—3 Tage dort, lehrend und predigend.

„Unser Bruder wird immer mobiler, wuseliger, arbeitsvoller," schreibt Gottfried. „Wir müssen uns nur wundern über seine Gabe, einen Strudel von Geschäften und Verhältnissen zu bewältigen, der jeden Andern toll machen würde. Freilich hat das gewaltige Mühlradswesen auch bei ihm seine schlimmen Folgen, geistig und körperlich; aber es läßt sich doch nicht läugnen, daß er Manches dadurch in Stand bringt (und gewiß auch unverbrennliche Bauarbeit), was ein ordinärer Mensch wie Unsereiner weit abseits liegen lassen muß. Er ist ein Komet, aber ein sehr nützlicher, das muß man ihm doch gelten lassen."

3. Gottfrieds Heimgang.

Im Dezember 1854 machte Gottfried bei mir den letzten Besuch, der ungemein wohlthuend war. Er schreibt: „Ich nahm nach Tschirakal meinen Karl mit, der recht ordentlich lesen lernt und manche verständige Fragen macht, nicht blos über das Dampfschiff und alles Neue, das uns begegnet, sondern auch über biblische Geschichten, an denen er große Freude hat. Meine Gesundheit erforderte eine kleine Reise, doch hoffe ich, der Herr werde mich nicht von dieser Küste hinwegweisen, wo mir jetzt ein wichtiger und meinen Gaben entsprechender Arbeitskreis eröffnet ist. Dennoch habe ich manche Mahnungen, daß es nur seine Gnade ist, wenn er mich arbeiten läßt. Meine rechte Hand macht

kuriose Sachen, als wenn sie mir ihren Dienst versagen wollte; es mag von Störungen im Unterleib herkommen, oder von den schlechten Säften, die sich seit 6 Monaten in Hunderten von sehr schmerzhaften Beulen ausstoßen. Mangalur ist eben nicht Dharwar, das müssen wir samt den Kindern erfahren." — „Wenn ich die Doktoren frage, was der Grund meiner manchfaltigen Unterleibsbeschwerden sei, so sagt der eine, ich habe Hämorrhoiden, der zweite, ich habe Verhärtung des Colons, der dritte: Subinflammation des coecum, der vierte: ich leide an den Folgen zurückgetretener Fußschweiße, der fünfte: die Leber sei an Allem Schuld. Sie haben alle Recht, der letzte vielleicht am wenigsten, nur daß keiner die Geduld hat, sich in meinen casus hinein zu studiren, außer dem sel. Foulis. Wenn ich mich aber von dem einen oder andern nach seiner Theorie doktoriren lasse, so kann michs das Leben kosten. Also überlasse ichs dem Herrn."

Er singt immer einfältiger und getroster z. B.

Zum Vater droben
Mit Danken und Loben
Laß uns erheben Hand und Herz.
Wir wollen uns freuen
Des Heilands, des Treuen,
Im Blick auf vergangene Freude und Schmerz.

Viel Segen und Frieden
Sei Dir beschieden,
Liebliche Freundin, im neuen Jahr.
An jeglichem Morgen
Wird sicherlich sorgen,
Der Dir im alten so gnädig war.

Den Herrn zu erkennen
Und Sein uns zu nennen,
Ist ja fürwahr das seligste Theil.

Ihm laß uns denn geben
Liebe und Leben,
Ihm, der auch uns geschenket sein Heil.

Er wird uns wohl üben
In hellen und trüben
Stunden und Tagen auch fernerhin.
Die trüben und hellen
Ihm heimzustellen,
Geduldig und gläubig, sei unser Sinn!

Ihm laß uns befehlen
Aufs Neu unsre Seelen
Und unsrer Kinder, die Er geschenkt.
Er wird uns versorgen
Und wohlgeborgen
Zum Ziele bringen, der Alles lenkt.

So laß uns denn wallen
Nach Seinem Gefallen
Für kurz oder lange in dieser Welt!
Laß dulden und ringen!
Es muß ja gelingen:
Wir siegen, weil Er der Sieger uns hält.

Unerwartet kam nun die Nachricht vom Tode der fünfzehnjährigen Schwester Maria in Süßen (16. Febr. 1856) und von der Mutter schwerem Erkranken. Ihr ältester Enkel brachte das Nervenfieber in das Haus der Witwe; unter ihrer aufopfernden Pflege wurde er am Leben erhalten, aber die Tochter, welche mit unbeschreiblicher Liebe an dem heimgegangenen Vater und der mit allerlei Nöthen ringenden Mutter hing und frühreif ihr in Allem an die Hand ging, wurde vom Fieber angesteckt und folgte schnell dem Vater nach. Nun kam der Auszug aus der liebgewordenen neuen Heimat in ein Witwenhäuschen in Göp-

pingen; das Maß war voll. Ein Schleimfieber führte sie bis zum Tod, nur die Liebe zu den hilflosen Kindern und Enkeln schien sie im Leben zurückzuhalten.

Diese Kunde traf Herrmann als eine Wiederholung und Auffrischung der Wunde, welche ihm des Vaters Heimgang geschlagen. Er ist wie betäubt, muß manchmal plötzlich aufstehen und hinausgehen in die frische Luft. Da er gerade einen Bericht über sein Thun abgefaßt hat, fügt er bei: „So, jetzt könnte ich ganz geschickt sterben. Es ist mir in den letzten Tagen manchmal todesweh gewesen. Dann meine ich, nichts wäre mir lieber als sterben: Aber wenn sich hier Eines recht bekehrte, so wäre bald alles Leid vergessen.“ — An Pauline aber schreibt er: „Wir sind doch sonderbare Kreaturen. So lang ich denke, Alles sei wohl und guter Dinge, kümmre ich mich oft um die liebsten Leute nicht viel, komme mir wenigstens selbst so vor. Da braucht es oft eine Willensanstrengung, um das Gedächtniß aufzufrischen und gehörige Fürbitte zu thun. Sobald aber ein Nothschrei kommt, dann ists auf einmal aus mit der scheinbaren Indifferenz; da läuft mir Phantasie und Herz davon und ich möchte nur noch fliegen. Doch wenn ich auch Flügel hätte, was hülfe es?“

Eben jetzt ist Gottfried besonders eifrig in der Straßenpredigt: Sie bleibt ihm eine schwere Aufgabe, die er aber wacker ausführt. „Eine Schar französischer Kunstreiter hat hier eine gedrängte Zuschauerschaft. Sie fordern, wie ich höre, 8 Mark für einen Sitzplatz, 6 für einen Stehplatz und bekommen Präsente hundertweis von den reichen Eingebornen. Solche Sachen ziehen gewaltig an, mehr als die Predigt des Evangeliums. Indessen bin ich doch oft dankbar, ja *staune*, wenn ich sehe, wie große Haufen auf dem Bazar das Wort Gottes still und anständig, ja bis zum Ende des Gebets anhören. Das muß doch auch

etwas wirken, sollte man denken. Der Tag wirds offenbaren.

„Wir gehen, Kaundinja und ich, im Kirchenrock auf den Bázar. Dort ist ja am Straßeneck unser Kramladen, in dem die beste Waare ausgeboten wird (S. 262). Es war schwer, den Platz zu erhalten, weil er einen uralten heiligen Feigenbaum trägt; umhauen durften wir diesen nicht, aber gestutzt haben wir ihn so viel als möglich, und rings um den Stamm her schließt sich das Dach, über welches sein Wipfel mit den schönen, beständig im Winde zitternden Blättern hoch emporragt. Gegenüber unserm Wahrheitsladen erblickt man zuerst das Gehöfte des Amthauses, wo der Tahsildar seine Geschäfte treibt. Nach Westen eröffnet sich eine ununterbrochene Reihe von Kramläden, nach Osten verliert sich die Straße in das Labyrinth des tempelreichen Brahmanenquartiers. Auf der Straße sitzen Obstweiber.

„Wir stellen uns an unsere offenen Ladenfenster, die Katechistenschüler reihen sich hinter uns und singen ein Lied. Während dessen sammelt sich ein Häuflein Schulkinder, es bilden sich Gruppen. Ich bete kurz und predige über die Losung*), z. B. am 13. April Ps. 33, 13 f. Ebr. 12, 14. Mache die Bitte so eindringlich als möglich, die Leute möchten doch dem himmlischen Vater, der sie so herzlich liebe, sich zuwenden, und verlassen, was dem Allsehenden nicht gefalle. Unter den 60 Zuhörern war die Brahmanenschaft

*) Die Losungsbüchlein kamen namentlich durch Missionar Hoch stark in Gebrauch. Herrmann schrieb an Gottfried: „Deine Freude an den Losungen freut mich auch. Ich habe keinen Herrnhuter Glauben daran, allein die geschliffene Diamantenart des Worts wirft oft ganz besondere Lichter auf Fügungen und Stimmungen des Einzellebens, die nicht sine numine leuchten und Weg weisen.“

als der müßigere Theil der Bevölkerung vertreten, alte und junge, wohlgefütterte und kümmerlich lebende, mit den verschiedenen Götzenzeichen auf der Stirn. Dann die Moslims, stolze Nordindier und frechblickende Mapillas; behagliche Fischer und Palmweinzieher; dazu vorüberziehende junge Soldaten und geputzte Stutzer, die sich die Langeweile vertreiben. Und Zuschauer sehen uns wenigstens predigen: der stämmige Suahili, der blauschwarze Nubier, der Araber hohen und niederen Rangs, der Perser und Afghane. Vielleicht kommt dem staunenden, beharrlichen Gaffer doch ein Körnlein Wahrheit zu aus zweiter oder dritter Hand. Knaben stehen da, die an einem Stück Zuckerrohr nagen. Ferner gehört ein halbverhungertes heiliges Oechslein, das herrenlos herumläuft und von milden Gaben und Abfällen des Fruchtmarktes lebt, zu den andächtigsten Zuhören, und ein rollköpfiges dreijähriges Mädchen, die eine ganze Affektion für uns gefaßt hat, versäumt keine Predigt, um an unsern Schuhen und Hosen zu zupfen. Viele der Leute bemühen sich, Stille zu erhalten, daher auch die Weiber hinter den Gitterfenstern noch manche Worte auffassen mögen. Nimm dazu den Palankin eines heimgehenden Beamten, den Durchzug von Elephanten, Wagen und Pferden, oder gar eine lärmende Hochzeitsprozession: so versteht sich, daß man die Predigt oft ganz unterbrechen muß.

„Kaundinja sprach besonders zu der Tulu-Bevölkerung; er zählte die vielen Namen her, die in diesem Lande angerufen werden, und schloß mit ernstlicher Anpreisung des Namens Jesu Christi. Nun ist's Nacht geworden. Wir sangen noch zwei Verse, Kaundinja schloß mit einem Gebet und schweißgebadet kehrten wir aus dem niedrigen Raum auf unsern luftigen, kühleren, stillen Hügel zurück.“

Es war Gottfried manchmal bange, er möchte noch die

Gnade verlieren, die er Andern anpreise, und nach jeder Predigt prüfte er sich selbst, ob er auch fest glaube, was er Andern verkündige. In jenen Tagen schickte ich ihm einen Brief meines Sohnes Samuel, der eine gründliche Erweckung erfahren hatte. Darauf schrieb er mir: „Samuels Brief hat mich zu Thränen gerührt. Wenn ich von einer so kindlichen und gründlichen Bekehrung höre, so kann ich nicht umhin, an mich selber zu denken und zu empfinden, daß ich alter Kerl noch immer mit den Schäden eines unganzen Anfangs herumlaufe. Ach, der Herr erbarme sich meiner!" So war er bis zum Ende, immer gebeugt vom Gefühl seiner Untüchtigkeit und Entbehrlichkeit, und dabei sich fragend, ob hinter all der scheinbaren Demuth nicht ein geheimer Stolz laure. Wie oft sagte er: ach ich bin eben nichts als ein armer Lückenbüßer! Jetzt sollte sich's zeigen, welch große Lücke der Mann ausgefüllt hatte, der immer zu den kleinsten Diensten, die sich sonst Niemand aufladen mochte, bereit gewesen war.

Am 3. Juni schreibt er: „Gestern vertheilte ich im Auftrag eines englischen Freundes einen Aufruf, in welchem die Eingeborenen eingeladen werden, sich an die Bearbeitung einer Preisaufgabe über die Gründe für die Aufstellung unzüchtiger Bilder in Tempeln und an Götzenkarren, und über die Vortheile dieses Gebrauchs zu machen. Dies ist natürlich ironisch gemeint und wird wohl auch von den Bewerbern so verstanden werden. Durch die Stellung von derartigen Preisaufgaben ist schon mancher Nutzen gestiftet worden. Möge auch diese ihre Früchte tragen!

„Die liebe Pauline wurde 24. Mai glücklich von einem sehr starken Mädchen entbunden und ist nach ein paar Kopfwehtagen soweit hergestellt, daß sie schon wieder im Stuhl sitzen kann. Karl jubelte, als er vom neuen baby hörte, wurde dann auf einmal ernsthaft und sagte: Lieber Heiland,

ich danke. Joseph dagegen war wieder schwer krank an seinem alten ruhrartigen Leiden und erholt sich nur langsam. Er hat eine entschiedene Letze und wir müssen ganz auf den Herrn warten, ob es Ihm gefällt, ihn aus diesem übeln Zustand herauswachsen zu lassen. Die Nachtwachen haben mich auch angegriffen und ich fühle mich gar nicht wohl, so daß ich heute den Doktor berathen habe. Alles sehnt sich nach Regen. Kein Hälmchen von Gras, so weit das Auge reicht; noch ist der Himmel hell und klar. Es ist, als ob der liebe Gott unserm Volke es nahe legen wollte, daß nicht von dem bisher für unabänderlich gehaltenen Lauf der Jahreszeiten, sondern allein von Seiner Gnade das Gedeihen der Früchte des Feldes abhängt. Er erbarme sich unser!“

Nun hört er vom Tode eines geliebten Katechistenschülers David, der Hebich auf einer Predigtreise begleitete und von der Cholera hingerafft wurde. Er schrieb mir darüber aus vollem Herzen, und nahm Abschied, dankend für alle Liebe. Pauline fügte einige Worte bei: Gottfried habe sich eben zu Bett gelegt, und sie — ach! — wisse nicht, ob sie es ernst nehmen oder scherzen solle. „Betet für uns!“ Das war am 6. Juni. Seinem Vetter Plebst sagte er: „Erkläre doch der Kommittee die Unterbrechung, welche den Druck des Bibelwerkes verzögert. Ich werde es nicht vollenden. Letzte Nacht hatte ich einen schrecklichen Fieberanfall: das Blut schien mir gefrieren zu wollen. Ein Wink, mein Haus zu bestellen.“ Zu Pauline sagte er: „Vielleicht bin ich nicht mehr im Stande, vor meinem Hinscheiden zu reden. Wisse denn, daß ich Dich unaussprechlich lieb gehabt habe und daß ich als ein armer, sehr armer Sünder aus diesem Leben scheide; denn ich habe viel Gnade verscherzt.“ Sie ging betroffen bei Seite, um zu weinen und beruhigt zu ihm zurückzukehren. Der Arzt hatte gesagt, es gelte nur den Kranken aufzuheitern, denn es sei blos ein leichtes Fieber und nicht die mindeste

Gefahr. Als Kaundinja ihm gute Nacht wünschte, hielt Gottfried seine Hand eine Weile fest und schaute ihn zärtlich an, als sehen sie sich zum letztenmal.

Niemand wachte in der Nacht auf den 7. Juni. Morgens 3 Uhr fuhr er aus einem anscheinend gesunden Schlafe auf und erbrach sich, auch blutete er aus der Nase. Pauline erwachte und redete ihn an, aber er antwortete nicht. Bestürzt rief sie um Hilfe. Schwache Krämpfe erschütterten eine Weile den Kranken; bald wurde er ganz ruhig. Er hatte die Augen offen, schien aber die Umstehenden nicht zu bemerken. Nach 5 Uhr entschlief er: er lag da, wie tief ins Gebet versenkt, Gottes Frieden auf dem lächelnden Angesicht. Es schien ihm wohler zu sein als je im Leben.

Als man dem Karl sagte, sein Vater sei gestorben, erwiderte er: „Nein, sagt so was nicht. Seht ihr nicht, wie er lächelt? Er wird bald aufwachen.“ Später sagte er zu den mit dem Sarg beschäftigten Leuten: Macht schnell, tragt ihn fort! und zur Mutter gewendet: „Wenn sie dann zum Thore kommen, wird ihnen der Herr erscheinen und sie heißen stille stehen. Dann wird Er Papa bei der Hand nehmen und ihn uns zurückbringen.“

Der Arzt bat um die Erlaubniß, die Leiche zu seciren, fand aber nichts zu seiner Verwunderung. Der Kopf jedoch wurde nicht geöffnet; in diesem wäre wohl ein Erklärungsgrund entdeckt worden. Als die beiden Knaben an Plebsts Hand auf den Gottesacker kamen und Karl die großen Grabmäler sah, sagte er: „Sieh, da ist Jerusalem.“ Die Gemeinde sang ein von Gottfried ins Kanaresische übersetztes Sterblied. Gebetet wurde in Englisch und Tulu. Alle fühlten tief, was die Mission verloren hatte, am meisten die Katechistenschüler. Karl weinte dann oft Nachts nach dem Vater und entrüstete sich: warum hat der Heiland den Papa genommen? ich muß ihn haben rc. Joseph aber, der

schwer kranke, redete nie von ihm und war doch immer mit ihm beschäftigt.

Pauline schrieb uns: „Jene Morgenstunden stehen immer wieder vor mir, da ich sah, was im Anzug war, und doch kaum glauben konnte, daß der Herr wirklich einen solchen Schlag ausführen wolle. Einem Verbrecher, der unter der Guillotine liegt und jeden Augenblick den tödlichen Streich erwartet, doch noch halb hofft, ein Bote der Vergebung könnte ihn abwenden, wird's ungefähr ebenso zu Muthe sein, wie mir, da ich vor meinem Bett niederkniete, nachdem ich den Blick des Arztes aufgefangen und verstanden hatte. Doch dann vernahm ich, fast hörbar, die Stimme des Heilands: „beuge, demüthige dich unter meine Hand!" und Er selbst stand da und gab mir Gnade, mich zu beugen, und so war Friede in meinem umgetriebenen Herzen, und eine Willigkeit, den Geliebten hinzugeben. Es braucht Zeit Dir das zu schreiben, aber geschehen war's in wenigen Augenblicken. — Frage ich den Karl, warum er weine, so antwortet er: „Weil Paul (der Knecht) nicht nach Europa begleiten würde, und Du so viel Kinderle wie versorga könna?" — Wer ihm das gesagt habe? — „Ich weiß das von selbst." Dem Gabriel erklärte er in gebrochenem Kanaresisch, nicht ihn selbst, den Vater, habe man im Kirchhof beerdigt, sondern liebe Heiland Engelegalige appane kottanu, Weigle Papa hola bek endu (habe den Engeln befohlen, sagend, sie müssen Weigle Papa holen). — Ich habe doch viel zu danken, der Herr gedenkt an Barmherzigkeit mitten im Gericht; so hat Er meinen lieben Joseph vom Rande des Grabes mir wieder geschenkt. Und meine liebe Kleine gedeiht wunderbar bei ihrem Kummerbrot. So wolle Er doch in dieser Trübsal mein Herz recht grundweich machen, tiefe Furchen ziehen, wenn's auch Schmerzen kostet, daß doch gewiß eine Frucht für's ewige Leben heraus kommt!"

Wie aber mußte das den Herrmann treffen? Er hatte gerade dem lieben Bruder vorgeschlagen, seinen kranken Joseph zu ihm heraufzubringen, und versprochen, am 7. Juni ihm halbwegs entgegen zu reisen. Statt der Antwort kam die Trauerkunde. Sogleich schrieb er an Pauline (8. Juni): „daß ich den lieben Gottfried verlieren werde, hatte ich mir nie gedacht. Ich meinte, es sei so gut als gewiß, daß ich den Vortritt habe. Ist's möglich? frage ich mich ein= mal um's andere. Aber zum Herrn, zum Herrn soll uns die Noth treiben, nicht in die weite Wüste menschlicher Hilflosigkeit. Ueber ein Kleines, so ist Alles überstanden, die Ueberwinder aber sollen gekrönt werden."

Kreuzlahm von starkem Rheumatismus setzte er sich doch aufs Pferd und ritt hinab. Je näher er Mangalur kam, desto gewisser ward es ihm, es könne nicht sein: „Es war mir, als müßte ich heimlich auf den Kirchhof und das Grab öffnen und sehen, ob der liebe Gottfried nicht blos schlafe. Einmal meinte ich in einem wachen Traum, es fehle nicht; ich nehme den N. mit und Gottfried werde gerade aufwachen, wenn ich den Sarg öffne; dann bringe ich ihn im Triumph nach Balmatha zurück." Da kam ihm Kaundinja entgegen (12. Juni) und seine Erzäh= lung von der Sektion blies das letzte liebliche Traum= wölkchen in die Lüfte.

„Ich blieb eine Woche in Mangalur und taufte (19. Juni) die kleine Maria, unserer Schwester nach; ihr Vater hatte vorgehabt, sie an seinem Geburtstag zu taufen. Die liebe Pauline hat dem Herrn stillgehalten, hat wohl geweint, aber nicht geklagt, das machte auch mich mannhaft." Sie wäre so gern in Indien geblieben, dachte schon an einen Platz als „Unterlehrerin" in Tschirakal ꝛc. ꝛc. Aber Herr= mann stellte ihr vor, wie nöthig sie ihren Kindern, wie nöthig namentlich dem kranken Joseph die Uebersiedlung in

die Heimat sei; deßhalb begann sie, sich auf eine Seereise nach der Regenzeit zu rüsten. Jetzt erst fühlte sie, wie es auch sie einen Tod koste, die Mission zu verlassen, mit der sie so innig verwachsen war.

Herrmann schreibt: „Als ich mich auf dem Heimweg nach Madikeri allein fand, war alle meine Fassung dahin. Der Herr ließ mich erfahren, daß ich ohne Ihn schwächer sei als ein kleines Kind. Endlich richtete er mich wieder auf, doch geht es noch schwach her. Sitze manchmal da, wie ein Mann auf der Brandstätte seines Hauses. An Gottfried's Geburtstag (1. Juli) habe ich mir zum erstenmal ein Herz gefaßt, dem Herrn zu danken für alles, was Er mir in dem lieben Bruder seit 15 Jahren gegeben hat. Jetzt fange ich an, das von ihm beinahe beendigte neue Gesangbuch zu vollenden: 138 Lieder sind gedruckt, darunter 30 neue von ihm. Die 12 zu übersetzen, die er mir überlassen hat, wird mir eine Art Erholung sein. Mein Predigen auf dem Markt dreht sich immer mehr um das Eine Thema, vom Kreuz."

Da war es ihm eine große Erquickung, daß ein rechtes Lichtskind sich bei ihm einstellte. Es war der fromme Major W. H. Boswell, der eben von Kannanur nach Madikeri versetzt ward und dort mit dem Entschluß ankam, Mögling's rechte Hand zu werden. Der kehrte schon unterwegs in Almanda ein, und wohnte der Andacht des kleinen Häufleins an; in Madikeri wartete er auf Mögling's Rückkehr, um ihm sogleich die zarteste Liebe entgegen zu bringen. In Fieberanfällen pflegte er ihn wie eine Mutter, und wenn Mögling nach Almanda ging, übernahm er für ihn die Bibellektion in der englischen Schule. Auf diese verwendete nun Mögling die meisten Tage der Woche. Die rechten Kodager schickten übrigens noch immer ihre Kinder nicht in dieselbe. Sie sagten zum Superintendenten: „wenn

Mögling sie einmal in die Schule bekommt, so sind wir verkauft. Er setzt ja auch sonst Alles durch, wie sollten ihm die Knaben widerstehen?"

4. Herrmanns Hochzeit.

Allmählich „unter großer Angst und vielem Seufzen zu Gott" kam dem zerschlagenen Manne der Gedanke: Pauline könnte ja auch meine Frau werden und in Indien bleiben. Zuerst erschien ihm derselbe ganz abgeschmackt, aber er ließ sich nicht abweisen und gedieh rasch zu einem Entschluß. Diesen mußte er ihr andeuten, um sie, falls sie darauf einginge, von unnöthigen Reisezurüstungen abzuhalten. Sie meinte anfangs, vielleicht bitte er um ihre Hand um des lieben Gottfried's willen; auch bildete sie sich ein, sie sei nicht gut genug für Herrmann. Aber im Verlauf der Korrespondenz „war Alles wie umgewandelt und ich fühlte mich auf ganz neue Weise zu der lieben Pauline hingezogen, daß ich manchmal dem Herrn von Herzensgrund dankte für seine gnädige Bewahrung, daß ich mir aus unserer früheren Gemeinschaft auch keines ungeschickten Gedankens bewußt war in Bezug auf die liebe Pauline, die ich nun doch auf einmal nicht mehr als Schwester sondern als künftige Frau von ganzem Herzen liebte. So gnädig hat der himmlische Vater über uns armen Kindern Wache gehalten. Bald hat auch sie es verstanden, daß ich um sie werbe aus hellster herzlichster Liebe. So hat mir der reiche Herr zuerst eine liebste Schwester, darnach eine liebste Frau geschenkt in der lieben Pauline. Ich wundere mich über dieses Umschlagen der unbefangensten Geschwisterliebe in eine Herzens- und Seelengemeinschaft, die wir seither stets wachsend gehabt haben."

Die Sache wurde zunächst als tiefstes Geheimniß be-

wahrt, bis die treue Mutter, welcher er die Frage vorlegte, entscheiden würde. „O wie lieblich war unsere dreifältige Gemeinschaft! Gottfried konnte fast so wenig ohne mich, als ich ohne Gottfried leben. Jetzt muß ichs lernen. Pauline sagte je und je zu ihm: Du hast den Herrmann lieber als mich, gesteh's nur. Darauf konnte Gottfried sagen: ich mach es wie du, scheints; wer weiß, dir ist er auch lieber als ich. Man kam dann überein, daß sich so verschiedene Dinge nicht vergleichen lassen. Aber gewiß ist es kaum möglich, daß drei Leute so innig verbunden wären, wie wir drei gewesen sind, warum sollte ich nicht sagen, noch sind. Am Tage des Herrn dankt er mir's, daß ich ihm seine Pauline versorgt habe und seine lieben Kinder an seiner Stelle aufgezogen. Ich bin fest überzeugt, wenn er mich bei sich gehabt und geglaubt hätte, ich könne mich entschließen, in meinem Alter noch zu heirathen, würde er mich gebeten haben, sein Nachfolger zu werden."

Pauline meint auch: „die lieben Leute zu Haus haben alle keinen Begriff, wie unser Kleeblatt verwachsen war, und ich kann es ihnen nicht übel nehmen; es ging mir zu Haus auch so. Ich hatte keine Ahnung, wie innig Gottfried mit dir verbunden sei, obgleich wir's in jedem Briefe hätten lesen können. — Karl setzte mich neulich in Erstaunen; ohne ein Wort zu wissen betete er: „ich möchte nicht nach Europa, sondern nach Almanda." —

Natürlich theilten sich die Beiden viele Rückblicke auf vergangene Zeiten mit, z. B. „Gottfried hat ein sehr starkes Centralgefühl gehabt, er konnte nur selten aus sich herausgehen, was manche seiner Freundschaften kurzlebig gemacht hat, während ihm die Gemeinschaft mit mir zu einer zweiten Natur wurde. Er nannte mich oft einen pethi, einen Menschen, dem Herz und Mund immer offen stehen; das habe ich vom Vater geerbt, ich meine das Merkurialische und

Sanguinische; das Andere, die Mischung von Melancholischem mit Phlegmatischem, vermuthe ich, von der Mutter. Du denkst hoffentlich, ich sei eigentlich nur ein altkluges Kind. Denn nach Weltverstand beurtheilt bin ich sehr thöricht, viel zu offen und leichtsinnig, als daß ich eine kluge Natur zu heißen verdiente. Wie froh bin ich jetzt, daß Gott mir meinen früheren Wunsch nicht gewährt hat; und damals meinte ich, es koste mich das Leben, ihm zu entsagen! — Hie und da hattest du mich recht gedauert, wenn ich des lieben Gottfrieds unnöthige Desperationen und Mißstimmungen mit ansah, da ich mir sagen mußte: für dich ists leicht genug, aber die arme Pauline kann sich so nicht helfen, sondern muß alles gelten lassen. Da kam ich bis auf den Gedanken: wäre Pauline meine Frau, dann sollte sie es gut haben."

In dieser Wartezeit arbeitete er mit Boswell einen Plan aus, den er dem Generalgouverneur vorlegte. Er wünschte in Gemeinschaft mit Anderen eine moderne europäisch-christliche Literatur für das kanaresische Volk zu gründen; der neue Aufschwung, welchen damals das Unterrichtswesen im indischen Reiche nahm, forderte dringend zu einem solchen Unternehmen auf. Der General, durch welchen Mögling das Anerbieten einsandte, war ihm so wohl gewogen, daß er dasselbe stark empfahl. Nach langem Warten kam endlich eine Antwort, welche so viele Einschränkungen enthielt, daß Mögling von der Sache abstand. Er hatte wohl den Rest von Kraft, der ihm für indisches Wirken blieb, überschätzt. Fröhlich aber schloß er seine Privatbriefe an den alten General mit den Worten: „So, jetzt habe ich meine Pflicht gethan und habe nichts mehr zu sagen. Der Herr gebe Ihnen Gnade, daß Sie noch zum Glauben gelangen!"

Die Zustimmung der Mutter Henriette traf zur rechten

Zeit ein und das Geheimniß wurde nun bekannt. Natürlich tauchten auch allerhand Fragen auf, wie sie bei einem neu zu gründenden Hausstand gewöhnlich sind. Auf eine derselben antwortet Herrmann lustig: „Aber wovon leben? wie für die Kinder sorgen? Das weiß ich Alles nicht, weil ich das Sorgen ganz Ihm überlasse. Und was noch ärger ist, die liebe Pauline ist gerade auch so ein Zigeunerkind wie ich. Laß dir's nur angst sein. Nicht daß ich irdisches Gut gering achte. Reichthum in christlichen Händen, daß man habe zu geben, betrachte ich als ein großes Zeichen der Gnade des Herrn. Aber ich danke Ihm, daß ich nie etwas haben werde und nie die Pflicht habe, solches Gut zu sammeln. Denn dazu fühle ich große Unfähigkeit in mir."

Was aber soll aus Gottfried's Kindern werden? Für diese sorgt natürlich die Kommittee in Basel, zunächst für die zwei Knaben. Und zwar wurde entschieden, daß Pauline die beiden nach Europa zu schicken habe, da jedenfalls der zweite, der kränkelnde Joseph keine weitere heiße Zeit an der Küste zubringen durfte. Dem ärztlichen Rath mußte Folge geleistet werden. Eine heimreisende Missionarsfamilie sollte die Knaben mitnehmen und der für Joseph's Pflege unentbehrliche Knecht Paul erbot sich zum Mitziehen; er ließ eine schwerkranke Frau zurück, die er nicht mehr sehen sollte.

In Kannanur sollte der „Owen Glendover" anlegen und die Heimreisenden aufnehmen. So sammelte sich denn eine Doppelkarawane dort und im nahen Tschirakal. Am 28. Januar 1856 fuhren Herrmann und Pauline mit den beiden Knaben hinaus an's Schiff und übergaben diese der Missionsfamilie. Beide schienen ganz vergnügt, nach Wilaiti (Europa) zu gehen und freuten sich auf's Wiederkommen. Karl hat ausgemacht, er gehe gleich den ersten Tag auf den Markt, um zu predigen. Dann schluchzte

er und ermahnte die Mutter, nicht zu weinen. Paul machte sich mit ihnen möglichst zu schaffen, daß die Mutter unbemerkt verschwinden konnte, ohne Abschied zu nehmen. Karl freilich merkte wohl, um was es sich handle: er gab dem treuen Paul einen Wink, das Brüderlein nur nicht auf die Kannanur zugekehrte Seite des Schiffes gehen zu lassen, damit er das Boot nicht erspähe, das die weinende Mutter an's Land führte. Zwei Tage aber nach der Einschiffung starb die Gattin Pauls in seliger Fassung.

Von einem unglücklichen Passagier des Schiffes übernahm Mögling aus lauter Herzensgüte ein Kindlein, das derselbe nicht wohl versorgen konnte, daß es ihm später einmal nachgeschickt würde. Pauline verpflegte dasselbe mit den eigenen Kindern. Es schloß sich auch ein Katechist nebst seiner Familie an, der am 6. Januar 1844 mit Kaundinja getaufte Christian. Dazu kamen noch etliche Glieder des Kurg-Gemeinleins: in Summa waren es 30 Seelen, die (24. Februar) nach Almanda aufbrachen. Bei aller Trauer war Pauline gehobenen Geistes im Blick auf die Arbeit, die vor ihr lag. In Almanda sollte sie ihren Wohnsitz nehmen und die Gemeinde mit Hilfe des Katechisten besorgen, während Herrmann in Madikeri seinen Geschäften nachginge.

Am 2. März langte die Karawane in Almanda an. Mögling half, daß sie sich ordentlich einrichtete, und ritt getrost nach Madikeri weiter. „Nun ist Pauline mein Vikar in Almanda, wo sie genug zu thun hat an den Weibern und Mädchen. Ich stelle mich nur an Sonntagen ein, um zu predigen und Abends wieder heimzureiten: so haben wir's für diese 3 Monate bis zur Hochzeit ausgemacht."

Aber schon am zweiten Tage erkrankte das mitgenommene Knäblein. In der ersten Unruhe beachtete man sein Unwohlsein nicht allzu ängstlich; dann ließ man es nach

Madikeri tragen, wo es schon am 4. März entschlief, nachdem der Arzt sein Leiden als Croup erkannt hatte. Eine schwere Heimsuchung für Mögling. Er schrieb: „Ich meinte es wohl zu machen mit dem lieben Kleinen, als ich ihn seinem Vater abnahm. Wie schlecht ist es mir gerathen! Habe mir jetzt Vorwürfe zu machen über meine Nachlässigkeit, daß ich an keine Gefahr gedacht! Gott vergebe mir meine Sorglosigkeit! Ich habe es reichlich verdient, daß ich so gezüchtigt werde!“

Und nun erkrankte er selbst am Dschangelfieber, das ihn zwei Monate nicht mehr verließ. Auch ein Kind seines Christian starb am Croup. Und ein zweites folgte ihm nach 14 Tagen im Tode nach. Das war ein schwerer Einstand. Mögling ließ sich nach Almanda tragen, es zu bestatten und die Eltern zu trösten. Nachdem er sitzend dem Begräbniß angewohnt, warf ihn das Fieber völlig darnieder und bald zweifelte man an seinem Aufkommen. Kaundinja besuchte ihn auf seinem Krankenlager, auch trat der invalide Bührer in Madikeri für ihn ein. Da hieß es: „Wie gut ist's, daß unsere Augen nicht zu weit in die Zukunft sehen!“ und im April meinte Pauline: „wir sind immer noch im Tiegel; ach, wenn nur auch an meinem harten Herzen etwas herauskommt!“ Schon beginnt sie auch zu fürchten, daß Herrmann dem Stephanas zu viel getraut habe, während er noch Besseres von diesem Manne hofft, aber freilich Gleichgiltigkeit gegen die heilige Schrift, Geldsucht und Faulheit, Christum seinen Landsleuten anzupreisen, an ihm zu tadeln findet.

Die Braut hat sich ritterlich gehalten in dieser schweren Zeit. Einmal als erwartet wurde, die nächste Nachricht von Madikeri werde die letzte sein, nahm sie sich in Gottes Namen vor, dennoch bei dem Gemeinlein in Kurg auszuharren, bis anderswie dafür gesorgt werde.

Erst am 4. Mai gelang es Herrmann, wieder einmal zu predigen, dann mußte er sich nochmals legen. Er war noch sehr schwach, als gerade vor der Regenzeit Hebich sich einstellte und im Kirchlein von Almanda das geprüfte Paar traute, in Gegenwart Kaundinja's und Christian's. Der Text war wiederum der erprobte Spruch Ps. 68, 20. Man genoß noch das h. Abendmahl zusammen. Dann schwang sich Hebich auf sein Pferd und ritt weiter, Irodu zu. Herrmann schreibt: „Der liebe Alte hat Alles sehr lieblich und gründlich gemacht. Nachdem er Abschied genommen, wandte er sich noch einmal um und rief der lieben Pauline und mir zu: „Sehet, das Kreuz ist über Euch!“ Ich hatte ja über der Kirchenthüre vom Maurer ein Kreuz anbringen lassen.“ Als Pauline schon am Abend einen ersten Fieberanfall bekam, nannte Mögling es einen guten Kreuzesanfang. Sie hatten zuerst am 29. Mai, als Herrmanns Geburtstag, Hochzeit feiern wollen; wäre diese so lange verschoben worden, so hätten sie — wegen der Stromanschwellung — nicht mehr nach Madikeri reisen können. Dahin begaben sie sich nun am Tag nach der Trauung, worauf die Regenzeit mit Macht einbrach.

„Es ist mir kaum denkbar, daß zwei Leute mehr Eines Sinnes sein könnten, als wir beide. Oft schrieben wir einander zu gleicher Zeit die gleichen Dinge und beteten wohl täglich um Vieles mit denselben Worten. Daß ich so lang (bis ins 45. Jahr) frei geblieben bin, sehe ich jetzt als große Gnade an; es ist ein eben so großes als unverdientes und unversehenes Glück. — Mir ist's wie ein Traum, daß jetzt die liebe Pauline meine Frau sein soll und daß ich davon nie auch nur die geringste Ahnung soll gehabt haben, und daß unsere frühere, fast möchte ich sagen, vollkommene Geschwistergemeinschaft jetzt ohne irgend welchen Verlust in diese neue Gemeinschaft sich übersetzt hat. So einfältig das

Alles in der Entfernung aussehen mag, mir ist es ein großes Gnadenwunder, wie nur Er Wunder thun kann. — Daß Alles, was ich nicht verstehe, Haushaltung, Rechnung ꝛc. mir ganz und gar abgenommen werde, hätte ich kaum gewagt zu hoffen. Diese Erlösung ist aber das Geringste an meinem Gewinn: ist doch Pauline ganz mein Collega geworden in englischer wie in kanaresischer Arbeit. Es ist mir hie und da, als fange ich jetzt erst an vollständig zu leben. Und an Indien bin ich nun, durch des lieben Gottfrieds Abschied, auf ganz neue Weise gebunden."

5. Die Holeja-Niederlassung.

Einzelne Seelen, etwa drei Familien der stolzen Kodager, hatten sich zu Jesu bekannt. Aber im Ganzen blieben diese Herren des Landes dem Evangelium unzugänglich. Dagegen regte es sich jetzt unter den „Holeja", den Befleckten; das sind die verachteten Leibeigenen, die an die Scholle gebunden, den Reisbau für ihre Herren, die Kodager, betreiben. Denjenigen unter ihnen, welche früher Fürstensklaven gewesen waren, hatte die englische Regierung bei ihrer Besitznahme von Kurg 1834 die Freiheit geschenkt. Sie verdingten sich da und dort als Tagelöhner, rodeten aber auch den Wald aus und schufen sich zum Theil einen wohlhäbigen Hausstand. Als Mögling im Juni 1856 Almanda besuchte, fand er ein Duzend ihrer Knaben in der Schule. Sie waren darum von den Beamten vorgefordert und gescholten worden. Man fuhr sie an: „wollt ihr etwa Gelehrte werden? und unsere Kinder sollen einmal eure Taglöhner werden?" Dennoch ließen sich die Leute nicht irre machen. Mögling aber hatte allerhand Kämpfe für sie durchzufechten, wenn die Beamten sie zu Frohnarbeiten zwingen oder sonstwie nach altem Brauche tyrannisiren wollten.

„Etwa vierzig der Alten kamen zur Kirche. Sie hätten sich schon lange gerne an uns angeschlossen, wenn nicht der Subedar Appatschanna, mein alter Feind, seinen ganzen Einfluß gebraucht hätte, sie abzuhalten. Sein Nachfolger (kein Kodaga) sucht jetzt mit mir auf freundschaftlichem Fuß zu stehen, was ihnen Luft gemacht hat. Doch begehren die Alten kaum etwas Anderes, als sich durch Uebertritt zu der Religion der Europäer zu heben und sich die Fürsprache des Missionars zu sichern. Uebrigens sind sie ein gesunder, tüchtiger Menschenschlag, und leicht können ja Letzte Erste werden.“

Im September begann Mögling den Unterricht mit zehn dieser Holejer; Stephanas dolmetschte und ihm wurde wohl bei den Leuten. Die regelmäßige Arbeit wurde aber unterbrochen durch Predigtreisen, auf welchen nun auch Pauline ihren Mann begleitet, um bei den Weibern Eingang zu suchen, während er die Männer anredet. So war sie mit ihm auf dem Kaweri-Fest (Okt.) und hatte einmal eine schöne Versammlung von Frauen vor einem Brahmanen-Hause. Diesmal stimmten ihm Alle bei, daß man vom Feste gehe, wie man komme; von Mutter Kaweris Pardon habe Niemand etwas. Er dagegen betonte: Sündenvergebung könne nur bewiesen werden durch Sündenüberwindung. Mögling führte Pauline auch bei der 85jährigen Kodaga-Prinzessin Nilammadschi ein, welche einst eine von Tipu-Sultans Gemahlinnen gewesen war und nun in frommer Zurückgezogenheit lebte. Dieselbe wollte aber nichts über Religion hören, denn in ihrem Alter denke man sich nicht mehr um; das Pärlein mußte abziehen, ohne ihr Herz gerührt zu haben.

Eine längere Reise wurde gegen Jahresschluß unternommen. Mögling traf in Mangalur ein, um den Gouverneur von Madras zu sprechen, und besuchte von da aus

das Subrahmanja-Fest. Da galt es einmal in tiefer Nacht den Weg durch die Wälder zu suchen, bis das schützende Zelt gefunden wurde. Die Festpilger zeigten sich achtungsvoller und aufmerksamer als in früheren Jahren, kauften auch einige Büchlein. Pauline hatte Weiberbesuche in Menge, denn eine Europäerin, die zudem die Landessprache redete, war ein Weltwunder. Verwundert fragte man sie immer wieder, warum sie keinen Schmuck trage. Auf einem langen Umwege durch den Norden von Kodagu kehrten die beiden Gatten nach Madikeri zu den Kindern zurück. Diese hatte man getrost dem treuen Paul überlassen können, der nach neunmonatlicher Abwesenheit von Europa zurückgekehrt war und trotz seiner Zungenlahmheit je und je wieder etwas von Karl und Joseph zu erzählen wußte. Ueber 70 Stunden Wegs hatte Pauline ohne Schaden zu Pferd zurückgelegt, und damit war wohl der Höhepunkt ihrer gesunden Thätigkeit in Kurg erreicht.

Vom Neujahr 1857 an hatte Mögling in Almanda volle Kirchen. Immer mehrere von den Holejern machten sich herzu und fügten sich den Bedingungen, welche Herrmann den Taufkandidaten stellte: sie lassen das Trinken, geben allen Götzendienst auf und lügen den Missionar nicht an; dagegen verpflichten sie sich, den Sonntag, so gut sie es können, zu heiligen, ihre Kinder zur Schule zu schicken und selbst noch lesen zu lernen. Aber für Taglöhner, die sich stets zerstreuen mußten, wohin die Arbeit sie rief, war es schwer, regelmäßig zum Unterricht zu kommen. Daher wurden allerhand Wege erwogen, für die 17 bis 20 Familien ein Gemeinwesen zu gründen.

Mögling befand sich gerade nicht in der Lage, Geldmittel beschaffen zu können. Vielmehr war das kleine Hilfskommittee, das sich für die Kurg-Mission in Madras gebildet hatte, in solcher Geldverlegenheit, daß es ihm den Rath

ertheilte, durch Anschluß an irgend eine Gesellschaft für die Sicherung seiner Arbeit Sorge zu treffen. Mögling sah, daß er sich bald zu diesem Schritt entschließen müsse, schon um einen Mitarbeiter oder Nachfolger zu gewinnen. Aber dringlicher schien ihm die Ansiedlung der Holejer. Da entschloß sich Kaundinja, der Güter im Unterland hatte, durch deren Verkauf eine Geldsumme aufzubringen, mit welcher sich ein Gut in Kurg erwerben ließe. Wie mancher Wald in diesem Lande war noch vor 60 bis 80 Jahren fruchtbares Feld gewesen! Solch wüsteliegender Boden war leicht zu bekommen, die Regierung erließ jedem, der ihn urbar machte, die Steuern für die ersten fünf Jahre, zahlte ihm wohl gar Vorschüsse. So entschloß sich denn Kaundinja, Eigenthümer eines solchen Landstücks zu werden und die heraustretenden Holejer als Pächter auf demselben anzunehmen. In Mukkati, 3 Stunden im Osten von Wiradschendrapete fand sich ein geeignetes Thal, und im Februar 1857 wurde es — unter Gebet — an die Familien ausgetheilt, die den Wald roden und Reisfelder herrichten wollten. Bis zur ersten Ernte mußte jedenfalls Kaundinja die Leute unterhalten.

Nun hatte Mögling drei Plätze in Kurg zu versehen: Almanda, Madikeri und Mukkati; eine Aufgabe, der auch eines gesunden Mannes Kraft nicht gewachsen gewesen wäre. Er hatte freilich einen Kollegen oder Vikar an seiner Pauline, und einen willigeren oder fähigeren konnte er sich nicht wünschen, nur war sie nicht von Eisen. Sie warf sich mit Lust in jede ihr gestellte Aufgabe, doch trieb Herrmann sie gerne von Arbeiten weg, welche ein Schneider oder eine Magd eben so gut besorgen konnte. Die liebste Stunde im Tag ist ihr die, welche sie unter Holejer Kindern zubringen darf, mit Hilfe von Bildern ihnen biblische Geschichten erzählend. „Einige sind sehr aufmerksam und machen

uns Freude.“ Aber sie muß auch schreiben und übersetzen; so kann sie einen Brief mit den Worten schließen: „Der Treiber Jehu sagt: mach fertig! wir müssen jetzt wieder schaffen.“ Und wiederum sucht sie dem Gatten Manches abzunehmen, wenn es bei ihm „nur zum Allernöthigsten reicht; dessen ist immer mehr als gut für ihn ist.“ Sie sucht sein Vorwärtsstürmen zu zügeln, so weit das möglich ist, hat aber manchmal Mühe, ihn zum Maßhalten zu bewegen, und schont sich selbst um so weniger.

Am 15. April 1857 wurde ihr letztes Kind, Paul Herrmann geboren, von dem Herrmann schreibt: „Er ist seines Vaters Ebenbild, somit auch seines Großvaters. Hat entschiedene Anlage zum Essen und Schlafen wie seine Vorfahren und soll auch schon geschnarcht haben. Am 17. hat ihn der kleine Herrmann getauft; hoffentlich wird er ein Missionar unter Kanaresen.“ Kaundinja war von Mangalur mit sechs Katechistenschülern gekommen; er hatte heiße Arbeit mit den Holejern, die sich in Mukkati niederließen, jetzt dreißig Familien, übernahm ihre Geldgeschäfte, wickelte sie aus ihren Schulden heraus, kaufte 56 Ochsen für sie und wurde der Gutsherr, zu dem sie für alles Aeußere aufblickten. Da kehrte die Cholera ein und raffte Zacharias, den besten der Katechistenschüler, weg (30. April), dem bald ein Anderer und zwei Glieder des Gemeinleins im Tode nachfolgten. Durch Gräber wurde Besitz genommen von dem neuen Boden.

Zugleich mit diesem Schlag traf eine Todesnachricht von Basel ein. „Pauline hatte schon oft versucht, sich mit dem Gedanken an ihres Joseph's Abscheiden vertraut zu machen, hatte auch gemeint, im Glauben darauf vorbereitet zu sein; aber als die je und je bang vorausgeahnte Nachricht kam, war es doch ein schwerer Schlag. Mir kam die Botschaft viel unerwarteter. Der Herr hat es gewiß recht

gemacht.“ Hartnäckige Ruhr hatte das Kind so geschwächt, daß es immer stiller ward unter der fröhlichen Knabenschar. Als dann die Masern unter dieser ausbrachen, schüttelte Karl die Krankheit leicht von sich ab; der bleiche Joseph aber, mild und klar bis zur letzten Stunde, entschlüpfte (14. März) den treuen Pflegerinnen fast so unbemerkt, wie sein Vater der Gattin.

Zugleich wurde Herrmann von so heftigem Fieber ergriffen, daß er sich auf den Abschied gefaßt machte und mit des treuen Boswells Hilfe ein Testament abfaßte. Unter diesen Umständen konnte Pauline nicht zu Kräften kommen; ihr ist's, als wäre mit Joseph ihr Gottfried vollends ganz geschieden, und sie wird hinfort die Sterbegedanken nicht mehr los. Was ihr Herz bewegte, sprach sie in einem englischen Gedicht aus, welches ihr Gatte später ins Deutsche übersetzte. Joseph Samuel hatte seinen Namen beharrlich Esep Salem ausgesprochen, das wurde denn der Refrain des Gedichts.

Esep Salem.

1.

„Leb wohl!“ — So scheidet man an Grabesrand. —
　　Dem Schiff entlang
Schallt: — „Anker lichtet! Auf, zum Heimatstrand“ —
　　Wie Grabgesang.
Mein brennend Aug' zum Himmel blickt hinauf.
Aus enger Brust bricht Seufzer schwer herauf:
„Mein arm, krank Kind, mein Joseph! — Schmerzenslauf!
　　　　Wie lang, wie bang!“

2.

Vom Kleinodschiffe her der letzte Strahl
　　Der Sonne bricht.
Die Flut der Thränen bitter, ohne Zahl,
　　Trübt mein Gesicht.

Schwarz bricht die Nacht herein. Das Boot, das dich
Hinweggeführt, an's Ufer flüchtet sich.
Nie strahlen deine Augen mehr auf mich
Ihr Sternenlicht!

3.

Liebreiche Himmelsgabe warst du mir.
Des Vaters Bild,
Des frühe heimgegangnen, blickt' aus dir
Trostvoll und mild.
Ich murre nicht; des Herrn Will' ist gescheh'n.
Doch, ach! ich hoffte wieder einst zu seh'n
Im Sohn verjüngt den Vater vor mir steh'n,
Esep Salem!

4.

Dein kurzer Lebenstag schwand bald: ein schwer
Umwölkter Tag.
Ein herrlich Morgenroth; doch drüber her
Ein Schatten lag.
Zwei Jahre sah'n dich blühen unversehrt,
Dann folgten drei von Siechthums Last beschwert!
Das sechste brachte dich zur Ruh' in Muttererd,
Esep Salem!

5.

Dein dacht' ich spät. Ach, lang hält Herzensnoth
Das Auge wach!
Von dir mir träumte, wann das Morgenroth
Im Osten brach.
Wie Ebb' und Flut es wogte Tag um Tag,
Ob Trau'r die Post, ob Freude bringen mag:
„Kind, lebst du? bist du todt?“ — O bittrer Schlag! —
Esep Salem!

6.

Doch, nein; — Er lebt. Gib heit'rem Sinne Raum;
Laß Sorgenqual!
So leuchtet mir, wie süßer Morgentraum,
Ein Hoffnungsstrahl. —

Mit Muttersorgfalt wachte Liebe dein.
Sie schrieben mir vom „eignen Sesselein,“
Von heit'rer Fahrt im Abendsonnenschein,
Esep Salem!

7.

Oft sitzest du und faltest sorgsamlich
Das Taschentuch,
Lächelnd, als hätt'st du unsichtbar um dich
Lieben Besuch.
Still stehest du im munteren Gefolg',
Nachdenklich unterm lauten Kindervolk,
Am blauen Himmel eine Purpurwolk',
Esep Salem!

8.

„Timotheus, ein frommer Knecht,“ war dein
Lieblingsgesang.
Wie oft, oft tönt im Ohr mir hell und rein
Des Liedes Klang!
Man fragte: „Willst du sterben, Joseph?“ — „Nein!“ —
War deine Antwort, — „Will zum Vater mein!“ —
Dein Herzenswunsch soll bald erfüllet sein,
Esep Salem!

9.

Nie machtest du viel Worte. Auch zuletzt
Sprachst du nicht viel.
Du legtest dich, und Keines sah, daß jetzt
Schon nah' dein Ziel.
Beim lieben Karl wollt'st du gebettet sein;
Bald wieder heim in's eig'ne Bettelein,
Du wußtest, ruhlos, nicht wo aus wo ein,
Esep Salem!

10.

Vom Mittnacht-Fieber lagst du müd und schwach
In stiller Pein.
Zur lieben Wärterin dann sprachst du: „Ach,
Laß mich allein!“

Den letzten Becher tranktest du allein
Fest war die Hand, und hell des Auges Schein.
Dann legtest du dich hin, als schliefst du ein,
Esep Salem!

11.

Es ruhet auf der blaß durchsicht'gen Hand
Die Wange weiß.
Nun sinkt in's Glas das letzte Körnlein Sand
Auf Sein Geheiß.
Jetzt, jetzt, der letzte Lebenshauch entweicht!
Das sel'ge Ufer, Kind, hast du erreicht.
Die Engel grüßen. Erdenlicht erbleicht,
Esep Salem!

12.

Bei deinem Heiland, Liebling, bist du jetzt,
Dem ew'gen Hort;
Kennst keinen Schmerz, und keine Thräne netzt
Dein Auge dort;
Hier unten blutet manches treue Herz.
In Blumen hüllt dich zarter Liebe Schmerz.
Du aber lächelst, wie in sel'gem Scherz,
Esep Salem!

13.

Geboren wardst du, wo die Palme sich
In Lüften regt.
Im dunklen Föhrenschatten hast du dich
Zu Grab gelegt.
Der wie sein Leben dich geliebt, der ruht
Fern, fern von dir. Doch Ihr habt's ewig gut.
Ruht Ihr nicht Beid' in Eines Heilands Hut,
Esep Salem?

14.

Und wo wird sein mein letzter Ruheort?
Bei Ihm, bei Dir? —
Sei still, mein Herz; der Freude Stätt' ist dort,
Der Hoffnung hier!

Bis ich Euch schau' im Glanz des ew'gen Lichts.
Am Gottestag des Heils und des Gerichts,
Im Frieden, Liebe, ruh't! — Der Glaube spricht's,
Esep Salem!

15.

Was ich auch thun mag, und wohin ich geh',
Dich schau ich bald.
Du schwebst mir vor der Seel', wohin ich geh',
In Lichtgestalt.
Dein Hauch berührt mein thränenfeucht Gesicht,
Dein Liebeston an meinem Ohr sich bricht;
Doch findet Dich mein suchend Auge nicht,
Esep Salem;

16.

So lebe wohl! — Leb' wohl, auf kurze Zeit,
Mein Herzenskind!
Es ist nicht möglich, daß wir lang und weit
Geschieden sind.
Hinfliegt, wie Weberschifflein, Schlag auf Schlag
Die Zeit. Wie dunkel auch die Nacht sein mag,
Ich seh' dich wieder, bald, am großen Tag,
Esep Salem!

Nun kam der schwüle Mai; der Telegraph zuckte durch ganz Indien hin die Kunde vom Ausbruch der Sipahi-Meuterei in Mirath (10. Mai) und Delhi. Dann verstummte er, um so lebhafter wurden die Gerüchte vom „neuen Kaiser im Norden" auf allen Bazaren. Mögling sah in der Rebellion eine instinktive Erhebung des alten Indiens gegen das aufgedrungene europäische Element, welches in Telegraphen, Eisenbahnen, Unterrichtswesen 2c auch dem blödesten Auge sichtbar wurde. Er weissagte, die Compagnie werde aufhören, Indien eine Kolonie werden, in der die halbheidnischen Traditionen des bisherigen Regiments wie ein Morgennebel verschwinden. „Wenn dann

die Regierung sich als eine christliche hält und stellt, so wird das einen großen Eindruck auf das indische Völkermeer machen." Der Opiumschmuggel schien ihm ein besonderes Gericht über England heraufzubeschwören. Dann wurmte ihn schon lange, daß die Regierung in Kurg allein 26 000 Mark jährlich für Götzentempel bezahlte. Man sollte die Brahmanen und Götzen für die Volkserziehung sorgen lassen durch Verwendung der Tempeleinkünfte zu diesem Zweck. Ueber all das schrieb er an hohe Herren in Kalkutta, sowie in die Zeitungen Englands und Deutschlands, und arbeitete im Verlauf zwei größere Aufsätze für die Calcutta Review aus.

Noch vor der Regenzeit hatte er in Mukkati eine Kirche hergerichtet, freilich nur ein Bambus- und Strohhaus. Da unterrichtet er nun seine Holejer. Wenn er sich dann todmüde legte und über einen Nachfolger nachdachte, konnte ihm der Einfall kommen: „Warum sollte nicht Stephanas sich aufraffen und Missionar werden können? Ja ich sagte ihm das, worauf die Klugheit in meinem Herzen zu sprechen begann: Ei du Möglingischster aller Möglinge! Fürchtest du dich nicht, solche Rechnungen zu machen und erst noch deine Herzensgedanken gleich auszuschütten? Du Erzluftschloßbaumeister! Sei doch stille, rede wenigstens nicht Alles heraus! Antwort: Der Herr hat noch Größeres, Herrlicheres im Sinn. Auch als ich Gabriel annahm, habe ich meinen Mund gegen Ihn weit aufgethan."

Mögling verhandelte damals mit dem englischen Bischof über einen Anschluß an seine Kirche. Er verhehlte ihm nicht, daß er der englischen Kirche einen freieren Geist wünschte, der Ordinationen anderer Kirchen anerkennen würde, war aber im Nothfall bereitwillig, sich von Dr. Dealtry ordiniren zu lassen. Gegen Freunde freilich äußerte er: „bin fast zu alt dafür." Stephanas aber begann, im Anschluß

an diese Gedankenreihe, englisch zu lernen, freilich ohne darin lange fortzufahren. Die Umstände drängten vorwärts: Mögling hatte kein Geld. „Das habe ich den Rebellen zu danken.“

Eben jetzt starb der Freund, dessen Freigebigkeit ihn oft verwundert hatte, der theure Major Boswell. Es geschah am 7. Juni, Gottfrieds Todestag. Boswell hatte sein halbes Regiment nach Welur zu führen und schenkte beim Abschied sein Häuschen in Madikeri mit allem, was darin war (im Werth von 2000 Mark), dem verarmten Missionar. „Wir hatten beide eine ganz bestimmte Ahnung, daß wir einander hier nicht mehr sehen werden. Wir hatten noch das heil. Abendmahl zusammen, sein letztes. Er dankte ganz besonders dafür und fügte bei, er sehne sich so stark, daheim zu sein beim Herrn, daß er sich hie und da fast ein Gewissen darüber mache, ob es auch recht sei. Der Herr hat es ihm gelten lassen. Als er zuletzt Abschied nahm, war ich ganz nahe daran, dem lieben Schotten einen Kuß zu geben. Er war ein rechtes Lichtskind, dessen lichtes Angesicht mich oft ganz erquickte wie ein erster Morgensonnenstrahl. In Kungal auf dem Marsch ergriff ihn die Cholera; in neun Stunden war er todt. Er blieb bei hellem Bewußtsein bis ans Ende, umgeben von seinen Sipahis und den schwarzen Offizieren. Einem, dem Muttuswami, der bei ihm die Bibel gelesen hatte, sagte er: Ich bin jetzt glücklich, vollkommen glücklich; warst Du es auch, als Du letzthin Fieber hattest? Zum Schluß betete er tamilisch. Fast freue ich mich über diesen Hingang; denn Boswell war mir viel gewesen. Als er in meiner schlechtesten Fiebernacht mir wachte, labte ich mich an seiner Gegenwart, während mich die meisten andern Personen in der Krankheitshitze aufgeregt und unlittig gemacht hätten.“

Nachdem Mögling in der Regenzeit Predigten von Rieger, Hofacker, Bunyan ꝛc. ꝛc. ins Kanaresische übersetzt hatte, zog er (Sept.) mit der Familie nach Almanda. Er ist nun viel in Mukkati, wo er mit Kaffeepflanzen den Anfang macht. Denn es empfahl sich, den Leuten neben dem Ertrag ihrer Reisfelder noch einen Nebenerwerb möglich zu machen, damit sie Beschäftigung hätten zwischen Ernte und Pflugzeit. Es ist ihm ein eigener Reiz, zuzusehen, wie der Wald zum Felde wird. Die Holejer verloren nach und nach die Furcht vor den Teufeln des Platzes, mit deren Zorn man ihnen vielfach gedroht hatte wegen ihres Abfalls vom alten Wege. Etliche freilich treten auch zurück, andere sind faul; doch war es ein gutes Omen vor den Heiden, daß alle während des ersten Jahrs in Mukkati geborenen Kinder Knäblein waren.

„Im Dezember zogen wir mit Sack und Pack auf vier Tage ins Zelt neben der Holejer Kirche, damit ein rechter Anfang von Gemeindeleben gemacht werde. Ich traute sechs Paare und taufte (6. Dez.) zehn Kinder, für die Pauline und ich die Pathen waren. Mit ihr bestieg ich den Berg, auf dem künftig das Missionshaus und die Kirche stehen soll, mit prächtiger Aussicht auf die Niederlassung und auf die westlichen Berge, wenn erst der Wald gefällt sein wird. In die Niederung kommt dann der Teich, der den Kaffeegarten mit Wasser versehen wird, und mit der Zeit werden 6000 Rupien, gut ausgelegt, 1—2000 Rs. reinen Jahresertrag geben. (?) Für unsere Kinder sind dieß fröhliche Festtage und die Holejer Jugend singt jetzt recht ordentlich in den Morgen- und Abendgottesdiensten. Ich freilich bin oft heiß, schläfrig, schwach. Vielleicht geh ich doch einmal, ohne Abschied zu nehmen, davon. Das würde mich freuen, denn Abschied nehmen nnd packen sind mir sehr zuwider. Ueber ein Kleines! Doch möchte ich noch

vorher erleben, daß die Kurg-Mission ordentlich unter Dach gebracht würde.“ Mögling mußte nun den guten Knecht Paul ins Unterland schicken, weil derselbe das Kurg-Fieber nicht länger ertragen konnte. Der Arme gerieth auf Abwege, die für Pauline besonders schmerzlich waren.

6. Herrmanns zweite Europareise.

Die Kurg-Mission sollte unter Dach gebracht werden, nachdem sie fünf Jahre sich mühsam durchgeschlagen hatte. Das bedeutete: Finden eines Mitarbeiters und einer Gesellschaft, welche die Mission fortführen würde. Freund Stokes lud Herrmann nach England ein, wo, wie er hoffte, durch mündliche Besprechung die englisch-kirchliche Mission zur Uebernahme dieser neuen Aufgabe würde bewogen werden können, falls Basel dieselbe ablehnte. Der Bischof von Madras erbot sich, während Möglings Abwesenheit monatlich 200 Mark für die Unterhaltung der Kurg-Mission beizusteuern. Und das Reisegeld ließ sich durch den Verkauf des Boswellschen Hauses beschaffen. Auf Paulinens Schultern mußte nun freilich eine große Last gelegt werden, doch stand ihr der tüchtige Lehrer, der für die englische Schule gewonnen war, zur Seite.

Die kirchliche Frage machte Mögling wenig Skrupel. Er schrieb einmal an Professor Oehler: „Was lutherische Lehre betrifft, so bin ich zwar ein sehr entschiedener Antiprädestinatianer, aber in der Abendmahlslehre, obgleich nicht englisch gesinnt, bin ich doch vom in sub und cum abgekommen. Eine præsentia realis auf dem Fundament einer Ubiquitätslehre beim Abendmahl halte ich für schriftmäßig, aber nicht eine in die Elemente eingeschlossene. Hat Luther den Nachdruck auf das erste hoc gelegt, so möchte ich ihn lieber auf das zweite legen: thut dieß, was

ihr mich heute thun seht, zu meinem Gedächtniß. Das erste vom Herrn selbst gereichte Abendmahl ist doch gewiß ein vollgiltiges gewesen. Aber schwerlich denke ich anders als Du über die objektive Realität der Mittheilung von Jesu Leiblichkeit und Gegenwart beim heil. Abendmahl." Er hielt sich jedenfalls für einen guten Lutheraner nach der Art Bengels und Steinhofers. Die englische Ordination anzunehmen, war ihm unbequem; er dachte aber nicht geringer von der englischen Kirche als von irgend einer deutschen, und daß jener das Erbe der deutschen Mission in Indien bälder oder später zufallen werde, hielt er in übereilter Weise für ausgemacht. „Was man heutzutage Kirchen heißt, ist nichts als Menschlichkeiten, welche sich der Herr aus Barmherzigkeit gefallen läßt. Es gibt nur eine Kirche, den Leib, dessen Haupt Er ist. Die sog. Kirchen (der Plural schon hebt den Begriff total auf) und gar Nationalkirchen (hölzernes Schüreisen!) sind in der Schrift weit und breit nicht zu finden. Gott kennt Eine Nationalkirche, d. h. die Gemeinschaft seines eigenen Volkes, Abrahams Kinder, erlöst durch den großen Samen Abrahams, gewaschen mit dem Blut des himmlischen Isaak, des Israels, der Jesu nach auch noch bis zum Blut wird zu ringen haben mit Gott und Menschen, ehe er sein ewiges Erbe antritt, das in den Himmeln aufbewahrt ist; das Andere ist alles Imagination und Geschwätz. Mich freut, daß in Auberlens Daniel meine eigenen Gedanken über jetziges Kirchenwesen so schön gedruckt stehen. Das ist Alles Babel; in Babel aber sind verborgen die Auserwählten, welchen das Reich gehört, das zukünftig ist nach der Ueberwindung des Antichrists." Pauline aber betete, das es doch zu keiner Reordination kommen möge.

Am 22. April 1858 schied Herrmann von ihr, voll der Freude, eine so liebe tapfere Schwester-Frau zu haben: bis

zum 15. Dezember versprach er zurück zu sein, und schon auf dem Ritt nach Mangalur fing er — zuerst auf dem Rücken seines lieben kleinen Herrmanns — die lange Reihe von Briefen zu schreiben an, welche der Gattin den täglichen Verkehr möglichst ersetzen sollten. In Mangalur traf er Hebich an der Predigt und nahm einen befreundeten Arzt mit auf die Europa-Reise. An der Küste hinauf fuhr er mit einer Compagnie britischer Soldaten, von denen keiner fromm sein wollte; ja in ihrem ganzen Regiment, sagten sie, sei keiner, der beten könne!

Bei der Ankunft in Bombay (3. Mai) hieß es, der Dampfer nach Suez sei voll, also müsse Mögling warten. Allein durch schriftliche und mündliche Bitten schlug er noch eine Passage zweiter Klasse heraus. „Hättest Du meinen Bettelbrief gelesen, so hättest Du gesagt: das ist wieder ganz nach deiner Art. Du sagst doch allen Leuten Alles! So habe ich's freilich gemacht und diesmal hats geholfen. Ja der Herr hat doch schön gesorgt und auch alle Ungeschicktheiten vorhergesehen und vorher versorgt. Und um das Alles hast Du mitgebetet und dankst nun mit mir. So, liebste Pauline, soll's fortgehen bis ans Ende und drüber hinaus."

Er labte sich in Bombay am Umgang mit den alten Freunden Isenberg u. a. suchte aber auch den trefflichen, originellen Amerikaner Bowen auf, „der in einem Hindu-Häuschen wohnt, wie ich es Anno 1839 im Sinne hatte. Wir erzählten einander, wie der Herr uns bekehrt habe und wie wir es nun treiben, und jetzt sind wir alte Brüder."

Am 9. Mai fuhr der Dampfer Ganges ab, voll von allerlei Volk. Da waren Witwen und Flüchtlinge, die von haarbreiten Errettungen im großen Sipahiaufruhr erzählen konnten, Kranke und Lebenslustige aller Art. Auch der General, der den ersten Ausbruch in Mirath so schmählich

vernachlässigt hatte, fand sich vor („eine gute Haut, die sich möglichst entschuldigte mit der pechschwarzen Nacht ꝛc.“). Mögling erbot sich zur Predigt und hatte gleich nach der ersten Viele, die ihn aufsuchten um weiter zu reden. „Darunter waren schreckliche Leichtfüße, die sich bloß amüsiren wollten; ich blieb ihnen aber nichts schuldig, sondern gab ihnen, so oft sich's fügte, Bibelstellen zu verdauen. So schlug ich mich auch viel mit einem Maler herum, der jetzt 1½ lacs, in Indien erworben, in den Fonds hat und nichts mehr im Himmel und auf Erden für nöthig hält.“ Mögling vertheilte Traktate auf dem Schiff, an welchen er nur aussetzte, daß sie meist sorglos geschrieben waren, als wäre Alles gut genug für einfältige Leser. Vom Proviantmeister wurde er nun eingeladen, in der ersten Kajüte mitzuspeisen, was ihm des ausgedehnteren Wirkungskreises wegen willkommen war. Besondere Aufmerksamkeit widmete er einem schwerkranken Offizier, der sich erst abwandte, dann doch manchen Zuspruch zum kindlichen Glauben annahm, zuletzt aber sich entschuldigte mit den Worten: ich bin ein zu großer Sünder! Unter zunehmender Schwäche blieb doch Mögling bei ihm sitzen, fächelnd und je und je Bibelsprüche vorsagend. Am 19. Mai starb der Mann, und Mögling las bei Laternenlicht die englischen Leichengebete. Bei den Worten: „wir übergeben seinen Leib der Tiefe“ ließen die Matrosen den Sarg ins Meer schießen. Dann wurde weiter gefahren.

Die zweite Predigt leitete zu viel Disputiren und Fragen. „Meine Zeit ist gottlob nicht verloren. Könnte der liebe Hebich einen Besuch von ein paar Tagen bei uns machen, so würde mich's sehr freuen. Aber ihn nachäffen kann ich natürlich nicht.“ Es sind verzwickte Leute da, z. B. ein genuesischer Priester aus Peschawer, der sehr liberal redet. Dann ein Parsi, der schon zwei Winter in England zugebracht hat und dem es dort ausnehmend gefällt. „Als der

Neumond sichtbar wurde, machte er ihm doch seinen Salam, wofür ich ihn schalt. Dann kamen alle Laskars (indische Matrosen) in Procession und machten den Herren ihren Salam um des Neumonds willen." Nett war es, einen kranken Matrosen zu treffen, der 1852 von einem indischen Missionar eine Bibel geschenkt bekommen und seither zweimal durchgelesen hatte.

Häufig verkehrte er mit dem alten Freund Maltby, der allein an Bord das Geheimniß wußte, daß ein damals viel besprochener Aufsatz über die Politik der ostindischen Compagnie nach dem Aufruhr (in der Calcutta Review) Mögling zum Verfasser hatte. Maltby war jetzt Resident im dekkanischen Haiderabad und hatte schon die kirchliche Missionsgesellschaft aufgefordert, eine Mission im kanaresischen Theil des Nizamreiches anzufangen, so lange er dazu behilflich sein könne. Mögling hielt die Sache für so wichtig, daß er sich im Fall der Ausführung erbot, ein Jahr lang dabei mitzuwirken! Der Plan sank übrigens zu Boden, wie so viele von wohlmeinendster Seite angeregte.

„Nach der dritten Predigt stellte mich Niemand zur Rede, daher ich nicht weiß, ob sie was nütze war. Doch wurde ein Offizier, der bisher nur gescherzt hatte, nun zutraulich und erzählte seine Todesnöthe auf der Flucht vor den Rebellen; während des Gesprächs gingen ihm oft die Augen über."

Nachdem Mögling sich in Suez an den Engländern geletzt, suchte er in Kairo ein türkisches Bad auf („übrigens das letztemal, daß ich mich in eine solche Mistlache tauchen will, wenn auch das Strigeln mir wohl that"). Dann brachte er acht Tage bei dem seit 1846 sehr gealterten Missionar Lieder zu, ohne sich über Fortschritte der Mission freuen zu können. „Ich besuchte die koptischen Kirchen in Altkairo und fand sie noch ekelhafter als vor 12 Jahren,

ja fühlte fast einige Sympathie mit Muhammed in seinem Ingrimm gegen diese Religion, die nicht viel mehr als ein anständiges Heidenthum war und wahrscheinlich noch ist." In Alexandrien wurden schottische, preußische und amerikanische Arbeiter besucht, denen allen Mögling ein größeres Maß von Freiheit und Energie wünschte.

Am 5. Juni schiffte er sich im österreichischen Dampfer ein, wo er sich unheimlich fühlte, so daß ihm beim Rückblick der englische ganz lieb wurde. Aeußerlich war alles recht nett, die Leute sichtlich gemüthlicher und auffallend höflicher, aber unter der gleißenden Decke wittert man Verderben und Tod. Es ist eine sonderbar gemischte Gesellschaft. Da spielt er Schach mit einem geriebenen Basler, der in aller Welt gewesen ist und oft sagt: Das Sterben sei das Beste am Leben. — Mögling: ja, wenn es einem nachher besser geht als jetzt. — „O mit Ihrem Nachher!" Doch hat der Reisende auch schon einmal gebetet, in gänzlicher Menschenverlassenheit in Ostafrika. Aber Beten sei ein Unverstand. Der Mann hatte schon eine Abessinierin gekauft und wieder verkauft, wollte aber jetzt gegen den Sklavenhandel schreiben 2c.

„Kein Mensch denkt hier an den Sonntag. Auch der römische Priester vom „Ganges" her regte sich nicht unter seinen Glaubensgenossen; diese erzählen ihm vielmehr im Hohn die ärgsten Pfaffengeschichten, und er selber, die Zielscheibe aller Witze, lacht mit. Da bin ich froh, daß ich für einen das Italienische nicht Verstehenden gelte. Diese Italiener machen auf mich ganz den Eindruck von polirten Heiden."

Nach der Landung in Triest (10. Juni) führt ihn die neue Bahn durch das schweizerisch schöne Steiermark nach Wien; dann gehts auf den Dampfern der Donau und des Inn der Heimat zu. Mögling bohrte verschiedene Leute

an, von denen ihm zwei alte Priester fast noch am besten gefielen. Doch fand er eben kein Christenthum; höchstens hoffnungsvolle Jünglinge, die aber durch ihre Pfarrer vor der Bibel gewarnt worden waren. Am 17. Juni traf er in Stuttgart ein und ruhte dann ein wenig bei der Mutter in Tübingen aus, die oft meinte, sie sehe ihren sel. Gatten. Welche Freude auch für ihn, seinen Karl wieder zu sehen, sehr gewachsen und gut gerathen, „so daß Aussicht wäre, in fünfzehn Jahren mit ihm auf den Bazar zu gehen." Während er aber sich an solchen Heimatsgenüssen labte, die doch viel Umtrieb und Arbeit im Gefolge hatten, fühlte er sich so angegriffen, daß er 2. Juli nach Kissingen eilte, um auf die Ruhebank zu liegen.

Kreuzlahm kam er dort an. Er war oft sehr schläfrig und die Füße schwollen an. Durch Trinken der Wasser wurde er nach und nach von dem Glockenläuten im Kopfe befreit, doch zeigte schon der unregelmäßig schnelle Puls, daß er kränker sei als im Jahre 1846. Es galt jetzt vor Allem gesund zu werden, denn Briefe von Basel gaben ihm den Eindruck, daß die Kurg-Mission von der heimischen Missionsgesellschaft nicht adoptirt werde, daher er nun ernstlich wünschte, seine Kräfte so zu restauriren, daß es ihm gelingen könne, eine neue Grundlage für sein Werk in England zu finden. Darum enthält er sich aller Arbeit und Bekanntschaft mit Menschen, genießt die Einsamkeit und läßt Tausende von Gesichtern, darunter nur sehr wenig Friedensgesichter auftauchen, täglich an sich vorüberziehen, während er sich mausstille verhält, um für Indien zu sparen. Nur einmal kann er nicht schweigen: einem Bäuerlein, das sich den Tod wünschte, muß er doch den kindlichen Glauben anpreisen, der ihn selbst beseligt. Der Gattin aber schreibt er: „Laß Dirs ja recht angelegen sein, ganz gesund zu werden; denn wenn ich heimkomme von

dieser Reisejagd, wirds der Arbeit genug geben. Wenn es Dir aber nicht besser geht, so mußst Du eben nach ein paar Jahren heimwärts gehen mit den lieben Kindern."

„Es ist doch eine herrliche Gnadenzeit, die ich hier genieße. Noch nie habe ich so herzlich begehrt, daß doch Röm. 12, 1—3 ganz in Erfüllung gehe an mir und in mir. Aber was kann ärger sein als diese lahme träge Stumpfsinnigkeit, mit der ich das überflutende Meer der göttlichen Erbarmungen hinnehme, statt ganz in Licht und Flamme aufzubrennen nach den Tiefen und Höhen des Himmels, der sich über uns aufgethan hat. Doch einmal wird auch von mir trägem Klotz und hartem Stein in Wahrheit mitgelten: und hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr."

So nach und nach thut das Wasser seine Wirkung. Der Leib wird das Fett los und um 46 Pfund leichter; der Puls ermäßigt sich auf 90 Schläge. Im Geiste sieht Mögling sich einmal mit seinen Söhnen dasitzen, und bestellt schon das Logis auf 1868 oder 69, wolle aber vorher noch schreiben. In Kissingen empfängt er auch das Diplom eines Dr. ph., das ihm die Tübinger Fakultät zuerkannt hat.

Am 2. August ist er in Tübingen, auf der Suche nach einem Missionar für Mukkati, dann predigt er auch in Mössingen und Belsen. Nun eilt er über Boulogne, wo er bei den alten Freunden Elliot einen schönen Tag zubrachte, nach London. Da wohnt er bei dem theuren Stokes und hat täglich Gelegenheit, Menschen zu sehen und zu hören; bald predigt er auch in Kapellen und Scheunen, oder erzählt er von der Mission in deutschen und englischen Kreisen. Für Kommitteeverhandlungen aber war die Jahreszeit noch nicht gekommen, und so sehr ihm der Boden unter den Füßen brannte, er mußte sich gedulden. Am 21. September endlich versammelte sich das Kommittee

der kirchlichen Missionsgesellschaft und beschloß, die Kurg-Mission nicht zu übernehmen, aber mit einer Gabe von 10000 Mark zu unterstützen und die Fortführung des Werks der Basler Gesellschaft zu empfehlen. Mögling besuchte noch die Blair in Bath, die Freunde in Bristol, den unvergessenen F. Anderson in Edinburg 2c. 2c. Und auch der Prinzession Viktoria Gauriamma stellte er sich vor, die ihm erlaubte, ihr Porträt in sein Buch über Kurg aufzunehmen. Die zwei Monate in England waren ihm von hohem Werth; er hat da mehr gesehen, gehört, gelernt als im Jahr 1846.

Jetzt aber (15. Okt.) gelangt er nach Basel und ist im Nu daheim. Die Kommittee kommt ihm mit Liebe und Vertrauen entgegen, und an Paulinens Geburtstag (22. Okt.) ist schon Alles ins Reine gebracht. Die Kurg-Mission steht unter Dach. „Es geht nicht mit natürlichen Dingen zu; ich weinte mich aus vor Freude. Wenn der Herr so mit mir umgeht, nach seiner reichen Gnade, da weiß ich mich gar nicht zu fassen; ich möchte zerfließen. Wer kann mit Ihm rechnen, wenn Er die Schätze seiner Barmherzigkeit aufthut! — Jetzt fühle ich erst, was es mich gekostet hätte, wenn ich hätte unter die Engländer müssen. Es ist doch etwas ganz anderes, wenn man der Leute Freund ist oder ihr eingewanderter Klient!“ Eine ausnehmende Freude war es ihm, mit seinem Karl zusammen zu sein und meine Söhne, mit denen er vor dreizehn Jahren aus Indien gereist war, jetzt als Missionszöglinge zu treffen.

In der Aula von Basel hielt Mögling noch zwei Vorträge über die religiösen Zustände Indiens. „Der Brahmaismus liege nur auf der Oberfläche des indischen Lebens, ebenso der Pantheismus; darunter aber offenbare sich die natürliche Menschenreligion, welche sich auf der ganzen Erde gleich finde, und der sensus communis unseres Ge-

schlechts. Dafür gebe es reichliche Beweise in Sprichwörtern, Volksgedichten und Fabeln. Also brauche es auch in Indien nur eine unsichtbare Wendung der Geister, so werde es dort gehen, wie es in Europa gegangen, und die Hindus werden dastehen als Menschen wie wir, als unsere Brüder nach Herz und Sinn.“

Voll Danks und Hoffnung verabschiedete sich Mögling von den Freunden in der Heimat und fuhr über Marseille nach Indien zurück. „Man muß einander guten Muth machen pflichtlich. Denn so schickt es sich für Leute, die einen Heiland haben und selig werden, ja — im Glauben — schon sind. Aber das Betrübtsein und -thun ist viel respektabler als sich zu freuen; dies könnte ja wie Leichtsinn aussehen! Darum will ich mich nicht bekümmern, sondern dem lieben Paulus gehorchen, der einmal über das andere zur Freude ermuntert. — Freilich in dem Maße, als meine Selbsterkenntniß wächst, finde ich mich jedes Jahr schlechter. Wir werden wohl mit gänzlicher Selbstverdammung schließen müssen — und mit ewigem Lob des Lammes, dessen Blut allein unsere Sünden abwaschen konnte. — Auch im Glauben an geistlichen Fond in Anderen bin ich ein unglaubiger Mensch, vielleicht weil ich weiß, daß ich selbst gar keinen Vorrath habe, sondern eben alle Tage von Hand zu Mund lebe, d. h. auf Bettel. Freilich bei Ihm, der nicht müde wird zu geben. Aber ein Blick in mein Eigenes, in die Abgründe meines Herzens, aus dem oft zwischen die geistlichste Bewegung ein Qualm und Rauch aufsteigen kann wie aus der Hölle, vertreibt mir schnell Phantasien als hätte ich selber etwas. Gottlob Er ist treu.

„Mukkati wird jetzt mein Hauptgeschäft; alles steht zurück hinter der Aufgabe, für dieses künftige Gemeinlein zu sorgen. Am 7. Januar 1859 fangen wir mit einander

an, Kodagu zu lernen. Wir müssen auf den Grund kommen mit unsern Leuten; das ist nur möglich, wenn wir uns von Stephanas emancipiren durch die Kenntniß des Holejer Dialekts. Im Mai etwa muß dann Kodagu gepredigt werden. Wenn wir beide in die Wette lernen, wird es schon ein Stück geben, daß wir bald ein Evangelium umschreiben können. — Dann möchte ich keinen etwaigen Hebel für unsere armen Leute ungebraucht lassen. Es gelüstet mich ihnen zu sagen: Euch zu lieb haben wir nichts an Wein, Branntwein oder Bier im Hause. Was sagst Du dazu?"

Im rothen Meer fuhr er an den lieben Hörnles vorbei. In Mangalur traf er die Geschwister sehr bewegt von Todesfällen und feierte 6. Jan. 1859 ein Erinnerungsfest mit ihnen. Am 8. stieg er in Almanda aus dem Mandschil und umarmte seine tapfere Frau, die mit den Kindern wohl und vergnügt schien. —

Aber wie brachte Pauline die Monate der Trennungszeit zu?

Sie wohnt im weitläufigen Palaste der Kurg-Könige, wo ihr der freundliche Oberst einige Zimmer eingeräumt hat, so lang kein weiterer Offizier erwartet wird. Es ist ein indisches Schloß, das durch Schmutz, Gerüche und Lärm seinem Namen Ehre macht. Ungeschickt bleibt, daß die Kinder und Kindsmägde in der großen Veranda mit so viel anderen Leuten zusammentreffen; gelegentlich kann auch der nächtliche Lärm im Billardzimmer den Schlaf verscheuchen. Daneben wird am angefangenen Häuslein des Missionars weiter gebaut, aber trotz alles Mahnens so lahm, daß erst am 20. Mai, in einem Regen, wie er nur in Kurg strömen kann, das Dach gedeckt wird. So ist denn das neue Haus dergestalt mit Nässe gesättigt, daß von einem Beziehen desselben vor Jahr und Tag nicht die

Rede sein kann. Wie dankbar ist sie darum für ihr trockenes Eckelein im Palaste!

Die nächste Sorge sind die Kinder, die sie durch allerlei Krankheiten pflegen muß, während sie selbst manche Erkältungen und Fieber durchmacht. „Sie brauchen aber auch Schläge; ich sehe, daß ich in Deiner Abwesenheit fester hinstehen muß, als bisher.“ Sie hat jedoch manche Freude von ihnen: „Ich hatte schon Hanna ermahnt, sie solle sein, wie die Vögelein, weil sie oft so verstimmt ist. Nun, als wir uns zum Lernen setzten, fragte sie ganz unschuldig: „Ich soll sein, wie die Vögelein?“ — Ja freilich! — „Lernen die Vögelein auch?“ — Oder sieht die Marie durch's Fenster ein Schaf und flüstert dann kanaresisch vor sich hin: „Ich bin auch ein Schäflein des Heilands.“ — Oder bemerkt Hanna: wenn der Papa wieder kommt, wollen wir sehr viel lachen. Und die Mutter denkt: so will ich's auch machen; wie wird's erst sein am großen Tage, da unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein wird! Darauf wollen wir uns freuen.“

Mittlerweile lernt der kleine Paul das Gehen, und nachdem er lange große Vorsicht angewendet, vergißt er sie endlich und kann das Gehen gar nicht satt bekommen. Im Palasthof sieht er so viel exerciren, daß er ein ganzer Soldat wird und sein shoulder arms! sogar Nachts im Bett ruft. Ein freundlicher Offizier schenkt ihm einen Papagei aus Guttapercha, der pfeift (oder wenigstens gepfiffen hat, ehe ihm Paul weiteren Unterricht ertheilte).

Es sind aber auch braune Mädchen um Pauline, mit denen sie Andachten hält, und Frauen, die täglich zu einer Bet- und Bibelstunde kommen. Welche Freude, wenn das Wort doch da und dort Eindruck macht auf ein bisher stumpfes Herz! Von den Christen in der Ferne wird sie wieder und wieder angegangen um Hilfe in allerlei Noth;

bald gibt sie selbst Arznei, bald verwendet sie sich für sie beim englischen Doktor. Und auch allerhand Streitigkeiten der Leute werden vor sie gebracht, daß sie dieselben schlichte. Klagen, die über ihre Leute ergehen, verwickeln sie in eine Correspondenz mit dem französischen Priester, der ein barbarisches Englisch schreibt, dann aber bezaubert ist von ihrer Fertigkeit im Französischen, das ihr ja so leicht fließe, wie ihre Muttersprache.

Einmal besuchte der anglikanische Bischof die Station. Da sah er denn Alles ein, die englische Schule namentlich mit ihrem rührigen Lehrer. Am meisten Aufmerksamkeit erwies er aber der einsamen Missionsfrau, deren Bedürfnisse er so zuvorkommend bedachte, freilich immer in der stillen Hoffnung, die Station werde eine kirchliche werden. Ueberhaupt denken viele englische Freunde an Pauline und senden ihr Gaben, von denen sie auch dem reisenden Gatten, „der so ein genialer Rechner ist", je und je ein Sümmchen nachschickt.

Einmal kommt eine Unterbrechung in den mächtigen Regenguß. Da wird dann mit den Kindern ein Ausflug unternommen gegen Westen, wohin das Herz sie oft gewaltig zieht. Hier genießt sie die unbeschreiblich schöne Aussicht auf die Mangalur-Straße hinunter, deren magische Beleuchtung den Zug nach Westen verstärkt. Plötzlich fängt es zu regnen an, daher setzen sich Groß und Klein auf einen Baumstamm im Wald unter Regenschirmen und essen Mangofrüchte und Brot, bis ein Kapitän M., der eben ein Bison geschossen, daher geritten kommt; gewiß bringt er die lächerliche Scene zu Papier. — Ein andermal sitzt sie auf dem Platz, wo einst des geliebten Gatten Zelt stand, und vergißt über dem Blick nach Westen, wie thöricht es sei, auf feuchtem Boden in der kalten Abendluft zu sitzen. Sie kommt noch gerade nach Hause, ehe sie sich erbrechen

und legen muß, „hoffentlich ohne weitere Folgen“. Dann fühlt sie, daß sie die sehnsüchtigen Gedanken fleißiger in Fürbitte umwandeln sollte. Sie erwehrt sich aber aller Empfindsamkeit und rügt frischweg, was ihr an den Veröffentlichungen des Gatten mißfällt. „Vielleicht bin ich wieder zu aufrichtig gewesen, doch Du selbst hast mich so gewöhnt, daß ich kritisiren soll.“

Wiederholte Krankheitsanfälle bewogen Pauline im August, der Einladung einer Dame nach Fraserpett zu folgen; der Ort liegt an der Ostgrenze des Kurg-Ländchens und erfreut sich eines trockeneren, milderen Klima's. Ihr und den Kindern kommt der kurze Wechsel gut zu statten; schon läuft der kleine Paul hier Alles aus und übt sich im Halten von Reden, die Niemand versteht.

Aber sie muß bald zurück nach Madikeri. Und da liegt sie nun je und je Stunden lang allein in manchfacher Schwachheit, während der Regen aufs Pflaster um den Palast platscht, der Wind bläst und Alles im Zimmer feucht wird, bis sie sich abgeschnitten vorkommt von aller Welt. Kein Wunder, wenn sich Befürchtungen regen, sie möchte dem Gatten noch durch Krankheit als eine bloße Last aufliegen, statt ihm eine Hilfe zu sein. Der Regen will kein Ende nehmen. Die heidnischen Knechte stehlen; wird einer fortgeschickt, so kommt ein anderer, der es feiner treibt, dann und wann an die Weinflasche in der Commode geht und sie mit Wasser wieder auffüllt. Da gilt's, sich immer wieder zu ermannen und überall nachzusehen. Gelegentlich kommt auch ein Blinder, Michael von Mangalur hinauf, „um Madikeri zu sehen“; er probirts bei einigen Christen, bleibt aber zuletzt an ihrer Küche hängen, bis er die Rückreise antreten kann.

Nach langen Fastenzeiten regnets auch wohl Briefe. Das sind dann die glücklichsten Tage, da die Frau sogar

anfängt, dem Gatten nachzuschlagen im Luftschlösserbauen. Wäre es verfrüht, etwa 1869 oder 1870 einen Besuch in Europa zu machen und dann den Karl herauszubringen als Vikar? „Aber wie ist von Anfang an Alles anders gegangen, als vorbedacht; daher getrost! wir sind in guten Händen. Vorerst brauchen wir nur mehr Dank, daß die Nachrichten alle so erfreulich ausfallen. Es geht mir gerade wie Dir: solche Gnade demüthigt mich tausendmal mehr als die schwersten Strafen."

Endlich schien doch der Regen nachzulassen, so nahm Pauline am 23. Oktober die Umsiedlung nach Almanda vor. Im Mandschil (leichte Tragbahre) ließ sie sich hinübertragen; da freuten sich die Kinder besonders bei der Ueberfahrt über die geschwollene Kaweri. „Wie ists hier so heimatlich nach dem Palast, wo ich immer fremd war! Hier ist jedes Räumlein eine Erinnerung an dich, an gemeinschaftliches Leben, Beten, Arbeiten; die Ruhe und Stille thut mir ungemein wohl. Die schöne Landschaft prangt im frischesten Grün und ist vom Gesang der Vögel belebt. Auch der Regen lautet ganz anders auf den Bäumen als auf dem Palastpflaster. So bin ich wie ein Vogel, der aus dem Käfig entflohen ist. Zwar die Küche ist eingefallen, das Dach tropft viel und der Plafond ist von der Nässe verdorben. Aber der Berge hier werde ich nie müde, sie sind alle Tage aufs Neue schön, und das herrliche Grün der Reisfelder gemischt mit dem dunkleren der Bäume thut dem Auge so wohl. Es ist mir eine Arznei, hier zu sein. Vorerst ist freilich der Busch ums Haus über alle Begriffe gewachsen. Wenn Maria nach Blumen ins Gras springt, so heften sich Blutegel an ihre Füße."

Hier hat sie nun jeden Tag zwei Andachten mit den Leuten und sammelt die Kinder um sich, biblische Geschichten zu erzählen und ihnen etwas von Gottes Wort beizubringen.

Einmal kommt ein Bauermädchen von fünfzehn Jahren, die klagt, ihre bisherigen Herren mißhandeln sie so, sie wolle lieber hier bleiben. Sie scheint recht aufgeweckt und lernt gleich das Vaterunser. Aber in allen diesen Beschäftigungen wird ihr immer schmerzlicher fühlbar, wie wenig sie verstehe von Seelsorge und Seelenführung. Eine rechte Erquickung bereitet ihr ein Besuch Kaundinjas (29. Okt.), der den Häuserbau auf seiner Kaffeepflanzung einleitet und den unvermeidlich vernachläßigten Arbeitern wieder einmal geistliche Nahrung bringt.

Es folgten noch schwere Tage mit allerlei Verwicklungen und Verlegenheiten; doch ermannte sie sich immer wieder: „Wahrscheinlich ist eine Freudenbotschaft vor der Thür, weil mir jetzt Alles so dunkel aussieht." Am 30. Dezember endlich kommt ein Telegramm von Bombay, daß ihr Herrmann gelandet sei. Da schreibt sie 1. Jan. 1859: „So eilt denn diese Trennungszeit ihrem Ende zu, nachdem ich von Heimweh und Ungeduld fast aufgezehrt war. O wie viel Gnade, Treue, Geduld und Langmuth hat mir der Herr auch im letzten Jahr bewiesen, wie wunderbar uns geführt! Wie gerne möchte ich mit Dir knieen und niederfallen und Ihm Lob und Dank sagen! Er schenke uns jetzt ein neues Gnadenjahr und alle Tage neue Gnade, auch für unsere arme Gemeinde, die mir heute einen gar traurigen Eindruck machte!"

Die Freude des Wiedersehens auch in der kleinen Gemeinde war groß. Sogar der kleine Paul schien sich des Vaters noch zu erinnern, wenigstens that er bald, wie wenn er immer um ihn gewesen wäre. Mukkati schien Herrmann in recht ordentlichem Stande, nach einer schweren Krankheitszeit im Monsun; die englische Schule in Madikeri war sichtlich gediehen. Pauline wird es über dem Erzählen fast, als wäre sie selbst auch in der Heimat ge-

wesen. „Das Warten auf meinen lieben Mann, die Kürze seiner Abwesenheit im Rückblick, das Wiederbeisammensein, das Alles war mir ein recht lebendiges Bild von unserem Warten und uns Bereithalten auf das Kommen unseres Herrn, von der Freude bei seinem Erscheinen, und von der Kürze dieses Erdenlebens, wie es uns einst im Licht der Ewigkeit dastehen wird. Aber jetzt ist noch Kampfes- und Arbeitszeit, das spüren wir auf mancherlei Weise nach innen und außen. Helfet uns streiten, überwinden, Treue beweisen bis ans Ende!"

7. Paulinens Heimreise.

In Mögling regte sich eine so jugendliche Schaffenslust, daß er nur geschwind über Hals und Kopf sich in die Arbeit zu werfen gedachte, aber er sollte bald inne werden, daß sein Vermögen auf die Neige gehe. Wie geschwächt Pauline sei, erkannte er nur langsam; er bemerkte ihr einmal: „Du machst Dir aus äußerlichen Dingen so wenig, daß man Dirs kaum anmerkt, wenn Du Schmerzen hast." Sie zeigte so wenig Müdigkeit, daß an Abnahme irgend welcher Vikars- und Sekretärsgeschäfte lange nicht gedacht wurde.

In Mangalur war Generalkonferenz. Zu dieser stellte sich auch Mögling ein, um etwa einen Mitarbeiter zu gewinnen, wozu es sich noch kaum anließ. Hier nahm ich Abschied von ihm, von Krankheit heimgetrieben. Den Rückweg machte er größtentheils zu Fuß, setzte sich aber unvorsichtig der Sonnenhitze aus. Als er in Almanda anlangte (28. Jan.), waren seine Nerven und sein Blutumlauf in solcher Aufregung, daß er nur mit Mühe die nöthigsten Arbeiten verrichten konnte. „Selten bin ich so verzagt und beengt gewesen wie in diesen Wochen, ja Monaten. Ich

kann mich nicht aufraffen. Alles ist so todt in mir und um mich." Hinfort nahm er sich vor der Sonne in Acht.

Nachdem er zuletzt durch Brechmittel sich einige Erleichterung verschafft, richtete er sich ein, als wäre seine Zeit kurz, also daß der Blick auf den Tag Christi gerichtet blieb. „Denn von dem „andern Leben", das sich nicht blos in Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden", sondern fast in allen Schwabenherzen wichtig gemacht hat, sehe ich im Neuen Testament rein nichts. Was zwischen Tod und Auferstehung liegt, gehört mindestens nicht in die apostolische Rechnung (S. 286). Ich hoffe im Stillen, der Herr werde mich, ähnlich wie Ragland, wegnehmen durch plötzliches Stillestehen des Herzens, welches bei mir schon manches Jahr zu schnell gelaufen ist. Möge ich bei der ersten Mahnung gleich sagen können „bin bereit", und auf und davon!"

Das Nächste war, die Besten seiner Holejer zu Taufkandidaten auszulesen und sie zu Bürgen zu machen für die Uebrigen. Es waren sieben Familienhäupter mit ihren Häusern, von den Leuten selbst, zu Möglings Zufriedenheit, ausgewählt.

Er begann (1. März) den Taufunterricht mit diesen Seelen in Mukkati; dreimal täglich lehrte er sie und fand sie sehr aufmerksam. Am Palmsonntag (17. April) taufte er sie, neun Familien mit zweiundvierzig Seelen in Gegenwart eines englischen Freundes. Es waren fast zu viel Leute für das Zelthäuschen (ein altes, ausgedientes Zelt, mit Strohdach versehen), das in diesem Monat seine Wohnung gewesen war. Bei der Taufe half Missionar Kittel, welcher zwei Tage vorher eingetroffen war, um hinfort Mukkati als Pastor zu versehen. Doch nennen wir es gleich bei seinem neuen Namen, Anandapur (Freudenstadt)! „Der 17. April wird nicht vergessen werden, so lange Anandapur steht."

Diese Taufe war die eigentliche Grundlegung der Kurg-Gemeinde. Damit waren sieben Aelteste gewonnen, unter denen der Jüngste, Joseph, der begabteste und strebsamste schien. Sie machten freilich auch ungeschickte Sachen, mußten erst in ihr Amt hineinwachsen. Zugleich wurden Vorbereitungen getroffen, eine Kirche und ein Missionshaus zu bauen. Hiefür den Plan zu machen, kam der Missionskaufmann Pfleiderer von Mangalur herauf („ein Baumeister und Rechner; Künste, daran ich ganz unschuldig bin.") — Pauline aber, die mit den Kindern an der Freudenzeit theilzunehmen gekommen war, erkrankte plötzlich an einem gefährlichen Fieber, und auch als es einigermaßen wich, wollte die Leber ihre Thätigkeit nicht wieder beginnen. Am Ostersonntag wird das hl. Abendmahl gefeiert. Dann wurde auch Kittel vom Fieber befallen. „Das gehört zum Leben in Kurg, wenigstens wenn man oft nicht in ordentlichen Häusern übernachtet, sondern in Hütten lebt, wie wir. Kittel macht sich aber nicht viel aus solchen Proben und gefällt mir wohl. Ohne solche Hilfe wäre ich diesmal wohl erlegen."

Selbst in der Regenzeit hielten Mögling und Kittel in Anandapur aus, sie bewohnten Hütten, welche weder Thüren noch Fenster hatten und mit Matten, so gut es ging, gegen Wind und Regen verschlossen werden mußten. Hier betrieben sie den Unterricht und ihre altkanaresischen, tamilischen rc. Studien, unterbrochen durch manches Fieber. Doch hatten sich die Beiden selten zu gleicher Zeit zu legen, und ihre Leute hatten mehr Muth, wenn Mögling bei ihnen wohnte; sahen sie doch, daß er, um ihnen zu dienen, Gesundheit und Bequemlichkeit in die Schanze schlug. Abends kamen dann die Erwachsenen, um bei Kittel lesen zu lernen; darunter auch ein Sechzigjähriger, der meinte, ein Christ müsse ja Gottes Wort lesen.

Von den Missionaren mit Chinin versehen, blieben sie gesünder als in früheren Regenzeiten. Als aber die beiden Munschis aus Maisur wegstarben, war die natürliche Folge, daß kein Gelehrter mehr in das Fiebernest gelockt werden konnte. So wollte es auch mit der Ausarbeitung von Schulbüchern nicht vorangehen.

Zu Zeiten fühlt Mögling nun das Alter; er fängt an für die Nähe blind zu werden und muß die verhaßte Brille aufsetzen. „Ich vergesse immer wieder, daß ich so alt bin, und marschire im Tempo eines jungen Mannes. Da gibt es allerlei Unschick. Diese Sachen bringe ich je und je vor den Herrn und bitte Ihn um Vergebung und den Schutz seiner Gnade. Auch steckt ein böses Erbstück von Laune in mir, das, wenn ich unwohl bin, sich heraufarbeitet und mich verfinstert. Und doch bin ich meines schnellen Zufahrens froh; wenigstens in allen Hauptsachen hat mir mein angeborenes Temperament doch nur Segen gebracht. Wenn ich in Kleinigkeiten schon manchmal Unschick anstellte, so hat es mich doch Anno 1835 und 1855 ganz richtig geführt. Jetzt verschiebe ich, solang ich kann, meine Abreise von Kurg, daß meine künftigen Freunde, die Kodager, nicht triumphiren, und bleibe, bis sie fast anfangen, über mein Gehen zu trauern. Dann lasse ich mich gern in Anandapur oder Almanda oder Madikeri ins Grab legen." Er hatte sich schon so ans Chinin gewöhnt, daß er in diesem Jahr 500 Gran des Pulvers verschluckte.

Je und je besuchte er seine Pauline, die mit den Kindern sich in den engen Räumen Almandas knapp behelfen mußte, nachdem sie (im Mai) eine malade Missionsfamilie bei sich aufgenommen hatte. Ihre Kraft schwand zusehends während der Regenzeit; ihr Mund ward so wund, daß sie kaum mehr essen konnte. Er bat daher für sie um Erlaubniß, mit den Kindern heimzureisen (27. Aug.). Nachdem

er selbst noch ein rechtes Fieber ausgeschwitzt, setzte er Pauline (7. Sept.) auf sein Pferd, daß sie vorerst nach Madikeri reite, in die Nähe des Arztes. Die drei Kinder packte er in eine ihrer Bettladen, um hinter der Mutter hergetragen zu werden. Paul wehrte sich gegen die Bettlade und wollte nicht zu den Schwestern hineinsitzen, bis ihn eine Züchtigung nöthigte. So ritt sie denn noch die 6 langen Stunden; bald könnte sie eben so gut fliegen als reiten. Es war ihr letzter Ritt.

Während Mögling Tage lang auf Kulis wartete, die Sachen nachzuschicken, wird ihm wehmüthig ums Herz im leeren Häuslein. Wie demüthigte nur die eine Erkenntniß, daß Stephanas nach bald 7 Jahren christlicher Gemeinschaft noch so ungebrochen und einbilderisch war, wie in seinen Heidentagen. Und dann die eigenen Kinder! Sie haben wenig von ihrem Vater, weil er doch immer blos auf Besuch kommt, und dann mit Strafen eintreten muß, seit der Mutter die Kraft dazu geschwunden ist. Wie ist nur Paul verzogen durch die Aja, die ihn immer Maharadscha, König von Kurg, betitelt! „Da sind sie von Knechten umgeben, welche ihnen alles zu lieb thun, als wären sie großer Herren Kinder; und sobald sie ein wenig aufwachen und beobachten lernen, stellt sich ihnen von allen Seiten her Schlimmes dar. In dieser Lügenluft lernen sie lügen, ehe sie sich's versehen, und dies ist nicht einmal das Schlimmste. Eine Kindergesellschaft und eine Schule gibt es nicht für sie. Kurz wenn die Eltern eine andere Hauptarbeit als ihre Erziehung haben, werden sie beim besten Willen vernachlässigt. Sie müssen also heim so bald als möglich.

„Pauline aber ist fertig mit jedem Restlein von gesunder Kraft. Manchmal vergleiche ich ihr Gesicht mit einem Lichtlein auf den Wiesen (Löwenzahn), das man wegblasen kann, oder einem Lämplein, aus dem das Oel zu rinnen

angefangen hat. Sie ist sehr abgemagert und gleicht einer Fünfzigerin. Der Arzt erklärt ihre Heimreise für absolut nöthig, da es so stetig mit ihr abwärts geht. Oft läßt sie sich von mir ins Bett legen wie ein Kindlein. Sie muß wohl zwei Jahre ausruhen. Wenn sie dann allein zurückkehrt, werde ich zu nichts mehr taugen als zu literarischer Arbeit und daneben zum Predigen auf dem Bazar und sonst, sie aber wird dann mein Sekretär und Kollega sein. Darauf wird sie sich schon in dieser Vakanz einrichten, durchs Studiren der besten englischen und deutschen Schriftsteller. (?) — Daß nun auch gar der alte Hebich aufpackt! Nächstens meint man, unsere ganze Mission wolle heimwandern. Gott segne seinen Besuch für ihn selbst und für Viele!"

Wieder einmal besucht Mögling (Okt.) das Tulakaweri-Fest, diesmal mit starker Begleitung von Mangalur her. „Wir hatten drei Tage recht anständige Versammlungen; einmal freuten sich die Leute ordentlich über die Güte des Vaters, der den verlorenen Sohn so liebreich aufnimmt. Finckh hat zum erstenmal eine Heidenpredigt gehalten. Manche der Festgäste haben gewiß einen Eindruck vom Evangelium mit nach Hause genommen. Ich habe aber doch von unserem Predigen einen sehr demüthigenden Eindruck mitgebracht. Ich war wohl der beste der Prediger, und mußte mich doch schämen über die Geringfügigkeit, Lauheit und Armseligkeit meiner Verkündigung, obgleich ich mehr und mehr bei der Hauptsache, dem giltigen Einopfer für der Welt Sünde bleibe. Ach wenn einmal die Gnadenstunde für dies Land kommt und das Volk sich aufmacht, nach seinem Heiland zu fragen, wirds anders gehen. Wie viel fröhlicher wird es sein, sich dann halbtodt zu predigen, als jetzt täglich dreimal an Leute hinzurufen, die fast so blind, taub und stumm sind als die Götzen, welche sie anbeten. Wachten die Leute auf, so wollte ich mir herzlich

gern die Seele herauspredigen. Aber wir sollten das Feuer bringen, das den Wald anzündet, und nicht warten bis es brennt."

Am 31. Oktober feierte man in der Gemeinde das 25jährige Jubiläum der Mission in Kanara. Kaundinja erzählte ihre Geschichte, Mögling konnte schon mittheilen, daß eine Braut, Pauline Eyth, für Kittel komme. Er selbst nahm darum Abschied von der Gemeinde, die er künftig nur einmal des Monats besuchen wollte. Es fielen 5 Mark Opfer. Wie dann aber (Nov.) Kittel fieberkrank sich nach Almanda tragen ließ, kam eine solche Entmuthigung über die Arbeiter am Bau des Missionshauses, daß alle davonliefen. Mögling ritt geschwind hinaus und sammelte sie wieder. „Ich machte die 20 Stunden Wegs hin und zurück in 32 Stunden, Alles auf Einem Gaul, der ich nicht sein möchte, den ich aber lieb habe um seiner Stärke willen."

In Madikeri arbeitete er an Schulbüchern für die Madras-Regierung, die er so christlich machte, als die Vorsicht erlaubte. Er rückte z. B. brahmanische Gebete ein, um auch das Vaterunser zur Vergleichung geben zu können. Uebrigens fand er die zu Grunde gelegten Tamil- und Telugu-Schulbücher so mangelhaft, daß er oft erst den Unsinn durch Sinn ersetzen mußte. „Die meisten Munschis sind nichts als Taglöhner, welche kein Herz zur Sache haben, und Uebersetzer heranzuziehen, ist eine schwere Arbeit, die erst nach Jahren Frucht bringt. Aussicht auf kanaresische Autoren aber ist vorderhand kaum vorhanden."

Allein die Arbeit an den Seelen geht jeder andern vor. Ueber dieser, der gelungenen wie der mißlingenden, steigen ihm allerhand Gedanken auf. „Hinter der Bekehrung oder Nichtbekehrung von Sündern stecken Geheimnisse, von welchen wir keine Ahnung haben. Der Herr will, daß alle selig werden, das ist mir unumstößlich gewiß. Also kommt es

auf das ernstliche Begehren des Sünders an. Wer von Herzensgrund selig zu werden begehrt, glaubt, empfängt das Zeugniß des Geistes, Friede, Freude, ein neues Herz und lebt auf ewig. Aber wie ernst ist es oft einem Menschen, wie tief seine Seelenangst, wie gründlich sein Hilferuf und doch — er geht verloren. Und wie halbherzig und halbgleichgiltig kommt ein Anderer zum Herrn, und hört und glaubt und lebt! Ist's, daß jener heimlich in Sünden hängt, dieser wahrhaftig seine Sünde haßt? Wie schwach aber hats in dieser Beziehung bei manchem Bekehrten ausgesehen und doch ist er gerettet worden! Hat die Fürbitte von Glaubigen mit der Erwählung von Sündern zu thun? Gewiß. Aber wie Mancher, für den Viele gebetet haben, ist zu Grunde gegangen und wie Mancher, um den sich keine Menschenseele bekümmert, hat das ewige Leben gefunden! Wie lange warten wir deiner Hilfe, o Herr, für unsern Theodor! Und doch kann ichs nicht glauben, daß unserer lieben seligen Mutter Todeskindlein soll verloren gehen können. Hat Geburt, Geschlecht, Gnade- oder Flucherbschaft den Ausschlag zu geben? Ohne Zweifel liegt auch in diesen Verhältnissen viel. Aber wer will eine Rechnung machen? Unerforschlich sind Seine Wege. Ihm sei ewig Lob und Dank, daß Er uns erwählt und berufen, gezogen und getragen hat, und daß Er treu ist und sich Seine Gnade nicht gereuen läßt. Daß ich ihn gefunden habe und daß Er bis jetzt Geduld mit mir faulstem der Faulen, gleichgiltigstem der Gleichgiltigen gehabt hat, ist oft ganz von neuem ein Wunder vor meinen Augen. Aber gerade deßwegen fällt es mir auch gar nicht ein, mich zu besinnen, ob es denn auch sein könne, daß seine Gnade so groß sei. Sie ist es ja. Ihm sei Preis und Ehre! — Es ist aber herzwehig zu sehen, wie Tausende von im Grund doch glaubigen Seelen sich durch hergebrachte

Evangeliumsverwässerungen vom Teufel fast ihr Lebenlang am Narrenseil herumführen lassen. Sie machen heimlich ihre Sündenvergebung von vorausgehender Sündenfreiheit abhängig. Aber nur wer glaubt, überwindet. Das steht ewig fest. Niemand hats doch schwerer sich zu bekehren, als Pfarrer und Missionare oder sonstige fromme Leute. Wie schwer läßt es sich ihnen begreiflich machen, daß alle ihre bisherige sog. Frömmigkeit und geistliche Erfahrung soll in einer Einbildung bestanden sein."

Einer umgetriebenen Seele sagt er: „Lerne nur einmal dem Herrn recht aufs Wort glauben. Recht glauben, heißt ein für allemal glauben, bei schönem Wetter und schlechtem Wetter gleich gewiß wissen, daß die Sonne am Himmel steht, reich sein bei größter Armut, stark sein inmitten schwächster Schwachheiten, Nichts haben und doch Alles besitzen. Lege doch Deine ganze Rechnerei bei Seite mit Gottes Gnade und traue Ihm Alles zu in Beziehung auf das, was gewesen, was ist und was sein wird. Das ist ja das Allereinzige, was wir zu Seiner Ehre thun können, Ihm zu glauben, daß Er alle unsere Sündenrechnungen ans Kreuz geheftet, mit Seinem Blut ausgelöscht und zerrissen hat auf ewig. Wer glaubt ist selig, nicht nur wird selig. — Aber an diesem Kindergeheimniß des einfachen Glaubens haben viel Frömmere als ich noch was zu lernen. Da hat ein nichtsnutziger Kerl wie ich, der so zu sagen, vom Galgen entkommen ist, einen Vorsprung vor manchem langsam Bekehrten, dessen er sich aber gewiß nicht brüsten wird."

Nachdem Mögling am Christtag den Missionar Finckh getraut, schied er für einige Wochen von Kurg, um Frau und Kinder auf das Schiff Windsorcastle zu bringen. Marie und Paul wurden samt der Mama in ein Mandschil gepackt, Hanna in ein anderes, Herrmann begleitete zu Pferd. Das letzte Stück Wegs, von Pauline im Wagen

zurückgelegt, ermüdete sie so, daß sie (31. Dez.) in Mangalur angelangt, stille liegen mußte, bis das Schiff kam; doch raffte sie sich auf, Gottfrieds Grab noch einmal zu besuchen. Die Kleinen dagegen wachten ganz auf unter der Kinderkameradschaft, an der hier Ueberfluß war. Mit dem Vorgefühl, daß er seine übrige indische Zeit wahrscheinlich allein zu verleben habe, brachte Mögling seine Familie an Bord des Schiffs. Wehmüthig gedachte Pauline an diesem 8. Jan. 1860, wie hoffnungsvoll sie vor 15 Jahren hier in Mangalur gelandet war: aber sie dankte auch, daß sie doch reicher geworden war an unverlierbaren Gütern. Ihr Gatte fuhr im Schiff nach Kannanur mit, wo ein Krankheitsanfall ihn nöthigte, am Abend des 9. ans Land zu gehen. Am nächsten Morgen stiegen die übrigen Missionsfrauen und -Kinder an Bord, aber er konnte sie nicht begleiten. Auf seinem Schmerzenslager schreibt er ihr ein Gedicht, von welchem etliche Verse hier stehen mögen:

Zum Andenken an den 10. Januar 1860.

Gen Westen zieht ihr alle Vier,
Gen Osten ich.
Rasch fliegt mit euch das Schiff von hier.
Gar einsamlich
Steig ich zum leeren Haus hinauf.
Mein Herz folgt eurem Meereslauf.
Im Auge sammelt heiß zu Hauf
Die Thräne sich. — —

Wir sehn uns wieder, wo man nichts
Vom Scheiden weiß,
Sehn wieder uns im Reich des Lichts
Auf sein Geheiß;
Stehn selig vor des Menschen Sohn,
Empfahn von Ihm den Gnadenlohn
Und singen ewig vor dem Thron
Des Lammes Preis.

Wir sind und bleiben, liebstes Herz,
In Gottes Hand.
Zieht denn, ihr Theuren, abendwärts
Ins Vaterland.
Hell leucht euch Sonne, Mond und Stern.
Es dien' euch Wind und Welle gern,
Bald tauch euch auf in lichter Fern
Der Heimatstrand.

Weil ich Ihm dien im fremden Land,
Führ', Liebe, du
Die Kinder treu mit Mutterhand
Dem Heiland zu.
Auf Ihn sind sie getauft, mit Blut
Erkauft zu seinem ew'gen Gut.
Ergib sie Seiner Gnadenhut
In Glaubensruh.

Fest steht der Lieb- und Gnadenbund
Hoch, tief und breit,
Wie Himmel, Meer und Erdengrund.
Es flieht die Zeit.
Bald weichet Erdennacht. Bald scheint
Der Tag uns, dann ist's ausgeweint,
Und Alle stehn vor Ihm vereint
In Ewigkeit.

Das Schiff nahm auch in Kalikut noch Leute auf, bis es fast übervoll wurde und eine beschwerliche Fahrt in Aussicht stand. Pauline hatte einem Freunde zu Gefallen noch dessen drei Kinder zu ihren eigenen in die Kabine aufgenommen, eine Last, die ihre Kraft weit überstieg.

Es war eine Mühe, bis man mit den vielen Kindern allgemach ins Geleise kam: die babies und die älteren Kleinen fügten sich ziemlich leicht, die von 1—4 Jahren aber waren schwer zu lenken. Ging es stürmisch her, so weinte dort ein Mädchen und bat Pauline doch an Deck

zu gehen und den Matrosen zu sagen, daß sie mit dem Schiff nicht so schnell fahren sollten. Als es sich Nachts sehr auf die Seite legte, fragte eine, ob es das immer thue zum Schlafen? Dann wird das Wasser so spärlich vertheilt, daß die Kinder vor Durst schreien. Verweist man ihnen das, so kann eine Elise einwerfen: der Heiland hat doch selber gesagt: der Mensch lebt nicht von Brot allein! Kommt vollends Windstille, so wird nicht blos die Hitze, sondern auch die Kinderwelt fast unerträglich, denn mit Schulen kann man sie nicht unterhalten, wenn sie wie halb todte Mücken herumliegen. Da gilts sich damit zu trösten, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage hat und diese mit jenem vorübergeht.

Zwischen hinein begräbt man einen und den andern der 250 Invaliden; dann ergreift den und jenen Missionar ein Gallenerbrechen; Pauline selbst hat mit großer Schwäche und Sterbensgedanken zu kämpfen. Da hilfts ihr freilich nicht auf, wenn ein roher Offizier ihren schreienden Jungen packt und ihm droht, ihn den Schweinen vorzuwerfen, oder wenn ihr Hannchen im Spiel durch die Luke aufs Unterdeck fällt, oder wenn die schwarzen Jünglinge weinen, weil ihnen gar zu schlechte Nahrung gereicht wird. Man muß auf Alles sehr Acht geben, denn im Nu wird gestohlen, was außen liegen bleibt. Am Ende wollen die Kinder selbst gar nichts aufs Verdeck nehmen, „weil man ihnen Alles nehme." „Fasset eure Seelen in Geduld."

An der Südspitze Afrikas kam es zu einem heftigen Sturmtag, da die große Kajüte von einer Welle überschwemmt wurde, daß alle Kinder vor Angst zusammenschrien. Doch hörten nun die Begräbnisse auf, die Leute waren gesünder. „Die liebe Pauline Hoch ist eifrig, den angefaßten Frauen weiter zu helfen; ich bin leider so energielos, daß ich weder mit Deutschen noch mit Engländern

rede und froh bin, wenn ich mein Bischen Arbeit mit den sechs Kindern versehen kann. Zuweilen regt sich doch was in unsern Lesestunden; aber es ist traurig, daß unter so vielen, gegen 400 Seelen, an Bord sich fast niemand entschieden zum Herrn bekennt."

Am 25. Februar lag man vor St. Helena, wo frisches Wasser und Proviant eingenommen werden mußte; der Sonntag war ein Strudeltag, doch nicht wie in Mangalur, da die Insulaner den Sabbat möglichst heilig halten. Die Brüder gingen in die schöne Kirche, wo die Schwarzen herrlich sangen; in den Läden war alles unsinnig theuer. „Immerhin brachten die Passagiere alles Mögliche zurück, und daß eine Kuh an Bord kam, war für mich eine große Erquickung; denn nun bekomme ich ein wenig Milch in den Thee, während ich beim jetzigen Zustand der Leber fast nichts essen kann. Auch der Bischof besuchte uns; seit sechs Monaten ist er hier mit seiner liebenswürdigen Frau und blühend aussehenden Kindern."

Nun folgten prächtige Tage mit günstigem Wind. „Da redete ich Fr. B. einmal zu, mit ihrer Bekehrung Ernst zu machen. Sie steht nett, und doch ist mir bange für sie. Weil man sie nicht mehr zum Tanzen und Theaterspielen bereden kann, begnügte man sich mit Kinderspielen; da bat sie uns wenigstens auch zuzusehen. Hätte sie sich zu uns hergesetzt, so hätte sie damit vielleicht einen entscheidenden Lebensschritt gethan; denn unter gewissen Umständen werden Kleinigkeiten zu Hauptsachen und Wendepunkten. Einige der jungen Männer thun uns nun die Ehre an, uns zu verspotten."

„Als ich neulich von Madikeri sprach, überfiel Marie auf einmal ein Heimweh nach Dir; sie weinte sehr. Paul versicherte sie immer: Papa kommt dort, und zeigte den fernen Horizont; sie aber meinte, Du müssest jetzt kommen.

Da sagte Paul naiv: Kann Papa schwimmen? — Abends mußten wir uns alle wägen lassen; ein Fräulein ausgenommen, war ich die leichteste aller Frauenzimmer (100 Pfund). Vor zehn Jahren, als ich mich in Kunnur wägen ließ, war ich noch so schwer als Bruder Hoch (145 Pfund). Nun habe ich doch Hoffnung, daß ich mich in Europa wieder erholen und mit erneuter Kraft zu Dir zurückkehren könne, obgleich beim Rückblick auf die bisherige Reiseerfahrung meine Hoffnung oft nahe zusammenschmilzt.

„Am 8. März haben wir die Linie passirt und liegen jetzt unbeweglich in unserem Schweiß, weil ein Regen uns vom Deck trieb. Die Invaliden leiden sehr von der Hitze und einige sind am Sterben. Da habe ich auch eine auszehrende Soldatenfrau gesehen und gesprochen, sie gibt aber wenig heraus. In einer Kajüte fiel die Laterne aufs Bett und zündete es an, während die Familie an Deck war; das war ein Geschrei, bis man endlich die geschlossene Thüre erbrach. Indessen brennt oft ein anderes Feuer in den unteren Räumen, zwischen den Soldaten und ihren Weibern, die sich schrecklich schlagen. Da hab ich je und je einen Heimwehtag und mache mir Gedanken: warum ich von Dir fortgegangen sei? Ich wäre lieber bei Dir gestorben und bei unseren Leutlein in Anandapur als daheim. Bis jetzt fühle ich keinerlei Besserung. Doch der Herr hat uns gewißlich diesen Weg geführt; daran halte ich mich. Wie will ich mich für alle die Kinder freuen, wenn sie aus diesem Schiffsleben erlöst werden; klagen doch alle Mütter über den schlimmen Einfluß, unter dem die Kinder stehen. Einige sind unbeschreiblich widerwärtig. Unter solchen Uebungen wird mir mein böses zorniges Herz offenbar; ich seufze und rufe um Liebe, die köstlichste aller Gaben.

„Ich meine, unsere Kinder seien im Ganzen grober und unkultivirter, als die englischen, aber diese lügen und betrügen mehr, die Frucht des Umgangs mit Ajas und Knechten.“

„Ende Merz hatten wir sehr stürmische Tage. Nun hat Gottlob der Regen aufgehört und gegen die Kälte schützt man sich so gut man kann. Trotz Allem friert michs bisweilen bis in die Knochen; ich sollte mehr laufen, aber es kostet mich eine große Ueberwindung. — Am 10. April endlich in Gravesend gelandet, und die lange, schwere, trübe Zeit liegt hinter mir wie ein Traum. Deine Schmerzensbriefe habe ich empfangen, so ist dirs denn nicht leichter, eher schwerer gegangen als mir. Aber jetzt sollst du dich billig mit mir freuen und von Herzensgrund dem treuen Heiland danken, daß Er so große Gnade an uns gethan hat.“

Das Gewühl der Weltstadt London war natürlich einer Kranken nicht zuträglich, doch half die freudige Aufregung dem Appetit auf, wenn auch die nöthigen Geschäfte und Ausgänge den geschwollenen Füßen sehr zusetzten. Jetzt gerade war auch Schwager Hörnle da mit 2 Söhnen, die sich für den Missionsdienst vorbereiteten. Immer blieb doch die Sehnsucht nach Ruhe vorherrschendes Gefühl.

Die Weiterreise über Paris, wo ein heftiges Schneegestöber die Kinder ergötzte, brachte die Gesellschaft (19. April) nach Basel. „Wie ich meinen Karl erblickte, erkannte ich ihn gleich, als aber Frau Hager ihm sagte: „das wird wohl deine Mama sein“, wollte er es nicht glauben. Es war ein fröhliches Wiedersehen, freilich mit Wehmuth gemischt durch die Erinnerung an den theuren Joseph. Die 3 Kinder hatten eine Freude, ihren Bruder zu sehen, und er selbst war überglücklich. Ich hatte große Freude an ihm, über sein äußeres und geistiges Wachsthum; wie ich nun im Knabenhause einquartirt wurde und um meiner

Füße willen fast nicht mehr die Treppe hinaufkam, sagte ich gleich, da wolle ich bleiben und nie mehr herunter kommen, sondern ausruhen."

Um das zu ermöglichen, schien es das Beste, vorerst beide Mädchen in Basel zu lassen, was freilich auch einen Kampf kostete. Die Mutter reiste also mit Paul zur Mama Mögling nach Tübingen, wo das Ausruhen beginnen sollte. Der Arzt fand, das Hauptübel sei Schwäche, die im Klima der Heimat bald weichen werde. „Der Herr wolle es wahr werden lassen und mich bald mit erneuter Kraft in Deine Arme zurückbringen!" Keines von ihren Geschwistern hat beim Wiedersehen Pauline erkannt.

8. Das letzte Jahr in Indien.

Todmüde legte sich Mögling am Abend des 12. Jan. 1860 in einen Ochsenkarren, um nach Kurg hinaufzufahren. Er hatte in Kannanur noch einige Krüge Kissinger Wasser gefunden, die er mitnahm und unterwegs trank, um die sich anmeldende Ruhr zu bekämpfen. Er glaubte sie überwunden zu haben, als er auf dem Gebirge ankam, und setzte sich auf's Pferd, die letzte Strecke rascher zu hinterlegen (15. Jan.).

Jetzt ist er wieder in Madikeri, das ihm doch kaum mehr Heimat ist. „Nun, wir haben auch nicht nöthig, hier daheim zu sein. Habe wieder Haushaltung, Küchekammer u. s. w. übernehmen müssen. Habe mich zuerst geschüttelt vor diesem Kram und lerne mich unter diese mir so widrige Last bücken. Das Aergste scheint überstanden und Meister Tschauri hat ordentlich Respekt vor mir bekommen."

Aber die Ritte nach Anandapur und Almanda, samt den Arbeiten, die sofortiges Eingreifen verlangten, ermüdeten Herrmann so, daß er sich immer wieder legen mußte. Er findet nicht einmal die nöthige Energie, sich zum Gebet um

Genesung aufzuraffen. Ist er unterwegs, so bilden sich die Gedanken von selbst zu Abschiedsliedern. „Daß Du mich noch dazu bringen werdest, Lieder zu schreiben, hätte ich kaum geglaubt. Aber so ist's. Ich begehre wahrhaftig nicht zu dichten. Aber ich wüßte mir oft kaum zu helfen ohne diese Beschäftigung des Geistes, während mein Herz wie ein angebundenes Vögelein versucht Dir nachzufliegen, bis es endlich müde wird und für eine Zeit zur Ruhe kommt. So suche ich je und je mein Herz zu geschwaigen durch ein Verslein."

Meiner Pauline.

Wie war so reich ich, als ich Dich gefunden,
Wie war so wohl mir an dem Schwesterherzen!
In Sinn und Wort und Werk, in Freud und Schmerzen,
Wie waren wir so froh, so treu verbunden!
Dann kamen Trauertag' und Feuerproben,
Der theure Gottfried schnell uns weggenommen.
Wie eng, wie bang war uns das Herz beklommen,
Bis sich die Klage löst' in Dank und Loben.
Als Du Dich mir zum Eigenthum gegeben,
Da ward ich Dein mit allen Lebenstrieben,
Auf ging uns eines neuen Tages Sonne.
Hatt' ich gelebt, so lernt' ich recht nun leben,
Hatt' ich geliebt, so lernt' ich recht nun lieben,
Du mein, ich Dein auf ewig, sel'ge Wonne!

Leer ists und öd an allen Eck' und Enden,
Kein Kindertritt belebt die todten Bretter,
Der lust'gen Stimmen fröhliches Geschmetter
Verhallt ists zwischen diesen stummen Wänden.
Fort ist die liebe Herrin! Licht und Leben,
Ihr Aug' und ihre Stimme sind verschwunden.
Trübselig schleichen Nacht- und Tagesstunden,
Von Heimwehschauern Herz und Seele beben.

Dir nach, Pauline, Dir nach, über Meere
Begehret meine Seel. Es schlägt die Flügel
Ein arm gefangen Vögelein vergebens.
So plagt sich meine Seel. Wie sie sich wehre,
Gefesselt von des rohen Leibes Zügel
Darbt sie und dürstet, fern vom Quell des Lebens.

Hanna! Maria! Paul! wo, meine Lieben,
Wo seid ihr mit der Mutter denn geblieben?
Auf und davon am Morgen eures Lebens?
Ohr lauscht und Auge suchet euch vergebens.
Doch, wo ihr weilet, seis auf weiten Meeren,
Seis in der lieben Heimat eurer Väter,
Mein Herz ist bei euch. Wer wills ihm verwehren?
Frei ist die Bahn zu Land und Meer dem Beter.
Behüt euch Gott der Herr und seine Scharen!
Er schenk euch seinen Geist, den Geist der Gnaden,
Er mach euch einst zu seines Reiches Erben!
Mehr bitt ich nicht. Die hier in Trübsal waren,
Sind bald getröstet. Wer kann hier uns schaden?
Dort weiß man nichts vom Scheiden, nichts vom Sterben.

Heimfahrt.

Die Segel weiß vom hellen Glast der Sterne,
Die ringsum sich in tausend blanken Tiegeln
Der dunkeln Meereswogen magisch spiegeln,
Schwimmt hin das Schiff, hinaus in Dämmerferne.
Im Westen senket sich, ein goldner Nachen,
Der Mond hernieder auf die Silberwellen,
Die licht und lichter ihm entgegenschwellen.
Es lauscht das Schiff dem leisen Tritt der Wachen.
Drin ruht die Mutter samt den lieben Kindern,
Es stehen Engel um die stillen Betten,
Kühlung zu fächeln und den Schmerz zu lindern.
Denn fern ist Einer, den sie herzlich lieben,
Doch Er ist nah, der Alle kann erretten,
Und allen, die Ihm traun, stets treu geblieben.

Erst in dieser Zeit beständiger Schwachheit, da dem einsamen Mögling Monate lang die Wahl zwischen Sterben und Leben gleichgiltig war, kam Stephanas' ganzes Sündenelend an den Tag, indem er erst beharrlich leugnete, was sein Schwiegersohn aufzudecken sich getrieben fand, dann die Gemeinde aufzuwiegeln versuchte, endlich kühl bekannte ohne alle Buße und sich in Bälde wieder rühmte, des Missionars Zutrauen fange bereits an, zurückzukehren, seit er ein volles Bekenntniß abgelegt. „Daß er mich, einen Fremden, so lange getäuscht hat, wundert mich nicht. Daß aber Kaundinja, der doch von seinem Vater ein bedeutendes Maß von Scharfsinn und Einsicht geerbt, von ihm verblendet war, ist mir verwunderlich. Stephanas hatte aber die Schlauheit der Halbwahnsinnigen und war von keinem andern Gedanken erfüllt, als wie er uns betrügen könne. Daß Gott sich zu solchen Elendigkeiten herabläßt, sie als Mittel gebraucht, um das Evangelium in ein Land zu bringen, geht doch weit über unsere gewohnten Begriffe." Der elende Mensch wurde natürlich ausgeschieden.

Am 15. Mai erfährt Mögling, der nun im neuerbauten Pfarrhaus von Anandapur wohnt, daß seine Gattin in England angekommen sei, freilich um nichts gesünder durch die angreifende Seereise. Wie leid ist's ihm nun, daß an ihr gespart wurde, indem sie sechs Kinder in ihrer Kabine hatte ohne eine Hilfe. „Du hast einem Mann die Hand gegeben, bei dem du nicht viel Ruhe hast und von dem du dich oft trennen mußst. Aber das hast du in den Kauf genommen, nicht wahr? und hast mich dennoch lieb? Solang der liebe Paul kein Gnadenkind ist, wirst du an ihm zu erfahren haben, was sein Vater ist, an seinem Eigensinn, seiner Härte, seinem Stolz, seinem sich zum Mittelpunkt seiner Welt machen. Hat er aber dich einmal lieb gewonnen durch ein Gefühl großer Liebe auf deiner Seite,

dann kannst du aus ihm machen, was du willst. Er wird sonst Niemand in der Welt lieben, bis er etwas von der Liebe Gottes an seinem Herzen erfährt. Laß ihn die Sprüche zuerst lernen, welche meine liebe Mutter mich gelehrt hat in diesem Alter." Er macht sich nun darauf gefaßt, daß Pauline nicht mehr zu ihm herauskomme und er noch etwa 5 Jahre allein zu arbeiten habe, ehe er zu ihr ziehe.

Er setzt jetzt seine Ahnenliste auf und schließt die Reihe mit „Dr. H. F. Mögling 1811—1881; sein ältester Sohn Paul Herrmann 1857—1930. Es sollte mich nicht wundern, wenn sich die Zahlen so erfüllten, oder doch ungefähr so. Da hättest dus aber noch lange bei mir auszuhalten und ich mich noch lange hier zu plagen. Aber der Stammbaum liefe ziemlich in der Ordnung auf diese Weise. Der alte Subedar sagte neulich, er würde mich auf der Straße nicht mehr erkannt haben, so sei ich abgefallen. Ich bin ganz froh an dieser Erleichterung (mein Gürtel ist jetzt 34" statt 46" vor Alters) und hoffe, es werde dabei bleiben, auch wenn ich wieder ganz gesund werde. Es geht mir aber ganz gut und ich habe köstliche Zeit zur Arbeit und zum Beten. Im letzten Stück lasse ich es leider immer zuerst fehlen. Aber der Herr wird mir Gnade schenken zu einem rechten Durchbruch in's Beten. Es ist ganz erstaunlich, wie gut ich dessen Nutzen für die Arbeit verstehe und wie lahm ich in praxi bin. Es fehlt eben noch am recht lebendigen Verstehen. Hilf auch Du mir beten, liebste Pauline! Je treulicher und fleißiger wir jetzt für einander und mit einander beten, desto reichlicher kann uns der Herr unsere künftige Gemeinschaft segnen. Laß uns unsere Trennung recht auskaufen."

Anderen gesteht er: „Weiß nicht mehr, wie oft ich schon Fieber gehabt habe, und ich mache mir gar nichts mehr daraus. Jeder rechte Kurg muß Fieber haben, das geht

nicht anders. Es regt mich auf, meist ernsthaft genug, aber oft auch zu hellem Humor, so daß Pauline manchmal mitten in der Krankheitsnoth zu lachen hatte. Wenn ich aber ein wenig wohl bin, vergesse ich gar zu leicht, daß ich doch Invalide bin, und mache Experimente, die ich unterlassen sollte. Es ist meine leichtsinnige natürliche Weise, nicht Eifer und Glauben, was mich in solchen Fällen treibt. Doch ist mir ein Pferd lieber, welches den Zügel braucht, als eines das Sporn und Peitsche nöthig hat. Aber wie ein Pferd sollte ich eben meine Natur endlich bändigen lernen."

Seine Arbeit bestand hauptsächlich im Taufunterricht einer Anzahl Holejer. Am 24. Juni kam es zur Taufe von 14 Familien, bestehend aus 32 Seelen. Darunter war auch ein taubstummer Knabe, den die Aeltesten manchmal durch Zeichen gefragt hatten, ob er nicht wieder zu den Heiden gehen und Götzen anbeten wolle, was er aber immer mit Unwillen zurückgewiesen hatte. Hier, wo Gottes Wort gelesen und gepredigt werde, gefalle es ihm allein. Er wurde samt seinen Eltern zugelassen. „Ich war sehr müde vom Durchfall. Predigte aber und taufte etliche Leute, solang ich stehen konnte. Dann trat Kaundinja für mich ein und taufte, während ich eben die Namen hersagte. Die Antworten, auch der älteren Kinder, wurden herzhaft und gut abgelegt, nur eine junge Frau that kaum den Mund auf. Es war ein Tag wie der 6. Januar 1844. Die Gemeinde machte auch das erste Geschenk, mit Hühnern und einem Säcklein Reis, was mit Dank angenommen wurde. Jetzt ist der Boden hier gelegt, das hat keinen Zweifel mehr." Wie nun das Dorfregister aufgesetzt wurde, fanden sich 130 Leute in 29 Häusern vor, die alle Pauline freundlich grüßten. 17 weitere Seelen wurden am 6. Jan. 1861 von Kaundinja getauft.

„29. Juni. Ach daß ich jede Einsamkeitsstunde auch

so verstünde auszukaufen wie Er, durch Umgang im Geist und in der Wahrheit mit dem Vater der Geister! Ich verliere gar oft meine Ruhezeit mit Träumen und leeren Gedanken, welche wie Wolken über mich hintreiben, je und je erleuchtet und in schönen Farben mit Regenbogen und allerlei Luftschlössern, die aber außer dem Spiel des Augenblicks keinen Werth haben. Wie ganz anders ist es bei Ihm gewesen, vor dessen Blick beständig sein Werk auf Erden und das Ende, die Schmach und das Kreuz, darnach aber die Herrlichkeit, seine und unsere und des Vaters, stund. Er wachte und betete beständig, gewiß auch im Schlaf und Traum, so sonderbar die Worte lauten mögen, d. h. seine Seele war nie mit Anderem beschäftigt und erfüllt als mit dem großen: Siehe hier bin ich, deinen Willen zu thun; den Leib hast du mir bereitet. Unser Wachen ist immer ein Aufwachen. Aus was? Aus Schlummer, Schlaf, Träumen, Vielgeschäftigkeit, Regsseligkeit, leerer Freude und Lust, eiteln Sorgen und Hoffnungen. Wir blicken je und je durch die Wolken hinauf in den blauen Himmel. Er hat immer den weiten, hellen, heiligen Himmel mit dem ewigen Licht über sich und um sich gehabt, und die Welt und ihre Finsterniß, ihr Wolkendunkel und Wirrsal zu seinen Füßen. Aber es wird auch für uns der Tag kommen — über ein Kleines. Wie wollen wir dann uns freuen mit einander ewig!"

Die Regenzeit brachte anstrengende Aufgaben. Sieben bis neun Stunden des Tags sitzt er mit seinem Surja-Narajana, einem sehr gescheiden Brahmanen, der nicht umzubringen ist mit Arbeit, und vollendet die Calwer Erklärung des Neuen Testaments. Die unerträgliche Haushaltsorge hat er auf seinen Christian abgewälzt. Reitet er nach Anandapur hinaus, so gehts dort durch einen letzten Morast, wo der Gaul bis über die Kniee im grauen Schlamm fest-

steckt. Dann kommen ihm die Christen mit Fackeln entgegen und helfen vollends hinüber. Sie merken jetzt auf Gottes Hilfe in vielen Fällen. Einmal mußte ein Bambu-Busch gefällt werden. Die Stämme sind zerhauen, die verwickelte Masse fällt aber auf die Seite, wo man es nicht erwartete. Drei Leute werden davon zugedeckt, kriechen aber unbeschädigt heraus; nur Einem ist der Kittel von den Dornen zerrissen. Es thut wohl, sie Gott danken zu hören. Die Ritte aber werden ihm zusehends schwerer, während die Schreibarbeit fröhlich voraneilt.

Indessen wurden die Nachrichten von Pauline immer ernster. Sie war (2. Juli) nach Reutlingen zu ihren Geschwistern gezogen, wo sie sich im Garten sonnen konnte. Ein Besuch der Kinder aus Basel machte Freude und Unruhe zugleich. Oft steigert sich das sehnliche Verlangen nach Ruhe und Stille „zu dem thörichten Wunsch, es möchte Niemand mehr nach mir fragen, mich besuchen, mir schreiben. Eine Photographie mag ich noch nicht schicken, will warten, bis ich weniger leichenähnlich aussehe.“ Paul vergißt rasch sein Englisch und Kanaresisch und entzückt den Onkel Sprachforscher durch seine neuklingenden Konstruktionen; eine derselben verschafft ihm den Namen „Mir wills.“ Einmal holt Pauline Rath bei Dr. Zeller in Winnenden; dieser fand ihren Zustand sehr gefährlich, aber nicht hoffnungslos. — Dann ist sie bei einer Freundin in Lauffen, wo sie sich ermannt (12. Aug.) zum erstenmal eine Kirche zu besuchen; doch wiederholt sie das nicht, kann auch des Gatten Briefe nicht auf einmal lesen und liegt meist in ihrem Stüblein, „froh und dankbar, wenn Niemand etwas von mir will. Zur körperlichen Schwachheit kommt auch geistige Gedrücktheit. Ich hatte schon öfters Nachts mit einer Furcht zu kämpfen, ich könnte den Verstand verlieren; es war wohl pure Schwäche. Aber ich bin eine andere

als noch vor sechs Monaten. Ach warum muß mich der liebe Herr so in die Schule nehmen, mich so aufs Allerempfindlichste angreifen? Es muß schlecht mit mir stehen; wenn ich eben meine, ich dürfe ein wenig aufathmen, eine Weile aus dem Tiegel heraus, dann werde ich wieder zurückgeworfen und diesmal gings tief, tief hinein. Da erwachen tausend Gedanken, die das arme Herz bei Tag und Nacht umtreiben und das bischen Gesundheit wieder aufzehren.

„Du hast jetzt so fröhliche Arbeitszeit, mein liebster Herrmann. Ach wird auch je für mich wieder eine solche kommen? Der Herr wirds versehen. Er macht ja Alles recht. Er wolle mir nur Gnade schenken, aus dieser Trübsal einen ewigen Gewinn zu ziehen; sie ist doch nur zeitlich und leicht. — 7. Okt. Mir und Dir sage ich ohne Furcht: ich bin schwächer als je. Nun ich bin in meines Heilands Hand, dessen freue ich mich im Leben und im Sterben. — 13. Okt. Unser Kanarienvogel singt nach Herzenslust beim Sonnenschein und mahnt mich, daß ich von Rechtswegen loben und danken sollte. Ich habe so viele Ursache dazu; manchmal helfe ich mir auch damit über die Krankheitsstunden hinüber; besonders bin ich darauf geführt worden, recht für alle meine Nahrung zu danken, die mir so sorgfältig bereitet, so schwesterlich gereicht wird, und um den Segen Gottes darauf zu bitten, weil ich so oft versucht war zu klagen und mir das und jenes zu wünschen, was ich in Indien haben könnte. Ich spüre, daß das Loben auch meinem Leibe Arznei ist. Hilf Du mir auch danken und erbitte mir, daß ich nicht nur an den sonnigen, sondern auch an trüben Tagen diese selige Arbeit thun lerne. — Du hast gewiß wieder den Arbeitsbogen überspannt. Lieber Herrmann, wann wirst Du einmal Dich mäßigen lernen?“

Große Freude machte ihr der Entschluß der Freunde

Krauß, ihren Karl in ihr Haus aufzunehmen, daß er die Lateinschule in Lauffen besuche. „Paul ist entzückt über Karl, der ihm Häuser baut, Peitschen macht und eben Alles thut, was S. Majestät der Herr Kurg Radscha befehlen. Ich habe hier viel mehr Heimweh nach den Kindern als je in Indien, weil ich die Möglichkeit, sie bei mir zu haben, vor mir sehe und ich sie doch nicht haben kann und darf."

Der Gedanke, Pauline könnte heimgerufen werden, treibt nun Herrmann oft in die Luft, unter den freien Himmel. Im Hause ists ihm so eng und bang, daß er sich kaum zu helfen weiß. Endlich hörte er (14. Okt.) von mir, wie ich Pauline bei einem Besuch getroffen habe; daß sie nicht scheine gesund werden zu können ohne sein Heimkommen. So lange sie weder eine Heimat noch Ruhe habe, sei nicht abzusehen, wie sie sich aus ihrer Schwäche erheben könne. Sogleich bittet er die Kommittee um Reiseerlaubniß, falls Dr. Zeller die Sache für dringlich halte. Er selbst aber kann nun nicht mehr schlafen. „Im Schiffbruch werden Stunden zu Ewigkeiten." Er erhält (Nov.) ein ärztliches Zeugniß, daß er wegen chronischer Dysenterie unverzüglich Indien verlassen sollte. Es war wirklich die höchste Zeit.

Ein Nachfolger traf ein. Ihm übergibt er die Gemeinde. Mit ihm ging er noch einmal 22. November unter den alten Feigenbaum und hielt die letzte Bazarpredigt in Madikeri. Dann ist er zu aufgeregt, um schlafen zu können, und geht meistens zu Fuß den Paß hinab, Mangalur zu.

Hier findet er die Braut seines Kaundinja, von der lieben Mutter geworben und eben vom Schiff gelandet. Er hat hohe Freude an dieser Maria (Reinhardt), wie es sich für des Bräutigams Freund schickt. Und er hat den großen Trost, 4. Dezember das theure Paar trauen

zu dürfen. Ihm ist die braune Farbe des Asiaten so lieb, daß ihm unsere weiße als eine verbleichte vorkommt. Bei der kirchlichen Handlung redete er deutsch. Weil aber etwa vierzig von Kaundinjas Kastengenossen in die Kirche kamen, predigte er auch diesen, und zwar so, daß der Bräutigam vortreten und den Dolmetscher ins Konkani machen mußte. Hoch rühmte Herrmann den Bund zwischen Morgen- und Abendländern durch Jesum Christum, der das Geschiedene zusammenbringt. „Auch ihr könnt über eure Kastenkluft den Sprung wagen und er wird euch nicht gereuen."

Halb träumend schiffte Herrmann sich (7. Dezember) im Pattemar ein, mit einem Zeugniß des Mangalur-Arztes, daß er jedenfalls einige Winter in Europa zubringen müsse. In Bombay fand er sich ganz unfähig zur Arbeit, den Kopf so unbehilflich als die pelzigen Hände. Am 27. Dezember fuhr er vom Hafen aus und dampfte im Rothen Meer wieder einmal an seiner Schwester Emilie vorüber. In Marseille krank angekommen eilte er weiter, brachte wie im Traume einen halben Tag bei den Töchtern in Basel zu und traf 23. Jan. 1861 bei seiner Pauline in Reutlingen ein. Diese hatte in den letzten schweren Wochen einer besonderen Heimsuchung oft geseufzt: O daß mein Herrmann da wäre! und doch sich gefürchtet, ihn von der Arbeit im Weinberg wegzurufen. Jetzt war sie voll Lobs und Danks. Geplagt wie er selbst war von Fieber und Ruhr, fand er sie besser als er sich vorgestellt, aber doch kaum einen Grad über Zero. „Wir haben jetzt schöne Gelegenheit, in die Wette gesund zu werden, aber es wird langsam gehen bei Beiden, obgleich es bei mir natürlich ganz anders steht als bei der lieben Pauline. Gottlob, daß wir wieder beisammen sind!"

Etwas brachte er doch aus Indien mit, das eine abgeschlossene Arbeit vorstellte: die ganze kanaresische Bibel

in einem Band, das Werk lang fortgesetzter Revision; und den vollendeten Calwer Kommentar zum Neuen Testament. Wie viele draußen dankten und danken ihm für diesen Dienst!

9. Paulinens Heimgang.

Etliche Wochen lang hielten sich die beiden Kranken möglichst stille. Herrmann fand es absolut nöthig, seiner Pauline alles Schreiben niederzulegen. Er selbst hatte jeden Nachmittag Fieber und mußte Nachts 4—5mal aufstehen. Gegen Ende Februar aber brachte er Pauline zu den Verwandten in Kornthal; zum Skelett abgezehrt und zusammengekrümmt traf sie dort ein. Er vikarirt nur einige Wochen in Lauffen, bis er sich angegriffen fühlt und den Rückzug nach Tübingen antritt. Hier weilt er bei der treuen Mutter, die an einem Rückenmarksleiden erkrankt, den Gebrauch der Füße verloren, aber sich den gleichen heitern, thätigen Sinn bewahrt hat. Sie versuchte im Sommer eine Kur im Wildbad, kehrte aber ungebessert zurück.

Auch Herrmann und Pauline machten sich bereit zu einer längeren Kur. Kissingen wurde gewählt; am 23. Mai trafen die beiden dort ein und die Kur schien über alle Erwartung anzuschlagen. Herrmann ist schon überzeugt, anno 1863 oder 1864 könne er nach Kurg zurückkehren, vielleicht gar mit seiner Frau. Sie aber lächelt: „du, ewiger Hoffer, meinst, ich werde gesund; es ist nur das einmalige Aufleuchten eines Lichtleins, das bald ausgeht.“ Und doch ist sie von seiner Vertrauensseligkeit bald so angesteckt, daß sie ihn nicht mehr zügelt, sondern auf Spaziergängen begleitet, erst auf kleineren, bald auf größeren.

„An einem heißen Nachmittag, 22. Juni, hat die liebe Pauline sich zu sehr angestrengt. Wir verirrten uns ein wenig im Walde und kamen nach vierstündigem Marsch

heiß und müde wieder heim. Mir hat es gar nichts gethan, aber sie ist seitdem sehr angegriffen.“ Ach, dachte er später, warum habe ich mich nicht mit ihr völlig in die Ruhe gesetzt? Ein Wort von ihr hätte hingereicht; aber der Herr hat sie mir nehmen wollen.

Herrmann hatte sich nun von ihr zu trennen, um das Missionsfest in Basel zu besuchen, wo er über das, was Gott in Kanara und Kurg gewirkt, ein schönes Zeugniß ablegte. Als er 18. Juli in Kissingen anlangte, hatte auch sie ein Fest gefeiert, in aller Stille. Der 15. Juli ist ihr nämlich ein Tag, den sie immer vor andern hochhält. Sie war an demselben (1840) in Kornthal eingetreten, es ist auch der Geburtstag ihres Adolfs. „Da muß ich denken, warum aus allen meinen Geschwistern der Herr mich erwählt habe zuerst? Weiß aber nichts darauf zu sagen als: O bestes, o schönstes, o freundlichstes Wesen, du hast dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen.“ Der zehnwöchige Aufenthalt hatte ihr wohlgethan; allein das Wasser, das sie trank, regte sie zuletzt nur auf, daher sie die Kur abschloß und mit ihrem Gatten, 31. Juli, die Rückreise antrat.

Seine Augen waren gehalten, so daß er, um die Kur zu vollenden, seine Pauline noch über Friedrichshafen, Schaffhausen 2c. nach Lauffen führte. Hier erst sah er, wie ruhebedürftig sie war. Sie ward nun beständig von geheimem Fieber geplagt und bereitete sich in einer Nacht (22. August) mit ihm vor Gott auf den Abschied. Aber immer noch empfahl er ihr Erholungsreisen zu treuen Freunden, die sie auch ausführte, nach Boll, Eßlingen, Buoch, während ihr alle Erholungen zu ermattenden Anstrengungen wurden.

Im hochgelegenen Buoch erinnerte sie sich an einen Besuch, den sie dort „in ihrer phantastischesten Zeit“ (anno 1838 oder 1839) gemacht hatte. Lange stand ihr jener

Tag als einer der schönsten ihres Lebens da, und jetzt als ein wüster Traum. Aber die Pfarrfrau war ihr eine theure Erinnerung. Dieselbe war anno 1843 oder 1844 von Königsfeld hergekommen und hatte sich zu der fröhlichen Braut, die von Aldingen heimreiste, ins Coupé des Omnibus gesetzt. Eine Begegnung voll unergründlicher Innigkeit. Die Julie hatte noch ein Brötchen bei sich von dem letzten in der Brüdergemeine gefeierten Liebesmahl; damit hatten dann die beiden Mädchen im Coupé ein Liebesmahl mit einander gehalten. Jetzt war für Beide der Lebensabend früh genug gekommen und sie bereiteten sich gelassen darauf vor. Pauline erquickte sich an Versen, wie diese:

So wahr du lebst, du lieber Herr,
Du wirst mir täglich herrlicher,
Je länger, desto lieber.
Denn weil mein Glaube dich versteht,
So weiß ich, wenns durch Proben geht:
Die Proben gehn vorüber.
Ewig wird mich Mein Begehren, dich zu ehren,
Nie gereuen, Alle Tage mehr erfreuen.

Mein Herr ist überschwenglich gut,
Und was Er täglich an mir thut,
Kann Niemand besser machen.
Sein Herz, Sein Wort, Sein Geist, Sein Blut,
Sein duldender, Sein sanfter Muth
Sind unerhörte Sachen.
Laßt mich ewig mit Verlangen an Ihm hangen,
Und mit Freuden unter Seinem Scepter weiden.

„Noch sind die Proben nicht vorüber. Ich sehe, daß ich ein sehr böses hartschlägiges Kind sein muß, daß der liebe Vater so scharfe Ruthen braucht; aber auch, daß Er mich sehr lieb haben muß, sonst würde Er mich ja nicht so heimsuchen; und um diese selige Gewißheit läßt sich viel aushalten."

Da Herrmann die Kräfte zu einer regelmäßigen Arbeit wieder erlangt hatte, stellte er sich der Kommittee zur Verfügung. Er sollte als Missionsprediger nach Frankfurt gehen. „Es ist ein Amt, zu welchem ich so wenig Neigung als Gaben habe; Missionsreden gehören für mich zu den peinlichsten Aufgaben. Doch wenn dahin geschickt, so lasse ich den Herrn sorgen; und werde ich gesund, so stelle ich mich in ein paar Jahren für Kurg."

Am 20. September trat er in Frankfurt ein, um seinen Vorgänger, Missionar Albrecht, abzulösen, der nach Indien zurückkehrte, und seiner Gattin und Familie ein Heim zu bereiten. Er wurde bekannt mit den Missionsfreunden in und um Frankfurt, und begann in Wiesbaden, Hanau, Darmstadt 2c. Vorträge zu halten. Schwägerin Louise, die mit dem kleinen Paul (2. Oktober) zu ihm stieß, richtete ihm die Haushaltung ein. Wenn er auch nicht durch Beredsamkeit glänzte, so kam ihm doch seine sehr entwickelte Verkehrsgabe zu statten; warum sollte er nicht bald sich auch in Frankfurt und als commis voyageur der Mission an seinem Platze fühlen?

An einem Freitag Abend, 25. Oktober, kam endlich Pauline nach Frankfurt; sie sah doch sehr durchsichtig aus, war mager und fiebriger, als da er sie zuletzt verlassen hatte. Sie hatte keinen Wunsch mehr als den nach Ruhe, verbat sich jeden Arzt. Ins Bett gelegt, sagte sie: „Gottlob, nun endlich daheim! Das ist mein Eckelein, in dem ich sterben darf; dazu bin ich gekommen."

Nach 6 Tagen erkältete sie sich, wahrscheinlich beim Kopfwaschen, und eine Lungenentzündung, die sich bei ihrer allgemeinen Schwäche nur unmerklich entwickelte, war die Folge. Der Husten strengte sie sehr an. Nun wurde der Arzt geholt trotz ihres Protestes. Das Fieber ging fort Tag und Nacht und mußte das Hüttlein verbrennen. Eines

Abends sagte sie: „Sollte es mit mir gehen wie mit Gottfried, so weißt du ja, daß ich dich von ganzer Seele geliebt habe. Und das auch, daß ich viel Gnade versäumt habe. Du dauerst mich unaussprechlich, lieber Herrmann, daß ich dir eine solche Last bin. Ich bin nicht dankbar genug gewesen.“ Manchmal sagte sie auch: „Ich bin so müde und du stürmst so.“

Herrmann schrieb mir: „Am 6. November Abends besann ich mich, ob ich sie verlassen wolle, um in ein theologisches Kränzchen bei Davies zu gehen. Es war ihr eben recht und ich ging von 6—7³/₄ Uhr. Dann zog es mich mächtig heim. Nach langem Halbwachen und Lauschen auf das Hüsteln der Kranken, neben welcher die Schwester lag, trat ich zu ihr ein, und nun hatten wir bis zum Morgen eine fröhliche, ach so fröhliche Abschiedszeit. Am 15. November sollten die Mädchen von Basel kommen; sie hatte sich sehr auf die Töchter gefreut, nun hielt sie doch für besser, daß dieselben in Basel bleiben sollten.

„Wie selig traurig war mir doch zu Muth an diesem Sterbebett. Wir freuten uns wie die Kinder, daß ich sie bis ans letzte Pförtlein Hand in Hand geleiten und mich mit einem letzten Kuß verabschieden durfte bis über ein Kleines. Sie sah mich nach Mangalur und Kurg zurückgehen, natürlich allein, und gab mir ihre Aufträge: dann bist du wieder frei und ungehindert, wie in Deinen ersten zwanzig Missionsjahren, und gehörst ganz und gar Ihm. Weiter sollte ich auch den l. Kaundinjas zum Sohne glückwünschen, obgleich die Nachricht erst nach ihrem Abschied ankam. Mit schnell hell gewordener Stimme gab sie mir einen besonderen Denkspruch für jedes der vier Kinder. Dann kamen ihr Lieder in den Sinn, die sie ganz wiederholte, eines von Hiller: Herr, meine Leibeshütte &c. und Luthers Sterbgesang: „Mit Fried und Freud fahr ich

dahin;" „Herr habe Acht auf mich, Dein Herz ist mütterlich." Morgens meinte sie zu sterben und war, ach! so freudig. Sie löste meine Hände von den ihrigen und sagte: „Deine Lebenshände hindern meine Todtengebeine. Also schon auf der nächsten Station aussteigen und geschwind heim!" Es war nur eine Ohnmacht. Mit dem Tageslicht wachten wieder Lebensgeister auf und sie war getrost, obwohl ein wenig betrübt über die Sterbenstäuschung. Sie machte sich Vorwürfe über Undankbarkeit in der letzten Zeit, überhaupt sei sie eben gar unnütz gewesen, habe nichts gearbeitet. Jetzt möchte sie gern von vorn anfangen in Indien. „Doch es ist so viel besser für mich, wenn mich der Herr heim nimmt. Ich werde doch zu nichts mehr nütze und Dir bin ich eine solche Last. Schreibe den Leuten in Anandapur meinen Abschiedsgruß: ich habe mein Fieber gern bei ihnen geholt und sei gern daran heimgegangen. Sie sollen lernen beten und arbeiten und dem Herrn Jesu von Herzen anhangen." Dann ließ sie sich vorlesen Stücke aus Joh. 11. 1 Kor. 15 2c. „Es müssen Engel um mich sein, nicht wahr?"

„Mir dankte sie, daß ich sie mehr ins Wort Gottes eingeführt habe. Dann als Vermächtniß „eine Bitte — Dein Rechenmeisterlein geht ja jetzt — Du möchtest sparen lernen." Allerlei Grüße in die Nähe und in die Ferne samt einem Wort an Jedes; z. B. der l. Blumhardt solls nicht übel nehmen, daß ich mich in Boll nicht habe heilen lassen; der l. Kommittee in Basel herzlichen Dank für ihre große Liebe und zarte Sorgfalt. „Herr Jesu, ich danke Dir für einen so leichten und schönen Tod! Herrmann, Du bist ja so fröhlich!" (Ich antwortete: Du steckst mich an mit Deiner Freude).

„Es kamen auch trübere Augenblicke. „Wärs zu viel, wenn ich wünschte, neben Josephle begraben zu werden?"

Antwort: l. Pauline, des l. Josephs Grab ist weit weg. — „Könnten nicht die Kinder gleich kommen? Hast Du um sie geschrieben?“ Das war unmöglich. „Nur daß sie doch gewiß nachkommen zum Heiland!“

„Dann wartete sie auf unser Aller baldiges Erscheinen vor dem Angesicht des Herrn und lobte Gott mit Worten des 103. Psalms. Vom Sterben hat sie nichts gemerkt. Sie war noch erfüllt mit Hauswesen und Missionsgeschäft. Nach Mittag kamen noch einige tiefere Athemzüge und sie war entschlafen (um 2 Uhr, 7. Nov.)

„Ueber ein Kleines!“ haben wir uns bei so manchen Abschieden in den letzten Jahren zugerufen, haben auch einander ein paar Male aufs Sterben gewartet in Indien. Jetzt gilts — bis wir Ihn schauen und nicht mehr aufhören uns zu freuen und Ihm zu danken. Das hellste Friedenslicht lag in den welken Zügen der Todten.

„Am Morgen des 10. November führten wir die theuren Ueberreste hinaus auf das große Frankfurter Todtenfeld. Mitglieder des evangelischen Vereins, der Gesellen- und Jünglingsvereine folgten mit und sangen am Grabe. Ich sprach etliche herzliche Worte zu den Begleitern und schloß mit einem Dank- und Lobgebet.

„Gott, unser Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, Gott des Friedens, der Du von den Todten ausgeführt hast den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testamentes, und hast Ihn uns gegeben zur Auferstehung und zum Leben, daß, wer an Ihn glaubt, lebe, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an Ihn, nimmermehr sterbe! Wir stehen hier vor Deinem Angesicht am Morgen des Auferstehungstages unseres Herrn und übergeben dies werthe reife Saatkorn in seinem heiligen Namen dem Schoß der Erde, in getroster Hoffnung auf den Tag, wo das Verwesliche Unverweslichkeit und das

Sterbliche Unsterblichkeit anziehen wird. Wir danken Dir, lieber himmlischer Vater, daß Du die theure Entschlafene nach Deiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hast zu einer lebendigen Hoffnung durch das Wort der Wahrheit, daß Du in ihrer Gnadenzeit sie erwählt hast zum seligen Dienst des Evangeliums unter den Heiden, daß Du sie während ihres Pilgerlaufes Deine überfließende Freundlichkeit allezeit hast schmecken lassen, daß Du ihren Glauben im Feuer der Leiden erprobt, ihre Seele durch Deine Macht zur Seligkeit bewahrt und ihr nach Deiner reichen Liebe einen so fröhlichen Eingang in Deine Ruhe geschenkt hast. Im Namen unseres Heilands, Deines eingeborenen Sohnes, der uns Alle mit Seinem theuren Blut erkauft und Dir versöhnt hat, bitten wir Dich, daß Du an den Vorangegangenen und uns, den Ueberbleibenden, allen Deinen Gnadenrath vollenden und uns aus der Schwachheit, die uns jetzt noch beschwert und umhüllt, durchbrechen lassen wollest in das Leben und das Licht und die Freiheit Deiner Kinder am Tage der Urständ, wann das heilige Volk sich sammelt um den König der Ehren, und sein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe einnimmt, den neuen Himmel und die neue Erde, und die ewige Stadt, welche Deine Herrlichkeit erleuchtet, und deren Leuchte ist das Lamm. In Glaubenskraft aber sprechen wir schon jetzt mit der theuren Entschlafenen: der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg? Dir, o Gott, sei Dank, der Du uns den Sieg gegeben hast durch unsern Herrn Jesum Christum, welcher sei hochgelobet in Ewigkeit. Amen."

Darnach setzte H. seine Arbeit fort, ja vermehrte sie noch. Er besuchte Jünglingsvereine und brachte die Droschkenkutscher zu Versammlungen zusammen. Aber überall hin begleitete ihn ihr Bild. „Sie war doch ein gar kindliches

Mädchen, bei großer Kraft der Seele und großer Ruhe. Weil sie vom Lebenswasser wahrhaftig getrunken hatte, Joh. 4, 14, war sie zur bodenlosen lebendigen Quelle geworden. Es ist mir unaussprechlich wohl bei ihr gewesen, krank oder gesund. In Kurg hat sie ihre beste Zeit gehabt; da sind wir fröhlich gewachsen wie zwei Kinder unter des Vaters Augen. Freilich auch etwas verzogen hat sie mich alten ungelenken Junggesellen. Am liebsten möchte ich mich neben sie legen. Wenn ich nicht sterben darf so wie ich möchte, d. h. unversehens, so möchte ich so sterben, wie meine liebe selige Pauline. Ich fühle, ich habe ausgelebt." — „Hinter aller dieser menschlichen Liebe liegt das Greuliche, daß dieses arme elende Herz sich so sehnen kann nach einem Menschenherzen und doch so gleichgiltig, vergeßlich, lahm, todt sein gegen Ihn, dessen Liebe all unser Ahnen übersteigt. Und das kann ich erkennen und doch nicht vergehen vor Angst und Scham! Da rufe ich eben aus: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes! Der Herr wolle mir in Gnaden weiter helfen!"

An einem Sonntag (24. Nov.) ging Herrmann ins nahe Dorf Seckbach zur Predigt, und setzte auf dem Heimweg sich und seinen kleinen Paul der Nachtluft aus; den Knaben befiel eine Lungenentzündung. Bald sah der Vater, daß ihm noch etwas übergeblieben sei, um das er sorgen müsse. Tag und Nacht war er an seinem „Sterbebette." Es war seine „allerbängste Woche". Nachdem er unter Angstgebet ihn dem Herrn übergeben hatte, traten 30. Nov. Schlaf und Schweiß ein. Als der Knabe auflebte, faßte er sich auch Muth zum Leben. „Rückschauen bringt mich noch immer in große Beengung, dafür ist aber der Blick in die Zukunft immer licht und leicht."

Sobald das Söhnlein die Reise ertragen konnte, ver-

brachte er es nach Basel in die Kinderanstalt. Da hielt er 19. Dezember noch einen Sturm aus, der ihm ans Leben ging. Der Kleine erbrach sich Nachts und wurde kalt an Händen und Füßen. Wie der Vater nach Hilfe rief und sich mit ihm zu schaffen machte, fiel er selbst um. Man wußte nicht, ob es eine Ohnmacht oder ein Schlaganfall war. Beide wurden wieder zurecht gebracht. Mögling aber kehrte nach Frankfurt mit dem Gefühl zurück, daß er ein übernächtiges Ding sei.

„Diese Nacht (28. Dez.) hat es mir zum erstenmal meines Wissens von der lieben Pauline geträumt. Ich sah sie, ich weiß nicht wo, noch matt vom Sterben und etwas verändert im Aussehen, aber doch im Augenblick kenntlich, und freute mich so von Herzensgrund, daß es mir auch nach dem Erwachen noch fühlbar war. Auch sie war seelenvergnügt. Wir sprachen nichts vom Sterben, hatten aber doch ein Bewußtsein davon, daß das nun überstanden sei. An dieser Freude eben und der fröhlichen Begrüßung wachte ich auf. Wie freue ich mich jetzt doch anders als früher auf den kommenden Tag, an welchem wir gewiß danken und bekennen werden, Er sei bald gekommen, nach Seinem Wort: Siehe, ich komme bald. Eja, wären wir da! Ihm will ich trauen, es geht ja Alles auf ewiges Loben und Danken und auf ewige Freude hinaus!"

10. Austritt aus der Mission.

Am 15. Januar 1862 schrieb Mögling nach Basel: „Meine nervöse Aufregung ist im Wachsen, mein Puls ganz unregelmäßig. Die kleinsten Arbeiten, ja diese mehr als was an sich schwerer wäre, bringen mich oft ganz aus der Fassung, und manchmal erschreckt mich meine Vergeßlichkeit so, daß mir schwindelt. Also bitte ich mich von

der aufgetragenen Arbeit zu entheben. Ach wie gern ruhte ich ganz aus von all den Stürmen bei Ihm, unserm treuen und barmherzigen Herrn und Heiland! Er hat mich jetzt fast auf Null reducirt, dennoch bin ich selig, bin Sein, das ist genug in Ewigkeit."

Er wurde, mit Dank für seine treuen Dienste, quiescirt. Nachdem er seinem Nachfolger, W. Hoch, die Geschäfte in Frankfurt übergeben, fühlte er sich bedeutend erleichtert. „Ich bin durch einen geschickten Arzt vom Durchfall befreit, doch rathet er mir auf längere Zeit zum far niente. Allein ich bin einmal ein Holundermarkmännlein: sobald ich wieder gerade dastehe, heißts: Nach Indien! Wenn der Herr will, wird Er mich so führen. Es ist aber eine Schande, daß ich nicht mit größerer Geisteskraft durch dieses lahme, müde Wesen durchbrechen kann."

Am 1. März traf er in Tübingen ein. Die Mutter, deren Zustand sich verschlimmert hatte, war herzlich froh, daß der Sohn nun in den Kirchendienst zu treten gedachte, um der Mission die Versorgung eines Invaliden abzunehmen. Da schämte er sich oft neben der Mutter, welche an den Füßen gelähmt, doch so getrost und lebendig war. Jetzt konnte er den letzten Willen seines Vaters erfüllen, Mutter und Geschwister zu sich nehmen und seine Kinder selbst erziehen. Für die kanaresische Mission ließe sich nebenher noch manches Stück Arbeit verrichten. Eine Wiederkehr des alten Fiebers (24. März) mahnte, sich alle weiteren Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Professor Niemeyer leitete seine ganze Krankheit von dem Fiebergift her, das sich auf die Nerven geworfen habe. Auf den Rath der Freunde bat er um seine Entlassung aus dem Verband der Mission, indem er sich vorbehielt, ihr auch ferner als Freiwilliger nach seinen Gaben zu dienen. Sie wurde ihm ertheilt. Müde vom ewigen Pulsklopfen suchte er eine Art Winterschlaf zu halten.

„Mein Missionsleben ist nun zu Ende gegangen. Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem armen, unnützen, verdammungswürdigen Knecht! Das ist Alles, was ich Ihm zu sagen weiß. Aber seine Gnade ist ja so wahrhaftig und gewiß als mein Sündenübermaß. Sein Blut reinigt uns von aller Sünde. Was er angefangen, auch durch mich Elenden draußen in Indien angefangen hat, wird Er auch hinausführen und vollenden. Daß ich mir nichts zuschreibe oder einbilde, dafür ist gesorgt.

„Wenn ich auf meine Sündenrechnung der Missionszeit sehe, wird mir mehr als wehmüthig ums Herz. Verkriechen möchte ich mich, aber nicht unter die Hügel oder Berge, sondern unter Seine Flügel, der noch jetzt alle armen Sünder gern unter sich sammelt. Wenn Er etwas herauszubringen weiß zu Seiner Ehre aus dieser Hälfte meines Lebens — ach und die erste ist ja noch tausendmal jämmerlicher gewesen — so ists eben ein Wunder. Wenn ich meine vorlaufenden Hoffnungen vom Jahr 1835 mit diesem Abschied im Jahr 1862 zusammenstelle, — es ist mir als könne es keinen armseligeren Menschen auf dem Erdboden geben. Daß ich aber so abziehe, ist besser als wenn ich von tollen eingebildeten Träumen erfüllt wäre. „So viel Gnade verscherzt!" seufzte der liebe Gottfried am Ende. Die liebe Pauline hat es ihm in der letzten Zeit auch nachgesprochen. Ich weiß auch nichts anderes zu sagen. Aber Er will ja armer, ärmster Sünder Heiland sein. So sind wir ja, leider, die rechten Leute ganz für ihn. Ich wollte von Herzen um Seines Namens willen, es wäre anders. — Heute ist unseres Pauls Geburtstag. Heute vor fünf Jahren! Ich kann es nicht tragen, mich lebhaft zurückzuversetzen" (15. April 1862).

So sehr ihm nun der Arzt Unthätigkeit empfahl, glaubt er doch für seine Pauline eine Liebesschuld (S. 365) ab-

tragen zu sollen, indem er für Professor Pfleiderer in Kornthal einen Monat lang vikarirte. Kornthal wurde ihm ein rechter Heimwehort. Von dort aus machte er in Stuttgart das Dienstexamen; er hatte einige Fragen schriftlich zu beantworten und eine Predigt auszuarbeiten. Diese hielt er am 22. Juni: „das Lebensbild der Pfingstgemeinde als das Urbild ächt christlichen Lebens für alle Zeiten, auch die unsrige."

Im August wurde ihm die Pfarrei Gruppenbach übertragen. „Ich bin froh, daß ich künftig beim Predigen des Evangeliums verbleiben darf, statt Missionsreden zu halten, obwohl ich ausnahmsweise recht gern mitmachen werde bei Missionsfesten in meiner Nähe. Im Reden von der Mission kommt man leicht zu übertriebenen Schilderungen. Ich habe dazu gar keine Neigung und doch hat es mich Mühe gekostet, als Agent bei den vielen Redegelegenheiten immer ganz bei der Wirklichkeit zu bleiben. Einigemale habe ich dennoch mich verschwatzt, zwar so, daß es wohl Niemand gefühlt hat; allein ich war mir doch bewußt, daß ich gefäckelt hatte, nicht in der Zeichnung, aber in den Farben." Er nimmt sich nun vor, sobald er eine regelmäßige Einnahme hat, dem Herrn seinen Zehnten ehrlich zu bezahlen für die Armen und für Seine Reichssache. Und noch Eines: „Wie kann ein Christenhaus zu ordentlicher Gesundheit kommen oder sie behalten bei dem schwäbischen Sonntagswesen? Der hiesige Schlendrian ist doch groß; die gesunden Begriffe über die wöchentliche Pause sind den Deutschen völlig abhanden gekommen. Denen, die ein Christenleben führen wollen, werde ich diesen Punkt als den Hauptpunkt der Scheidung von der Welt in unsern jetzigen Verhältnissen vorhalten, und wer bei mir wohnt, wird froh sein an dem ganz stillen ersten Wochentage."

Am 2. September zog er mit der gelähmten Mutter und drei Geschwistern ins stille freundliche Pfarrhaus zu Gruppenbach ein. Die Mutter blieb zwar an ihren Rollstuhl gebannt, doch da ihr jüngster Sohn ins Seminar Urach aufgenommen wurde, war ihre Freude voll, alle ihre Wünsche erfüllt. Sie war endlich wieder Pfarrfrau geworden; in jedes Haus und Häuslein wollte sie gehen, wenn sie nur Füße hätte, das werde aufs Frühjahr nachkommen, hoffte sie. H. meint: „Wenn sie wieder gehen lernte, würde ich hüpfen lernen.“

Bei seiner Investitur (7. Sept.) erzählte M., wie er das Vorrecht genossen habe, auf einem vorher brachgelegenen Theile des indischen Feldes an den Anfängen der wichtigsten Arbeiten der Mission sich betheiligen zu dürfen. „Mit fröhlicher Hoffnung und mit dem herzlichen Begehren, dem Herrn treu zu dienen, bin ich vor sechsundzwanzig Jahren ausgezogen. Meine Missionshoffnungen sind, ich darf wohl sagen, mehr als erfüllt worden, aber daß ich ein so gar schwacher, untreuer, unnützer Knecht sei, das hatte ich in jenen jungen Jahren nicht gedacht. Mein jetziges Amt trete ich kleinmüthiger, ich hoffe demüthiger an. Meine Hoffnung, daß sich der Herr auch hier zu seinem Gnadenworte bekennen werde, ist stärker, als die des jungen Missionars. Er, der allein Wunder thut, wolle diese Hoffnung zu unserer Freude und Seiner Ehre erfüllen. Amen.“

Die Mutter aber wurde 8. Oktober von einem Fieber ergriffen, das sie um lieber Gäste willen einen Tag zu verbergen suchte. Es wich keinem Mittel. Da sagte sie, nun wolle sie sehen, ob sie oder ihr alter Freund Barth zuerst sterben werde. Sie lief dem guten Doktor noch den Rang ab. „Da ihr Immanuel nach Urach zu gehen hatte, wünschte sie noch das h. Abendmahl zu feiern; mit vollstem Bewußt-

sein genoß sie es als Abschiedsmahl auf Wiedersehen. Sonntag Nachts waren wir Kinder mit 4 Enkeln am Bett der Sterbenden. Als Karl Weigle von ihr Abschied nahm, sagte sie: Heute Anno 1830 habe ich Deinen Vater, meinen Gottfried, nach Urach gebracht. Das ewige Erbarmen, das gilt. Das waren ihre letzten verständlichen Worte. Vor 1 Uhr (13. Okt.) hörte sie auf zu athmen und lag da mit einem Gesicht, das sagte: Nun bin ich ja ganz fertig, was wollet ihr noch weiter sorgen? Wir Alle haben keine andere Erinnerung von ihr als Erinnerungen an aufopfernde Liebe, unermüdliche Geduld, selbstvergessende Dienstfertigkeit, herzliche, demüthige, überfließende Dankbarkeit, unerschütterlichen aber nicht redseligen Glauben und einen Frieden, den sie allezeit spürbar um sich verbreitete: Gottesgaben, wie Er sie denen schenkt, die in der Kindheit sein Eigenthum werden. — Es wird leer um mich. Wie lang ich noch da bleiben muß? Ich kann das Warten ohne Zweifel wohl brauchen. Der Herr wolle mich eben in Gnaden bald selig machen oder wenn Er anders will, mir die Zeit durch Arbeit und Arbeitssegen verkürzen!"

Anhang.

Der Lebensabend.

Mögling hatte nun das Gefühl, „als wäre sein Leben eigentlich vorbei und als sei das etwa noch Uebrige ein armes Anhängsel an ein an sich schon armseliges Lebensgeschichtlein.“ Sein Lebensabend zog sich aber durch volle 18 Jahre hin, wie um zu zeigen, mit welch ungemeinem Maß von Kraft er von Geburt an ausgestattet war. Doch fällt dessen Schilderung nicht in den Bereich dieses Büchleins. Einige Notizen mögen genügen.

„Am vorletzten Tag rief mich die liebe Mutter noch einmal zu sich und sagte: Lieber Herrmann, wenn ich fort bin, mußt Du eine Frau nehmen: so kannst Du nicht fortleben. Ich sagte weder Ja noch Nein. Nach ihrem Heimgang sah ich aber bald, daß sie recht hatte. Endlich dachte ich, Blumhardt zu fragen, wäre wohl der Mühe werth; ich kannte Niemand als die zuerst in Boll gesehene Bertha Schmidt, eine Einnehmerin der Halbbatzen-Kollekte in Frankfurt. Blumhardt schrieb: Das ist die rechte Frau für Dich. Ich rathe Dir, wie ein Bruder rathet, der auch den Herrn fragt.“ Mögling wunderte sich selbst, wie jugendlich er von neuem auflebte an der Seite einer Braut, die ihn von ganzem Herzen liebte.

Nach Ueberstehung einer Lungenentzündung begab er sich nach Frankfurt und wurde am 1. Mai 1863 mit Bertha

Schmidt (geb. 4. Januar 1824) getraut. Es wurden ihm noch zwei Kinder geboren: Herrmann am 2. April 1864, und Lotte 23. Juni 1866.

In seiner Gemeinde traf er ein Häuflein Erweckter und gab sich viele Mühe, dasselbe zu mehren, ohne merkliche Erfolge zu erzielen. Seine Predigten waren gründlich durchdacht, voll des ächtesten Schriftrealismus, erforderten aber vielleicht schon ein gereifteres Verständniß, als ihm in seiner Gemeinde entgegenkam. Was ihm im Privatgespräch von originellen Aussprüchen entfuhr, hat vielleicht mehr Nachdenken geweckt, als die Darlegung des ganzen Schriftzusammenhangs von der Kanzel. „Der Herr kann ja, wenn Er will, mein letztes armes Stückchen Arbeit segnen, daß mein schwaches Lämplein vor dem Erlöschen noch einen hellen Schein in etliche Herzen gebe, an denen Er sich ein Lob seines Namens bereiten kann. Aber mein Herzleiden macht mich müde und mühselig in der Arbeit. Kann doch nicht genug danken, daß ich es so gut habe, ich unnützer Knecht.“

Im Jahr 1866 erlebte er die Freude, daß seine Schwester Martha nach China zog, um Gattin des Missionars W. Bellon zu werden. Dagegen starb sein Bruder Theodor 1867 nach schweren Leiden. „Daß er vor dem letzten entscheidenden Schlag noch zu beten angefangen, gibt mir Hoffnung.“

Unter zunehmender Müdigkeit und Schlaflosigkeit zugleich, versuchte er es noch einmal mit Kissingen 1869, gab aber dann sein Pfarramt auf und zog (4. Nov.) krank nach Eßlingen. „Auf der wievielten Station? Der Zugführer weiß es; ich altes Passagierlein fahre eben zu und dose leider oft unterwegs. Schnell wird's einmal heißen: Alles aussteigen! Wenn dann nur die Heimat da ist!“ Eßlingen sollte seine letzte Station sein, auf der er in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Er arbeitete nun an der kanaresischen Bibelerklärung des Alten Testaments, die er bis ins 27. Kap. der Sprüche fertig brachte. Gerne vikarirte er für Freunde, diente nach Kräften den evangel. Vereinen in Eßlingen, Calw u. s. w., war auch ein thätiges Mitglied des Pfarrgemeinderaths. Eine große Freude war es ihm, daß sein Sohn Karl Weigle 1875 als Missionskaufmann auf die Goldküste zog, wie seine Maria 1876 als Braut des Missionars Hermelink nach Kanara. Sein Sohn Paul absolvirte 1879 sein juristisches Studium. Fröhlich sah der Alternde zu, wie für ihn selbst „Alles den richtigen Weg ging zur reductio ad nihilum," seufzte auch je und je „nach einem seligen Abschluß seines fruchtarmen Lebens. Keines wird selig unter uns, das nicht die Hölle verdient hätte. Da braucht es nicht viel Nachrechnen. Solang diese Welt besteht, bleibt es wahr, daß wir die Hölle unter uns haben, aber auch, daß ein ewiger Gnadenhimmel mit seiner Gnadensonne über uns ist."

Nach Ostern 1881 kam Manches zusammen, das ihn aufregte. Er bereitete seine am 24. April konfirmirte Tochter Lotte auf das h. Abendmahl vor. Dann erwartete er seinen Karl, der seine Gattin und zwei Kinder in Afrika begraben hatte und zur Erholung zurückkehrte; von Indien aber reisten die Hörnle heraus, die er nun endlich zu sehen hoffte; und Inspektor Schott wollte am 10. Mai in Stuttgart über seine Visitationsreise durch Kanara, Kurg 2c. berichten, dazu mußte er doch auch gehen. Er schrieb mir am 5. Mai: „Am 10. hoffe ich Dich also in Stuttgart zu sehen und zu sprechen, vielleicht in Begleitung von Schwager Hörnle. Habe etwas Heimweh nach meinem Herrmann, der gestern nach Blaubeuren (in's Seminar) zurückreiste."

Am 6. Mai aber warf ihn eine Lungenentzündung aufs Krankenlager. Tags darauf langten die Hörnle an,

die ihn am 8. Mai sehen durften, doch hat er nur dämmerhaft mit ihnen gesprochen; kaum hat er seine Schwester Emilie nach 45jähriger Trennung wieder erkannt. Am 10. Mai hatte er lichtere Augenblicke; er ermahnte sein Lottchen, sie und die Geschwister möchten die Mutter recht lieb haben. Einem Freunde sagte er: „Ich bin eben jetzt auf der Wage, und da stellt sich freilich ein Deficit heraus.“ — Ja, antwortete der Freund, aber dieses Deficit deckt Jesus. — Da flog ein Freudenstrahl über das Gesicht des Sterbenden und er sagte: „Ja, der kann's, der kann's.“ Als ihm einige Worte von Hiller vorgesprochen wurden, die also schließen: Kommt dann dein großer Tag herbei, so laß im Auferstehen, daß Deine Gnade ewig sei, mich auch im Himmel sehen! da sprach er mit leiser, aber fester Stimme: „Dabei bleibt's bis auf den großen Tag, den wir hoffen.“ Sein Sohn Paul kam noch, ihn zu sehen; er durfte ihm die Angen zudrücken (Abends 4 Uhr). Wie ein Sieger lag der Todte da, ein Lächeln auf dem friedlichen Antlitz.

Am 13. Mai wurde er beerdigt. An seinem Grabe sang man nach seinem Wunsche das Lied: O Lamm Gottes unschuldig, am Stamme des Kreuzes geschlachtet. Dekan Kübel, der ihn zuletzt mit geistlichem Zuspruch bedient hatte, schilderte im Anschluß an Röm. 10, 15 den Eindruck, welchen die milde abgeklärte Friedenspersönlichkeit dieses Heilsboten auf seine Umgebung gemacht, und pries die erbarmende Liebe, die sich an ihm verherrlicht habe. Auch Jugendfreunde und Arbeitsgenossen legten Zeugniß ab von dem, was er ihnen und der Mission gewesen. Viele aber in England und Indien fahren fort Gott zu danken, daß er diesen Friedensboten zu ihuen geschickt hat, und was er von gutem Samen ausgestreut hat in manchen Zungen, wirkt fröhlich weiter und stirbt nicht.

Etliche Gedichte

mögen noch als Nachtrag folgen, und zwar zunächst eine Auswahl von

Dasara Pada.

(Mögling sammelte gern Volksgesänge, in welchen dem Christenthum verwandte oder doch an dasselbe anklingende Anschauungen hervortreten. Solcher Art sind die dásara pada, Verse von Wischnu-Verehrern, welche den Glauben an Einen Gott empfehlen. Mit diesen nahm er Umwandlungen vor, welche den Kanaresen statt Wischnu, Hari, Krischna, Wittala 2c. den Herrn Christum anpriesen. Durch Uebersetzungen ins Deutsche suchte er seinen Landsleuten einen Begriff von dem Besten zu geben, wozu heidnisches Denken und Ahnen sich aufzuschwingen vermocht hat.)

Heiliges Baden.

Kommet her, kommt her zum heil'gen Baden!
Ichheit, Ichsucht ist der Seele Schaden.
Heilig Bad ist, Eltern liebend achten,
Bad, zu lösen, die in Banden schmachten.
Heilig Bad ist, an den Himmel denken,
Ganges-Bad ist, sich in Gott versenken.
Kommet her 2c.

Bad ist's, fremden Weibes nicht gelüsten,
Bad, nicht Andre schmähend sich zu brüsten.
Heilig Bad, den Nächsten nicht berauben,
Ganges=Bad, an's ew'ge Wesen glauben.
Kommet her 2c.

Selbst sich prüfen ist ein heilig Baden,
Bad ist's, seinem Nächsten nicht zu schaden.
Bad, ihn auch mit Worten nicht betrüben,
Ganges=Bad, stets heil'ge Andacht üben.
Kommet her 2c.

Bad, an heil'ger Stätte Gott verehren,
Bad ist's, über gar nichts sich beschweren.
Bad ist es, zu steu'rn dem bösen Auge,
Aufzugeh'n in Andacht, Ganges=Lauge.
Kommet her, kommt her zum heil'gen Baden,
Ichheit, Ichsucht ist der Seele Schaden.

Das wahre Bad.

Den Leib im Bad mit Wasser zu besprützen,
Was kann's dem Ruh'= und Glaubenslosen nützen?

Almosen reichlich spenden, das heißt Baden.
Zu Gottweisheit sich wenden, das heißt Baden.
Dem Fleische nichts erlauben, das heißt Baden.
An Hari innig glauben, das heißt Baden.

Bad ist's, dem Guru Lieb' und Treue zeigen,
Bad ist's, vor Alten sich in Ehrfurcht neigen.
Bad ist's, zum Festmahl heil'ge Gäste rufen;
Bad, Gott sich nahen auf des Glaubens Stufen.

Böse Gemeinschaft meiden, ist ein Baden.
Sich von den Sünden scheiden, ist ein Baden.
Dem heil'gen Wittla herzlich sich ergeben
In dieser Welt, ist wahres Bad und Leben.

Der heilige Name.

Zucker kauft, kauft Zucker, Leute! Reinerer wird nicht gefunden.
Selig, wer des heil'gen Krischna-Namens Süßigkeit empfunden.

Edle Waare! läßt sich nicht in grobe Säcke drücken.
Edle Waare! nicht beschwert sie trägen Viehes Rücken.
Edle Waare! zins- und zollfrei ist sie aller Orten.
Reich, wie sie, macht keine unter allen Waarensorten.

Nie verdirbt die Wundersüße, sag ich ohne Prahlen;
Kaufe vollauf! Gold und Silber brauchst du nicht zu zahlen.
Das Geschmeiße frißt sie nicht, nie mindert sich die Masse,
Diese Süß' ist stadtberühmt, bekannt in jeder Gasse.

Brauchst um sie von Markt zu Markt nicht müde dich zu laufen,
Noch am Krämerladen mühsam feilschend sie zu kaufen.
Süß, ach süß schmeckt dieser Zucker allen frommen Zungen,
Allwärts wird sein Lob von sel'ger Jünger Mund besungen.

Der Weg zur Seligkeit.

Umsonst kann Keiner selig werden.

Im Glauben mußt dein Herz du fassen,
Flieh'n zorn'gen Weltsinns Prahlerei und Prassen,
Das Zweifeln mußt du gründlich hassen,
Den Leib dem Dienst der Tugend überlassen.

Sündlichem Zorne mußt du wehren,
Den Hirtenfürsten Krischna tief verehren,
Dem Nächsten mußt du Lieb' erweisen,
Dem Guru trau'n, den Sünden dich entreißen.

Absagen mußt du Fleischeslüsten,
Darfst dich hinfäll'gen Leibes gar nicht brüsten.
Nach Himmelsgütern mußt du streben,
Dem heil'gen Wittla glaubig dich ergeben.

Betet Hari an, weil ihr Menschen seid.

Ein Großes ist's, als Mensch geboren sein. Verloren
Gebt ihr so leichtlich dieses Glück, ihr arme Thoren!

Weil Aug' und Ohr und Zung' und Händ' und Füß' ihr habt,
Freßt Erdenstaub ihr und euch selbst die Grube grabt!
Um Weib und Feld verscherzet ihr die Lebensspeis.
Verwerft den heil'gen Namen, gebt die Seele preis!

Wenn euch die Todesengel fassen an der Hand,
Ist „Wartet, wartet" schrei'n und bitten eitel Tand.
D'rum sammelt Schätz' euch guter Werke, die besteh'n,
Und laßt die Seel' im Weltgetrieb nicht untergeh'n.

Daß ihr des Weltenfürsten habt vergessen gar!
Erlöst euch Gold denn? oder Korn? der Söhne Schar?
Jetzt endlich doch von ganzem Herzen euch bekehrt!
Den Herrn, Purandra Wittla, inniglich verehrt!

Meiner Pauline zum 15. März 1845.

Von Gottfried.

Einst sprudelte bald trüb, bald hell
In meiner Brust der Lieder Quell,
Ist er denn nunmehr ganz versiegen?
Nur Selbstbetrug, in Freud' und Schmerz,
Erfüllte da mein armes Herz,
Hätt' ich doch lieber ganz geschwiegen! —

Soll, da mein Herz, von Lieb' erfüllt,
Geliebte, dir sich ganz enthüllt,
Der Born nicht neu und reicher quillen?
Der Herr wird's schenken — Sein und Dein
Soll all' mein künftig Dichten sein;
Er lenk' mein Lied nach seinem Willen.

Wie Du mir innig bist vertraut
Als meiner Seele holde Braut,
Möcht' ich in tausend Liebesnamen singen;
Von allen, doch am köstlichsten,
Am inhaltsreichsten, tröstlichsten
Will mir der süße Muttername klingen.

So ist denn, Traute, Dir mein Herz
Für alle Zeit und allerwärts
In treuer Gattenliebe zugewendet.
Und über Dir, Du Liebste, wacht
Auch in der trübsten Thränennacht
Der Vater, der die besten Gaben spendet.

Gruß der Uhr (Casamasors) an ihre Herrin.

22. Oktober 1849.

Seit langen Jahren maß ich Tag und Stunden
Für einen Herrn, der nützte seine Zeiten,
Um auf das Jenseits treu sich zu bereiten,
Mein Gang war mit dem seinen eng verbunden.

Die tausendmal mich sorgsam aufgewunden,
Die Hand ließ krank und zitternd mich entgleiten.
Ich war verwaist: nun laß mich Dich begleiten,
Da mir der alte, liebe Herr entschwunden!

Will Dich in gold'ner Morgenstunde rufen,
Daß Du Dir frühe holest einen Segen
Für's Tagwerk von des Gnadenthrones Stufen,
Und dann Dich freundlich jede Stunde grüßen
Bis — ich dem Staub und Du dem Licht entgegen —
Wir beide aus der Zeit einst scheiden müssen.

Bitte am Dreieinigkeitsfest 1846.

Von Pauline.

Jesu, treuer Hirte,
Komm, o komm zu mir!
Suche das Verirrte,
Ziehe es zu dir!

Komm, o Herzenssonne,
Gieß mit deinem Schein
Leben, Licht und Wonne
In mein Herz hinein.

Sieh' doch auf mich Arme
Und errette mich;
Jesu, ach erbarme
Deines Kindes Dich!

Gib dem todten Herzen
Einen Lebensschlag,
Daß es nicht mehr scherzen
Mit der Sünde mag!

Nimm das Herz von Steine
Gib ein fleischern mir,
Das nur such' das Eine,
Zu gefallen dir.

Reiß die Eigenliebe
Mit der Wurzel aus,
Alle Sündentriebe
Wirf, o Herr, hinaus.

Pflanze neues Leben
In dem Herzensgrund,
In dir, Herr, zu weben,
Alle Tag' und Stund'.

Leite meine Schritte
Durch dies Pilgerthal,
Bis die ird'sche Hülle
Bricht nach deiner Wahl.

Und dann send aus Gnaden
Einen Engel her,
Der den Geist entladen
Bring vor dich, o Herr;

Wo mit Myriaden
Der Erlösten ich
Deine Gnadenthaten
Singe ewiglich.

Druckfehler.

Seite 69 Zeile 4 von oben statt im lies in.
„ 116 „ 1 „ unten „ war lies gab.
„ 139 „ 11 „ „ „ Bramahnen lies Brahmanen.
„ 170 „ 6 „ oben „ Er lies Pauline.
„ 181 mitten statt schießen lies schicken.
„ 212 „ „ Elephante lies Elephanta.
„ 296 „ „ Zuhören lies Zuhörern.
„ 327 Zeile 8 von unten statt an lies von.
„ 365 „ 11 „ oben „ nur „ nun.
„ 368 „ 11 „ unten „ mager lies magerer.



